

Dr. Max Ebert,
geb. d. 4. 8. 1879, gest. d. 15. 11. 1929.
Ordentl. Professor der Vorgeschichte in Berlin,
Ehrenmitglied der Elbinger Altertumsgesellschaft seit 1923.

Elbinger Jahrbuch

Zeitschrift der
Elbinger Altertumsgesellschaft und der
Städtischen Sammlungen zu Elbing



Erscheint in zwangloser Folge
Im Auftrage der Elbinger Altertumsgesellschaft
herausgegeben von
DR. BRUNO EHRLICH

Heft 8

Mit 11 Abbildungen

Kommissionsverlag von Léon Saunier's Buchhandlung (Carl Peicher) Elbing
Elbing 1929

Zuschriften sind an den Herausgeber
Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Yorkstrasse 8, zu richten

Für den Inhalt der veröffentlichten Abhandlungen usw.
sind die Verfasser derselben verantwortlich

Druck von E. Wernichs Buchdruckerei, Elbing

Inhaltsverzeichnis

Abhandlungen

MUSIKGESCHICHTE DER STADT ELBING

Teil I

Bis zum Ausgang der polnischen Zeit

Von

HERBERT GERIGK

Vorbemerkung

Eine Darstellung der Musikgeschichte der Stadt Elbing bedarf keiner Rechtfertigung. Die Arbeit will und kann nur ein kleiner Baustein zu der grossen Aufgabe einer Musikgeschichte Ostpreussens sein.

Da ich die erste systematische Quellenarbeit über den in Frage stehenden Gegenstand gebe, die das erreichbare Archivmaterial verwertet, mussten in etlichen Abschnitten als Grundlage der Ausführungen Einzelheiten über Einzelheiten gebracht werden, so dass die grossen Entwicklungslinien und ihre Berührungspunkte mit dem gesamtdeutschen Verlauf vielleicht nicht überall genügend berücksichtigt scheinen. In erster Linie soll das Material in eine gewisse Ordnung gebracht werden. Die Arbeiten Dörings sind zwar in manchem Punkt wichtige Vorstufen, sie halten jedoch einem wissenschaftlichen Massstab selten stand. Überragende Persönlichkeiten, die eine ausführliche Sonderbehandlung beanspruchen würden, begegnen uns nicht, zumal wir die Darstellung an der Schwelle der neueren Zeit mit dem Jahre 1772 abbrechen lassen.

So wie die Stadt Elbing zu allen Zeiten ein eigenes Gesicht gezeigt hat (sie nahm bis zur ersten Teilung Polens 1772, wobei sie an Preussen fiel, eine Sonderstellung unter den deutschen Städten ein), trägt auch der musikgeschichtliche Ablauf des Geschehens

ein durchaus selbständiges Gepräge. In Einzelheiten konnten wichtige, wechselseitige Beziehungen zwischen Elbing und seinen Nachbarstädten Danzig und Königsberg aufgedeckt werden.

Ursprünglich trug sich Fräulein Dr. Irmgard Leux mit der Absicht, eine Musikgeschichte der Stadt Elbing anzufertigen. Nachdem sie Abstand davon genommen hatte, stellte sie mir liebenswürdigerweise ihr Material zur Verfügung, wofür ihr an dieser Stelle gedankt sei. Es bestand im Wesentlichen in einer Aufstellung der vorhandenen Literatur und in Exzerpten der Rats-Rezesse. Bei nochmaliger Durchsicht der wenig übersichtlichen Handschriften konnte das Material noch erheblich erweitert werden.

Zu Dank verpflichtet bin ich weiterhin Herrn Professor Dr. Müller-Blattau für seinen nie versagenden Rat und seine bereitwillige Unterstützung bei der Abfassung der Arbeit. Die Durcharbeitung der Elbinger Archivbestände wurde mir in erster Linie durch das Entgegenkommen und die Hilfe von Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Lockemann (jetzt Jena) ermöglicht. Wertvolle Ratschläge verdanke ich Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Bauer. Herr Professor Dr. Ehrlich hat in entgegenkommendster Weise die Herausgabe der Arbeit im Elbinger Jahrbuch übernommen. Schliesslich möchte ich noch all den Einzelpersonen und Körperschaften danken, die meine Arbeit durch besondere Auskünfte gefördert haben, an erster Stelle den Kirchengemeinden der Stadt Elbing.

Herbert Gerigk.

A. Verzeichnis der gedruckten Literatur.

Döring, Gottfried: Beiträge zur Geschichte der Musik in Preussen. In: N. Pr. Pr. Bl., 3 F. Bd. 11, 1866.

Döring, Gottfried: Choralkunde, in drei Büchern. Danzig, 1865.

Döring, Gottfried: Geschichte und Beschreibung der evangelischen Hauptkirche zu St. Marien in Elbing. Elbing, Neumann-Hartmann, 1846.

Döring, Gottfried: Zur Geschichte der Musik in Preussen. Ein historisch-kritischer Versuch. Elbing, Neumann-Hartmann, 1852.

Döring, Gottfried: Die Musik in Preussen im 18. Jahrhundert. In: Monatshefte für Mus.-Gesch., 1. Jg., 1869.

Döring, Gottfried: Nachrichten über musikalische Erscheinungen in Elbing bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. In: Altpr. Monatsschrift, neue Folge, 5. Bd. 1868.

Eitner, Robert: Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Berlin, 1877.

Elbing. Hrsg. vom Magistrat Elbing, bearb. von Theodor Lockemann. Berlin-Halensee, 1926. (Mit Aufsätzen zur Geschichte und Kulturgeschichte Elbings.)

Kerstan, Eugen, Gustav: Die evangelische Kirche des Stadt- und Landkreises Elbing von der Reformation bis zur Gegenwart. Elbing, 1917.

Küsel, Georg: Beiträge zur Musikgeschichte der Stadt Königsberg i. Pr. Königsberg, 1923.

Leux, Irmgard: Ueber die „verschollene" Händel-Oper „Hermann von Balcke". Ein Beitrag zur Elbinger Musikgeschichte. In: Archiv für Musikwiss. 1927, Heft 4.

Mayer-Rainach, Albert: Zur Geschichte der Königsberger Hofkapelle in den Jahren 1578—1720. In: Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft, Jg. 6, 1904/05.

Meyer, Sophie: Die Gesetze der Spielleute zu Mewe. In: Altpr. Monatsschrift, Bd. 44, 1907.

Müller-Blattau, Jos. M.: Die Erforschung der Musikgeschichte Ostpreussens. In: Altpreussische Forschungen, Jg. 3, 1926.

Müller-Blattau, Jos. M.: Die Kompositionslehre Heinrich Schützens in der Fassung seines Schülers Christoph Bernhard. Leipzig, 1926.

Neubaur, L.: Der Komponist Jean du Grain in Elbing. In: Mitteil. d. Westpr. Gesch.-Ver. Jg. 14, 1915.

Rauschning, Hermann: Musikgeschichte Danzigs. Kap. IV. Dissertation, Berlin, 1911.

Toeppen, M.: Elbinger Antiquitäten. Danzig, 1871.

Toeppen, M.: Die preussischen Geschichtsschreiber des 16. und 17. Jahrhunderts. Bd. 6. Leipzig, 1881.

Toeppen, M.: Akten der Ständetage Preussens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Bd. 3. Leipzig, 1882.

Tolckemit, A. N.: Elbingscher Lehrer Gedächtnis. Danzig, 1753.

Tresslerbuch, Das Marienburger, der Jahre 1399—1409, hrsg. von E. Joachim. Königsberg 1896.

Die nur einmal herangezogenen Werke sind in den Fussnoten des Textes bibliographisch genau angegeben.

B. Verzeichnis der benutzten Akten und Handschriften des Stadtarchivs Elbing.

1. Rupson: Annales Elbingensis.
2. C. E. Ramsey: Index Recessuum caus. publ. II
3. Regestrum ex Recessibus caus. publ. alphabetic.
4. Jac. Lange: Extracta ex Recess. publ. 3 Bände.
5. Gotsch: Chronik 6 Bände.
6. George Nenchen: Chronik der Stadt Elbing 1733.
7. Inventar der Marienkirche 1741.
8. Gotsch: Journal 4 Bände.
9. Drabitz: Chronik 2 Bände.
10. Dewitz u. D. G. Fuchs: Vermischte Schriften.
11. Dewitz: Historische Briefe.
12. Christliche Kirchen-Ordnung.
13. C. D. Zamehl: Zeitregister. 2 Bände.
14. Nov. Antiqua Elbingensia.
15. Quittbuch von S. Marien von 1762 an.
16. Woit: Collectanea varia.
17. C. D. Zamehl: Elbing. Nekrelogien.
18. Fuchs: Recess-Register.
19. Manuscripta Elbingensia.
20. Collectanea varia.
21. Ecclesiastica Elbingensia 1 und 2.
22. Dewitz: Chronik von Elbing.
23. Collectanea, die Kirchen betreffend.
24. S. Nicolai Kirchen Rechnungsbuch, 1656/1668.
25. Recessauszüge I.
26. Ratsrecesse.
27. Joh. Lange: Collectania Gymnastica.
28. Amelungs Chronik.
29. Ramsey: Manuscripta Elbingensia.
30. Inventar von St. Marien.

Die Quellen werden im Verlaufe der Arbeit nach folgendem Schema zitiert: B 22, 357 = Handschrift Nr. 22 p. 357. Mit Rücksicht auf die im Gang befindliche Neuordnung des Stadtarchivs Elbing ist auf die Angabe der in Bälde ungültig werdenden Signaturen verzichtet.

Das Musikwesen in Preussen und Elbing im Mittelalter.

Den Nachrichten über die Kunstübung früher Zeiten gehen fast durchgängig Überlieferungen von lebenswichtigeren Dingen vorauf. Und die ersten Dokumente pflegen sich meist erst aus dem allgemein-historischen, kulturellen Zusammenhang heraus völlig erschliessen, teilweise überhaupt erst deuten zu lassen. So wird die gelegentliche Miteinbeziehung der geschichtlichen Vorgänge in die Darstellung im Umriss zum Verständnis unerlässlich sein.

Die Stadt Elbing ist im Jahre 1237 von den Rittern des Deutschen Ordens gegründet worden, ein halbes Jahrzehnt, nachdem sie in das Preussenland gekommen waren (1231), um es dem Christentum zu gewinnen. Es war kein völliges Neuland, das sie der deutschen Kultur zu erobern suchten.[1]) Das Land an der unteren Weichsel war bereits durch zwei Jahrtausende germanischer Boden gewesen. Gegen Ende des ersten Jahrtausends sassen hier die Rugier, in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten die gotischen Gepiden. Die Kultur aber des baltischen Stammes der alten Preussen, die im 6. Jahrhundert n. Chr. gegen die Weichsel vordrangen, war durch die zurückgebliebenen germanischen Reste und durch die mit den Preussen Handel treibenden Skandinavier nicht unbeeinflusst geblieben. Unweit des heutigen Elbing, in südlicher Richtung lag der durch Wulfstans Bericht bekannte Handelsort Truso.

Döring glaubt den alten Preussen die Anfänge eines Volksgesanges zusprechen zu dürfen. Trotzdem keine musikalischen Denkmäler erhalten sind, ist seine Annahme doch sehr wahrscheinlich. Man kann sie wenigstens mit einigen alten Texten stützen, die zweifellos auf bestimmte Melodien vorgetragen sind.[2])

---

[1]) Vgl. W. La Baume: Die vor- und frühgeschichtliche Bevölkerung Ostdeutschlands. E. Keyser: Die deutschen Siedlungen in Pommerellen, beide in: Der Kampf um die Weichsel, hrsg. v. E. Keyser, Stuttgart 1926, p. 30 ff. und 39 ff. Weitere Literatur ebenda, p. 177; B. Ehrlich: Die alten Preussen. in: Der ostdeutsche Volksboden, hrsg. von W. Volz, Breslau 1926, p. 265 ff.

[2]) G. Döring: Musik in Preussen. p. 3, berichtet nach Hartknoch, Altes und neues Preussen p. 179, 132, 167 von drei Liedern, einem Klagegesang um einen geliebten Toten (Halele, lele, y procz ty umart? Warum bist du gestorben?), von einem Abschiedslied der das väterliche Haus verlassenden Braut und von einem Opferhymnus der Priester.

Die Vermutung wird ferner nahegelegt durch die hohe Blüte der Volkspoesie bei den stammverwandten Litauern, in deren Dainos. Widerlegt sind diese Zusammenhänge bisher jedenfalls noch nicht. In der Frühzeit des Ordens fliessen die Quellen über musikalische Betätigung sehr spärlich. Einmal mangels Überlieferungen, zum andern wird sich aber auch in den kampfreichen ersten Jahrzehnten der Ordensarbeit wenig, vielleicht gar keine Gelegenheit zu künstlerischer Betätigung geboten haben. Den gregorianischen Choral brachten die Kreuzritter allerdings schon als Bestandteil des Gottesdienstes mit. Dem kriegerischen Handwerk angemessen dürfen wir allenfalls noch Schlachtengesänge vermuten.[3])

Elbing war einer der Hauptstützpunkte des Ordensstaates und stand während des ganzen Mittelalters neben Danzig und Thorn an wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung weit vor Königsberg. Wir dürfen in diesen frühesten Jahrhunderten bei einer Stadtgeschichte unbekümmert die Nachrichten und Bemerkungen über Musik aus dem ganzen Ordensstaat verwerten. Die Kunstübung jener Zeit trägt für uns so sehr typischen Charakter, in erster Linie mangels jeglicher ästhetischen und individuellen Überlieferung, dass es für das Gesamtbild mehr oder weniger nebensächlich ist, ob von Marienburg, Elbing oder von einem anderen Ort gesprochen wird.

Wie sah es im mittelalterlichen Deutschland in musikalischer Hinsicht aus? An erster Stelle stand der gregorianische Choral, der seit Karl dem Grossen in Deutschland nachdrücklich und einheitlich gepflegt werden musste. Die ursprüngliche, bodenständige Volksmusik wurde gewaltsam niedergehalten. Die folgenschwere Berührung christlicher und germanischer Musikauffassung blieb allerdings für den gregorianischen Gesang auch nicht ohne Einfluss. Der nordische Mensch steckte ihn in eine seiner Wesensart entsprechende Rhythmik, die ihm die schwebende Leichtigkeit nahm und wuchtigen Ernst verlieh.

Bald zeitigte der fruchtbare germanische Geist schöpferische Um- und Weiterbildungen des ihm aufgezwungenen Materials Die Sequenz (vom 9. Jahrhundert ab) gehört dahin. Man unterlegte den langen Tonreihen des Halleluja in den Messgesängen lateinische Texte. Die Weisen drangen grossenteils ins Volk, das sie bald in Übersetzungen sang. Aus einer Ostersequenz — das als Beispiel — ist das heute noch gesungene „Christ ist erstanden" geworden. Die Gregorianik mit ihren einstimmigen Weiterbildungen wird im wesentlichen der Umkreis dessen gewesen sein, was der Orden mitbrachte. Die Thorner Chronik

[3]) Döring: Musik in Preussen, p. 3. „Die Geschichte nennt uns das »Wir glauben all' an einen Gott« und »Christ ist erstanden«". S. a. Döring: Choralkunde, p. 14 Fussnote (1362).

von 1293 bis 1394 berichtet: Worauf die Christen (1362 nach Erstürmung des festen heidnischen Hauses Kauen) fröhlich begannen, das Loblied zu singen: „Christ ist erstanden" (zitiert nach Döring: Choralkunde, p. 14). Die Kunst der Motette dürfen wir in dieser Zeit in Deutschland kaum vermuten. In Frankreich entstanden, ist sie als mehrstimmige Weiterführung des gregorianischen Chorals anzusehen. Man sang zu den festliegenden Kirchengesängen, auch wohl über bis zur Unkenntlichkeit gedehnte Teile derselben, ein bis zwei andere Stimmen, deren jede ihren eigenen Text erhielt. In Deutschland wurde diese Musikgattung erst fast zwei Jahrhunderte später aufgenommen. Wir werden also mit grosser Wahrscheinlichheit sagen dürfen: Die Musikübung in Preussen zur Ordenszeit war einstimmig.[4])

Einen beträchtlichen Anteil darf jedoch die weltliche Musik beanspruchen. Aus früher Zeit hören wir davon, dass bei Zusammenkünften der Ordensherren, beim Einzug in Nachbarstädte Pfeifer, Trompeter und Posaunisten bliesen. Zahlreiche Nachrichten über fahrende Spielleute, über Liedsprecher sind erhalten. Bei der Betrachtung dieses Teils der Musikpraxis ist die Tatsache bisher übersehen worden, dass bald nach Errichtung der Burg Elbing (wie auch bei den übrigen Ordensniederlassungen in ähnlicher Weise) deutsche Kolonisten, hier aus Lübeck und Westfalen[5]) die Altstadt Elbing gründeten. Die Bürger, vorzugsweise werden es Handwerker und Kaufleute gewesen sein, sind gewiss nicht ohne Einfluss auf die weltliche Musik geblieben, wenn auch der Orden als der eigentliche Kulturträger zu gelten hat. Diesen Einfluss dürfen wir annehmen, trotzdem keine direkte Überlieferung vorhanden ist. Es muss unmittelbar einleuchten, dass die Ansiedler ihre Heimatgesänge mitbrachten, die mit der bodenständigen Volksmusik im Laufe der Zeit eine eigene Verbindung eingingen, sich im einzelnen vielleicht auch rein erhielten. Etwas von der Volkskunst können wir wohl in der Bemerkung des Tressler-Buches (p. 33) aus dem Jahre 1399 fassen: „1 ferto den juncfrauwen zu Graudencz zum Borgharde, alzo sie unserm homeister zu sungen am donrstage Dyonisii." Weiterhin weisen die Musikbrüderschaften auf den Musikbedarf des Bürgers bei internen wie öffentlichen Festlichkeiten (Hochzeit, Kindtaufen, Bürgerfeste) und anderen Anlässen (Begräbnis) hin. Die „Gesetze der Spielleute zu Mewe" haben sich im Original erhalten.[6]) Ihre Entstehungszeit darf man um die Mitte des 14. Jahrhunderts ansetzen. Dass das Musizieren dennoch

---

[4]) Diese Zusammenhänge sind im Umriss erstmalig von J. M. Müller-Blattau dargestellt in dem Aufsatz „Die Erforschung der Musikgeschichte Ostpreussens", Altpr. Forschungen, Jg. 3, Heft 1 1926.

[5]) B. Ehrlich in: Elbing, bearb. von Th. Lockemann, Berlin-Hallensee 1926, p. 6.

[6]) Veröffentlicht von S. Meyer in Altpr. Monatsschrift Band 44, Kbg., 1907

stark höfisch gebunden war, bezeugt der Sprachausdruck in dem genannten Manuskript: houiren (hofieren) = musizieren. Einen mittelbaren Beleg für den Anteil des Bürgertums an dem Musizieren bringt Hagen[7]: In der der Stadt Marienburg von dem Hochmeister Winrich von Kniprode 1365 erteilten Willkühr lautet eine Bestimmung dahin, dass keine Vedeler (Fiedler, Spielleute) noch sonst allerlei begehrende Kympanie uneingeladen zu der Bürger Tisch kommen sollen. Auch das öffentliche Musizieren solcher Künstler wird beschränkt. „Es sollen, liest man, keine Pfeifer pfeifen nach der Glocke (nach der neunten Stunde) auf der Gasse oder vor den Häusern." Selbst die Ordensritter vergnügten sich mit weltlichem Spiel. Das Ordensstatut verbietet ihnen ausdrücklich das Gaffenspiel, „das durch weltliche Hoffahrt zu des Teufels Dienste getrieben wird", wobei „Caffespiel" als Narretei allgemein gilt (Voigt, Gesch. Marienburgs p. 62). Vielleicht ist auch das Zuschauen bei weltlichen Festen damit gemeint.

Es sei nun versucht, die überkommenen Aufzeichnungen — das Tresslerbuch (1399 bis 1409) bietet die meisten und stellt somit die weitaus wichtigste Quelle dar — systematisch zu ordnen und, soweit zulässig, Schlüsse für das allgemeine Bild daraus zu ziehen. Das Marienburger Tresslerbuch zeichnet die gesamten Ausgaben des Hochmeisters aus den genannten Jahren auf. Was dabei für Musik und Musiker aufgewandt wird, steht fast ausnahmslos in Zusammenhang mit hohen Besuchen, Heiligenfesten, Visitationen. Ausser dieser Reihe stehen zum Teil die Zuwendungen für durchreisende Fahrende. Freilich dürfen wir bei alledem keine besonderen Erwartungen in bezug auf Elbinger Verhältnisse hegen.

Für den einstimmigen geistlichen Gesang war eine Blütezeit, das schreibt schon Döring (Musik in Preussen p. 4), die Regentschaft des Hochmeisters Luther von Braunschweig (1331 bis 35). Von ihm wie dem Ordensmarschall Siegfried von Dahenfeld wird berichtet, dass sie je nach den Tagen des Friedens und Kampfes Harfe und Schwert wechselten. Zu seiner Zeit wurde Marienburg ein geistiger Mittelpunkt, wo sich die angesehensten Sänger und Dichter versammelten. Er ordnete die Teilnahme der Schüler an dem Kirchengesange an. Am besten illustriert das ein Passus aus Nikolaus von Jaroschins „Kronike von Pruzinlant":

Ouch satzte er vil sêliclîch
daz man solde tegelîch
Gote zu lobis renten

[7]) Hagen: Geschichte des Theaters in Preussen, in N. Pr. Pr. Bl. Jg. 1850 Band 10 p. 222.

in des ordins coventen
eine vrûmesse helden î
und ouch ordenlîche dî
singen mit den noten
einen tac vor dî tôten
den andern von Marien
der edeln wandils vrîen.

Bei den „Frumesschülern“ handelt es sich um jüngere Geistliche, denen der Kirchengesang obliegt.[8]) Wir entnehmen das der Wirtschaftsordnung des Elbinger Herrenhauses[9]) Das Tresslerbuch nennt unter den Schülern der verschiedenen Ortschaften am häufigsten Marienburg und Elbing. Dass Elbing auf dem Gebiet des Schul- und Gesangwesens vorbildlich gewesen sein muss, geht aus einer Königsberger Urkunde vom Jahre 1381 hervor. Das Königsberger Domkapitel verspricht darin, den Altstädtern einen Schulmeister zu geben, der die Kinder lehren soll „allerley freie Künste, nach der Gewohnheit der Schule in der Altenstadt zu Elbing und halten seinen Chor mit Gesange, als man denn zu Elbing haelt“.[10]) Der Frühmesseschüler geschieht Erwähnung im Tresslerbuch p. 86, 10: „1 m. Johanni dem frumesseschuler geben am obunde Symonis et Jude, dem der meister dy kirche gab zu Penczow“ (1400), und wahrscheinlich dürfen wir auch folgende Notiz daraus hier einreihen (p 366, 33): „1 m. dem caplan zu Papow, der so wol sang zam die nachtigal“.

Am zahlreichsten sind in den Quellen die Nennungen der Spielleute (sesshafte und fahrende). Wenn wir uns zunächst einen Überblick verschaffen, muss die hohe Zahl der durchziehenden Musiker auffallen. Der Musikerstand hatte lange um die Anerkennung seiner persönlichen Rechte zu kämpfen gehabt. Bekannt sind ja die Gesetze, die ihm die elementarsten sozialen Rechte absprachen (Sachsen- und Schwabenspiegel, auch viele Stadtrechte). Für eine zugefügte Unbill durfte der Spielmann vielerorts zur Sühne nur den Schatten seines Feindes schlagen. Im Laufe der Zeit hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, daß die Spielleute der weltlichen und Kirchenfürsten von ihren Herren mit Freibriefen ausgestattet wurden — der Wandertrieb lag dem Künstlervolk von jeher im Blute — worauf sie von den Städten und Höfen gastlich aufgenommen wurden. Tat man einem solchen Fahrenden etwas zuleide, galt das als Beleidigung seines Herrn. Nebenher dienten die landeskundigen Spielleute ihren Herren vielfach als Boten und als Spione in fremden Gebieten.

---

[8]) Müller-Blattau a. a. O. p. 78.
[9]) Veröffentlicht v. W. Ziesemer, Sitzgsber. Prussia 1922/23.
[10]) Zitiert nach Küsel: Beitr. zur Musikgeschichte der Stadt Königsberg p. 8. Original im Urkundenbuch des Bistums Samland Nr. 280.

Das Tresslerbuch als die ergiebigste Quelle nennt uns Spielleute, Pfeifer und Fiedeler, wohl auch Basuner und Liedsprecher folgender Herren:

Der konigyne pfiffern von Bemen (25 m. gegeben: das gelt gab in der voith zum Brathean, als der meister do was. (p. 157,24.) 1402.

4 m. dem fedeler von Behemen gegeben 1405 (p. 361,12) 1 m. Cunczen dem uslendischen fedeler gegeben (zum Sthume) 1406, (p. 401,11), gleich dahinter: 12 m. Kunczen des koniges von Behemen fedeler gegeben am sontage vor Laurencii. Dito p. 404,5 (2 m.).

2 m. des herzogen von Beyern dren fedelern 1406, p. 404,12. — 3 m. des herzogen Ernst pfedeler von Beyer gegeben. 1404, p. 318,28.

1 m. des bischofs fedelern von Bremen gegeben. 1403, p. 252,6.

1 m. des herzogen sprecher von Bryge. 1409, p. 534,1, p. 540,2.

1 fird. 2 troppeler des grofen von Clewen. 1409, p. 559,37.

2 m. des von erlemonden fedelern. 1403, p. 240,4.

2 m. 2 scot des erzbischofs von Gnyszen pfiffern gegeben. 1405, p. 354,33. — Des herren erzbischofes von Gnysen 2 trompelern, iclichem 1 m. 1408, p. 505,2. — Morunge: item 3 m. des herren bischofs von Gnysen 2 pfyfern und eyme basuner. 1409, p. 530,21. — Item 2 m. des selben (Gnysen) bischofs trompelern (troppelern) — item 19 m. 10 scot minus 2 den. vor dy selben us den herbergen zu losen zwischen hy und Thorun, als sy her zogen. item 18 m. 21 scot und 18 den. vor dy selben of der heymreyse von Marienburg bis zu Thorun us den herbergen zu losen. 1409, p. 556,13.

Herzog Wytowt von Litauen. 4 m. den spilluthen gegeben vor eyn pherd, die zu herzoges Wytowtes frauwe zogen. 1399, p. 25,23. — 4 m. herzoge Wytowtes pfyfern gegeben am dinstage vor Barnabe apostoli. 1399, p. 28,15. — 3 m. herzog Wytowts pfiffern gegeben, als die bischove hie die andern kroneten, 1405, p. 363,16. — 8 m. Herzog Wytowts pfifern of dem tage gegeben, 1406, p. 398,28. — 2 schog bem. gr. herzog Wytowts Pfyffern item ½ m. die selben pfyffer us der herberge zu losen am frytage noch conversionis Pauli. 1407, p. 417,18. — 5 m. 5 trompelern, als herzogen Wytawten 3 trompelern iclichem 1 m. 1408, p. 505,2. — 6 m. Wytowts pfiffern zu Schonesebe gegeben. 1404, p. 325, 5. (Schönsee?)

6 m. des herren herzogen vom Lottryngen herolde und spiluthen gegeben. 1400, p. 60,38.

1 m. des von Mansfelt fedeler. 1409, p. 553,33.

½ m. des grofen sprecher us der Marke, 1409, p. 524,2.

1 m. des herren spilman von Meylan gegeben von des grosskompthur wegen. 1399, p. 14,32. – 1 m. des herren spilman von Melan. 1399, p. 20,4. — 3 m. des herren spilman Meylan gegeben 1399, p. 26,25. — (1/2 m. eyme alten spilman geben von Melan. 1401, p. 125,31.)

4 m. der herzogen von Mikelburg spilluthen gegeben (vom „Huskompthur zu Konigisberg"). 1402, p. 183,10. item 1 m. des herzogen von Mekelburg spilluten von des groskompthurs und treszelers wegen. ebda.

4 m. herzog Cunrads pfyfern von der Olse. 1409, p. 571,11.

3 firdung des koniges zu Polan spilluthen geben am dinstage zu pfingesten. 1401, p. 113,5. – 2 m. der konigyne von Polan spylluten und des bischofs spylluten 2 m. . , des konigis spylluten 3 m. und des koniges senger 1 m. geschankt. 1402, p. 164,14. (Ausgaben unter: „Gehalten tag mit dem konige von Polan an der mittwochen vor des heiligen lichnams tage zu Thorun".) — 10 m. des koniges pfiffern von Polan gegeben und 2 schog gr. den selben gegeben. 1405, p. 354,30. (Der König wurde in Thorn vom Hofmeister besucht.) — 1 m. des koningis von Polan pfifern gegeben von des grosskompthurs geheise. 1406, p. 402,1.

4 m. eyme fedeler gegeben Hennig des koniges von Portigal. 1407, p. 434,24.

1/2 m. des herren bischofs von Resenburg fedelern und 1/2 fird. dem sprecher gegeben, als die bischove hie die andern kroneten. 1405, p. 363,16. — 1 m. des herren bischofs von Resenburg trompeler; das gelt nam Pasternag am selben tage. 1408, p. 468,4. — 1 m. des herren bischofs speelluten von Resenburg, 1408, p. 492,18.

2 m. des erzbischofes pfiffer von Rige zu Grebin 1404, p. 320,16. – 2 m. des herren erzbischofes spilluten von Rige gegeben. 1405, p. 344,38.

2 m. zwen spilluten des nuwen Romischs koniges gegeben; her Brendil his. 1405, p. 335,38.— 1 m. minus 2 sch. vor den blinden sprecher des nuwen Romischen koniges us der herberge zu losen. item 4 m. Hannos dem blinden sprecher des nuwen Romischen koniges. item 4 m. synen zwen Gesellen, yclichem 2 m. am jorstage. item 1/2 m. vor 15 elen futertuch dem blynden sprecher des nuwen Romischen koniges. 1409, p. 524,11 u. 525,1 u. 6. — Des blinden Sprechers geschieht weiterhin Erwähnung p. 536,9, 559,5, alles 1409. Ob die vorher erwähnten blinden Sprecher (p. 505,9; 509,23) mit Hannos identisch sind, läßt sich nicht feststellen.

1 1/2 m. des koninges Ruschen pfideler. 1405, p. 354,33

1 m. des von Sousheym pfyffer gegeben (unter Ausgaben des Husk. zu Marienb.) 1406, p. 399,39.

1 m. des koninges von Sweden fedeler gegeb. 1404, p. 302,17.

1 m. zwen Swebischen fedelern gegeben. 1408, p. 473,15.

6 m. herzog Swittirgails pfiffern geben am montage noch Margarethe. 1402, p. 171,26.

1 m. zwen spylluten des herzoges von der Stolpe gegeben. 1402, p. 158,38.

3 m. des herren spilmann us der Walechyn gegeben. 1399, p. 30,1.

2 m. des herren herzogen (von Stetyn) pfyfer. 1409, p. 567,8.

2 m. des grossen von Wertheym sprecher; Thymo his. 1408, p. 515,14,

4 m. des selben (von Wolgast) herzogen pfyfern geschankt. 1409. p. 556,7.

Unter den Sprechern haben wir uns die Nachfahren der Mimen vorzustellen. Wir dürfen annehmen, dass sie Heldenlieder zu Instrumentalbegleitung vortrugen, meist wohl zur Harfe (Lyra). Sie werden häufig genannt und verhältnismässig gut bedacht, müssen demnach ziemliches Ansehen genossen haben. Im Tresslerbuch finden wir:

4 m. dem blynden lytsprecher gegeben. 1403, p. 250,22. — 10 m. dem blinden sprecher vom Ryne gegeben. item 1 m. des blynden sprechers knechte gegeben. 1403, p. 269,16. — ½ fird. eyme sprecher zur Mewe gegeben. 1403, p. 270,24. — ½ fird. Peter Mysener eyme sprecher gegeben. Thimo his. 1405, p. 348,20. — 2 scot eym sprecher gegeben, her hatte eyn ouge. 1405, p. 357,19. — ½ m. eyme sprecher gegeben, der so sang als eyn nachtegal, 1405, p. 360,5. — ½ m. eym sprecher gegeben; die Pasternag his geben. 1407, p. 429,11. (4 sch. dem Nythart singer. 1409, p. 526,17.) Vorher ist ein Narr Nythart erwähnt.

In Beziehung zu Musikern werden folgende Städte genannt:

Balge, 4 scot den spylluthen zur Balge. 1402, p. 180,29.

Danzig, 8 scot zwen paren spilluten zu Danczk gegeben. 1404, p. 308,36. — 1 m. Swofen mit seyme kompan pfyfern zu Danczk. item 1 fird. andern zwen pfyfern do selbist. item 2 scot. eyme sprecher. item 10 scot. 3 partyen lutenslegern do selbist. 1408, p. 470,2. — ½ m. Claws basuner. item 10 scot 2 par pfyfer. item 1 fird. 8 par trompern. item 8 scot 4 par trompern. 1408, p. 484,9. — 3 m. 30 speelluten. item 2 sch. eyme blinden sprecher. 1409, p. 534,7.

Eynszedel. 2 scot den spylluthen do selbist. 1402, p. 170,32.

Grebyn. 1 fird. dem spilmanne zu Grebyn. 1401, p. 122,37.

Holland. 1 fird. zwo par fedelern do selbist. 1408, p. 491,12.

Konicz. ½ m. den pfyfern zur Konicz. 1408, p. 498,30.

Konigsberg. ½ fird. den spilluthen zu Konigisberg. 1402, p. 181,21. — 4 scot. den spelluten zu Konigisberg. 1408, p. 490,29.

Marienburg kommt naturgemäß am häufigsten vor. Die Nachrichten werden im Zusammenhang verarbeitet.

Montow. $^{1}/_{2}$ m. eyme spylmanne. 1402, p. 179,3.

Morunge. 2 scot. den fedelern do selbist. 1405, p. 365,30.

Nydenburg. $^{1}/_{2}$ fird. den spilluten zu Nydenburg. 1404, p. 324,27.

Olyva. 2 scot. eyme sprecher. 1409, p. 534,14.

Partozschen. 3 fird. zwen sprechern. (der eyne war blynt) of dem Partozschen. item 1 fird. den pfiffer of dem Partozschen. 1406, p. 404,10/11.

Resenburg. 2 scot. den fedelern zu Resenburg. 1406, p. 401,14.

Sthume. 1 m. dren pfifern zum Sthume. 1399, p. 31,19. Unter: „Zum Sthume“: 1 m. Cunczen dem uslendischen fedeler gegeben. 1406, p. 401,11. Siehe König von Behemen. 4 scot den fedelern zum Sthume gegeben von des grosskompthurs geheisse. 1407, p. 427,37.

Swarnogast. 1 fird. den pfiffern zu Swarnogast. 1405, p. 367,19.

Swecze. 3 fird. 4 pfyfern und 5 fedelern. 1408. p. 499,28.

Thorn. 1 m. zwen pfhifern von Thorun gegeben. das gelt his in her Arnolt des meisters compan geben. 1402, p. 162,24. — 1 m. den spelluthen zu Thorun. 1405, p. 366,23. — $^{1}/_{2}$ m. dren fedelern von Thorun. 1406, p. 404,13. — $1^{1}/_{2}$ m. 9 speelluten zu Thorun. Ebenfalls unter: Thorun: 2 scot. eyme, der do schrey als eyne nachtegal. 1408, p. 509,8 u. 1. — 4 sch. dem blinden sprecher mit syme compan. item 8 sch. 2 fedelern. 1408, p. 509,23.

Namentlich genannt sind:

Polacon von Polan. 1 m. Polacon von Polan eyme spilmanne von des grosskompthurs geheise; Hannus syn kemerer entpfing das gelt. Gleich darauf: 1 m. Polaken dem spilmanne gegeben. 1402, p. 183,10 f. Unter: „Ausgabe des kompthur zu Grudencz“: $3^{1}/_{2}$ m. 4 scot. Polaken dem fedeler vor eynen rog gegeben. 1402, p. 185,1.

2 m. 1 fird. Peter pfiffer gegeben; der trappier gab ouch 8 elen gewandes. (unter: Husk v. Marienb.) 1406, p. 404,37.

Kunczen bzw. Cunczen siehe unter Sthume und Behemen.

2 scot. Steynchin dem sprecher zum Reddin. 1404, p. 325,17.

Ein Stück Bürgertum tritt uns entgegen in der Notiz: 2 m. Albrechtis Karschaws pfifern geben am donrstage noch Prisce virginis, als sy ym zur hochzyt dyneten. 1402, p. 150/21.

Als ein Hauptpunkt der Besprechung bleiben uns jetzt noch die Nachrichten über Elbing, die tatsächlich am zahlreichsten sind, woraus eines Teils schon die Bedeutung der Stadt auch

in musikalischer Hinsicht während dieses Zeitraums erhellen mag, zum andern Teil verdanken wir diese Nachrichten wohl auch dem günstigen Zufall. Eine Aufstellung folgt:

1/2 firdung den schulern us der Aldenstadt zum Elbinge am donrstage vor vastnacht und 1/2 firdung den schulern us der Jungenstadt zum Elbinge am selben tage.[11]) item 5 scot den spilluthen zum Elbinge geben am fritage vor vastnacht. 1400, p. 68,1. — 1/2 m. den spilluthen zum Elbinge geben. 1400, p. 73,15.

1 m. den spilluten . . . als der meister zum Elbinge was, am montage noch Oculi. 1402, p. 153,16.

1/2 firdung den spilluten zum Elbinge gegeben, als die gebitiger mit enandir do woren. 1402, p. 190,12.

4 scot den pfiffern zum Elbinge gegeben. item 1/2 firdung den fedelern zum Elbinge gegeben. 1403, p. 237,19.

item 1/2 fird. den fedelern zum Elbinge 1403, p. 245,20.

(Treszeler Elbing): 9 scot den spilluten. 1403, p. 278,10.

1 fird. den pfiffern zum Elbinge gegeben, als unser homeister mit den gebitigern zum Elbinge was. 1406, p. 379,22.

6 sch. den vedelern gegeben, die am tage der 10000 rittere vor dem vom Elbinge und vor dem groskompthur fedelten. 1407, p. 428,11.

1o scot. 4 par lutenslegern zum Elbinge. 1408, p. 486,35.

2 scot. 2 fedelern zum Elbinge. (als dy gebytiger zum Elbinge eyn gespreche hilden.) 1408, p. 501,39.

Als dy gebytiger zum Elbinge eyn gespreche hilden am tage Andree apostoli: item 4 scot. den cleynen schulern us beyden schulen. item 4 scot. den coventsjungen zum Elbinge. item 1/2 m. 2 pfyfern und eyme basuner us Lyfland. item 1/2 m. andern 2 pfyfern und 2 basunern zum Elbinge. item 1/2 fird 3 trompelern. item 4 scot. 2 par trompelern. item 2 scot. dem blinden sprecher. 1408, p. 513,10 ff. (30. Nov.)

20 scot den speelluten zum Elbinge; Hartwig suscepit. 1409, p. 543,4.

1/2 m. 2 pfyfern und eyme basuner zum Elbinge. item 4 m. Swowen dem pfyfer mit syme conpan. item 1 fird. 3 troppelern von Marienburg als David mit synem conpan, als der bischof von Gnysen alhy was. 1409, p. 557,7.

Das Tresslerbuch verzeichnet Ausgaben aus dem ganzen Bereich des Ordensstaates. Man könnte leicht annehmen, die hier angeführten Summen erschöpfen die offiziellen Aufwendungen für Musik. Zufällig ist uns aber aus den Jahren 1404

[11]) Die dauernden Nennungen der Schüler, gemeint sind immer die Singchöre, führe ich nicht an. Eine lückenlose tabellarische Aufstellung aus dem ganzen Tresslerbuch findet sich bei Hollack und Tromnau: Geschichte des Schulwesens der . . Stadt Königsberg/Pr. (p. 32 ff.)

bis 1414 ein Elbinger Kämmereibuch erhalten, das ebenfalls zum Teil recht namhafte Summen verzeichnet und uns genauere Angaben auch über die Stärke der ständigen Spielleute in Elbing macht.[12])

1404, fol. 22b unter der Überschrift: Den piperen: Item vor 17 elen wandes de ele 5½ sc maket 3 m. 21½ sc to twen kogeln vnd rocken den piperen.

item vor graw gewand 1 m. 6 sc. to twen langen mantelen 2 por hozen. 2 por socken.

item 2½ sc. vor scherlon dys vorgeschrenen wandes.

item hir vor to schrotlone 14 sc.

item 14 sc. vor 2 por steffilen.

item 3 sc. vor 2 por sporen.

item den pypern vor 4 weken vnd 4 dage elken dy weke 1 f maket 2 m 7 sc. vor eer lon.

1405: fol. 47 b. item den pypern 2 m. tu hulpe erem hustynse ostern vnd Michaelis.

1406: fol. 69b, unter der Überschrift:

Der dyner lon. item 2 m der stad pypere. item ½ m vnses heren spilute des homeysters.

1407: fol. 100a unter der Überschrift:

De erunge des homeysters. item 1 m. des meisters speelluten. item vnsern pfifern vnde dem bazoner den man czu Danczk lis holen 1½ m mit der czerunge. item gegeben 8 fremden speelluten 16 sc.

1408: fol. 123b item gegeuen der stat piper 1 m. op ostern van gehite der burgermeistere.

1409: fol 178a. unter: dyner lon, item den pipern 1 m. to erer terunge op Michaelis.

fol. 220b. Van der pfyfer vnde des basoners kleydere. Item gegeben 6½ m. vor 26 elen gewandes. item 4 sc. czu scheren. item 15 sc. vor schrotlon. item gegeben Niclos dem pfyfer 8 sc., do her reyt noch dem bassuner kegen Danczk. item 4 sc. vor 1 pfert de her offe reyt kegn Danczk. item 4 sc. dem bassuner czum gotespfennige. item gegeben 1½ m. dem bassuner von geheise der burgermeister. item 1 m. vor 3 par stefiln. item 12 sol. vor par sporn, item gegeben den pfiffern 2 m. von geheise der burgermeistere. item gegeben dem bassuner vnde pfiffern 3 m. vor ir lon, do si vs der reepen quamen. item 8 sol gegeben czu badegelde vnde czu uortrinken.

fol. 223a. item 4 sc, den pipern vmbe to pipen ander werne.

Reyse vnde wart ene lantwere, her Tydeman Werkmeister vnde her Johan van Ruden houbluthe. fol. 224a:

---

12) Das Elbinger Kämmereibuch ist noch nicht im Neudruck veröffentlicht. Prof. W. Ziesemer hat mir freundlicherweise seine bis 1410 reichende Kopie des Kämmereibuches zur Verfügung gestellt, der ich die Angaben entnommen habe.



item 4 m. 15 sc. vor dat rydewant den pipern. item 1/2 m. vor 5 elen wyd stotbred darin to negen. item 2 sc. to scheren. item 1/2 m. vor 3 röcke to maken. item 1 m. vnde 8 sc. vor 4 par stanelin Clause unde den pipern. item 4 sc. vor sporn den piperen. item 16 1/2 sc. vor 1 bannir dem bazuner. item 3 m. to lone 2 piperen vnd dem bazuner. . . . item 4 sc. vor hude den pipern . . . item 5 sc. Rauensberge vor 1 perd de reyt to Danczk na den piperen. . . . item 3 f Leskin dem piper van gehete der burgermeister, de is her Jacob Glogow schuldich vor sin part reysen.

Lantwere de her Heinrich Cruceburg Houfftman. fol. 225a. item 6 sol. den pipern vor 2 par sporn. item 1/2 m. vor 2 par stanelin. item 1 m. den pipern to lone.

Lantwere her Heinrich Altman, der was houptman item 4 sc. den pipern vmme to pipen.

Lantwere her Bertram Betheke hofftman. fol. 226a. item 5 sc. vnde 6. d. vor hantzken den pypers.

Rupe her Johan Raw houbtman. In dat erste vtgegenen her Arnd Rouer 2 m. 16 sc. vor want den pypern. item Nichen van der Heyde vor 1 graw laken den pypern to hoyken vnde Claus tom rocke 1 m. 16 sc. . . item 7 sc. 6 d. vor wyt vnde rot gewant to loden den pypern. . . item dem korssener Rolande vor Claus pelcz vnde dat he der piper pelcze weddernam 15 sc. item 6. sol. vor 2 par sporn den pyperen.

1410: fol. 270b f. item . . . vor eyn bannyr dem bassuner gegeben 2 m. . . . item den dregeren de na dem bassuner loep to der Katennese 4 sol. item Cleys van Holland vor sin bassunen vmbe de stat 9 sc 6 d. item 2 pipern de vmbe de stat pipeden en gegenen 2 sc.

Was sagen uns nun die zitierten Quellen? Die Aufzählung ist in bezug auf Elbinger Notizen vollständig. Da weitere Aufzeichnungen nicht vorhanden sind, wohl auch kaum noch aufgefunden werden, müssen sie allein uns Aufschluß vermitteln über die frühen Jahrhunderte. Die vielen auswärtigen Musiker können nur von dem Glanz der Hofhaltung im Ordensstaat angelockt sein. Unsere verarbeiteten Quellen reichen bis 1409 (dem Jahr vor der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg). Dass bei festlichen Gelegenheiten eine grössere Zahl von Musikern zusammenkam, ist für das Ordensland ebenso belegt, wie für das übrige Deutschland. Naturgemäss nicht in so gewaltigen Ausmassen. Bei den Konstanzer und Baseler Konzilien werden die Musikanten beispielsweise mit in die Tausende gehenden Zahlen genannt, woran auch nach Abzug der üblichen Chronistenübertreibungen noch genug bleibt. Von den Kölner Fronleichnamsbittgängen um 1500 zählen alte Rechnungsbücher jeweils mehr als hundert Musiker namentlich auf. Im Jahre 1399

(am 6. Dezember) verzeichnet das Tresslerbuch (p. 41,14): „16 gelrelysche guldin den spilluthen gegeben zum capitel, am dinstage noch senthe Niclus tage; Pasternak nam das gelt und der spilluthe woren 32." Diese einmalige Ausgabe mag wohl anlässlich eines hohen Fürstenbesuches gemacht sein. Pasternak war sozusagen der „Obermusikant" des Hochmeisters und wird demnach der Führer der Schar gewesen sein. 1406 (p. 407,34) finden wir folgende Eintragung: „1 m. 8 par pfiffern gegeben. Thimo his am sontage vor Lucie". (12. Dez.) Diese Nachricht kann auch mit Kriegsereignissen zusammenhängen, ist aber dennoch bemerkenswert. Ferner lesen wir 1409 (p. 534,7) unter Danczk: item 3 m. 30 spelluten. Dazu kommt die Eintragung des Elbinger Kämmereibuchs fol. 100 a. Da all diese Nachrichten dem engen Zeitraum von nicht einmal zehn Jahren entstammen, darf man ein recht lebendiges Musikleben für diese Zeit annehmen.

Versuchen wir, aus den erhaltenen Angaben über Elbing einige Einzelheiten zu rekonstruieren. Nach Ausweis des Kämmereibuches hielt die Stadt zwei Pfeifer und einen Basuner (Posauner). Während der in Frage stehenden Jahre hiessen die Pfeifer Niclos und Leskin, der Basuner Claus. Ihre Aufgabe bestand vorzugsweise darin, bei Kriegszügen[13]), hohen Besuchen und besonderen Gelegenheiten die Stadt mit zu repräsentieren. Voigt weiss im übrigen zu berichten, dass bei einer Zusammenkunft der Ordensgebietiger in Elbing drei Posaunenbläser, vier Pfeifer und fünf Trompeter vor ihnen bliesen, als sie zur Kirche zogen.[14]) Häufig pflegte die laute Bläsermusik von einer Schar Lautenspielern unterbrochen zu werden. Die reichlichen Kleideranschaffungen für die Musiker beweisen am deutlichsten, dass sie nach aussen hin das Ansehen ihres Herrn vertraten. Ob wir aus der Eintragung des K. B. fol. 69 b schliessen dürfen, dass ständig Musiker des Hochmeisters in Elbing anwesend gewesen sind, lässt sich nicht sicherstellen. Das Tresslerbuch berichtet jedoch an mehreren Stellen von „den fedelern zum Elbinge", die p. 501,39 zahlenmässig (2 fedeler) genannt werden. Die Lautenschläger (p. 486,35) werden wohl nur gelegentlich dort gespielt haben. Auffällig ist immerhin, dass wir hier nichts von einem Stadttrompeter hören.

So wenig feste Anhaltspunkte die kurzen, meist recht unklar gehaltenen Eintragungen der Rechnungsbücher für unsere

---

[13]) Toeppen, Elb. Antiqu. Heft 1, p. 102: „Für Feldmusik wurde stets gesorgt; mit jedem Kontingente der Elbinger Truppen zogen zwei bis drei Pfeifer mit, die freilich zugleich selbst als Wäppner dienten. Schon in einer alten Notiz vom Jahre 1348 wird bei den Elbinger Bewaffneten der proconsul cum fistulatore (Pfeifer) erwähnt (Rupson Chron. Elb. ad a.)."

[14]) Voigt: Geschichte Marienburgs. p. 221.

Zwecke auch bieten mögen, eins geht daraus hervor: dass im Ordensgebiet eine sehr tätige Unterstützung des Spielmanns statt hatte und dass Elbing eine durchaus selbständige, ja in gewissem Sinne führende Stelle zukam. Wahrscheinlich sind nicht so viele Gäste hierher gekommen wie auf die Marienburg. Die Nennungen der „cleynen schuler", und seiner Spielleute sind dennoch die weitaus zahlreichsten. Wir haben dabei auf die Scheidung von Stadt und Ordenshaus zu achten, die jeder selbständig Musiker hielten.

Aus dem Jahre 1335 erfahren wir: „Anno 1335 war der hertzog von Lancaster aus Engeland welcher dem orden zu huelffe gekommen, in Elbing u. hat d. Stadt seinen Trompeter $^1/_2$ mark geschencket." So berichtet Peter Himmelreich in seiner Chronik, der 1564 ein halbes Jahr, dann 1572 bis 1582† Rektor am Elbinger Gymnasium war.[15])

In den vielen Angaben über Geldgeschenke an Musiker fremder Herren, wie wir sie dem Tresslerbuch entnommen haben, spiegelt sich zugleich das politische Treiben im Ordensstaat. Herzog Wytowt von Litauen und den König von Polen erkennen wir schon aus den für ihre Musici aufgewandten Summen und aus der relativen Häufigkeit ihres Erscheinens als die einflussreichsten Nachbarn des Ordens. Verhältnismässig häufig werden auch die böhmischen Fiedler genannt, die damals schon in gutem Ruf zu stehen scheinen. Zudem sind die engen Beziehungen zwischen Böhmen und Preussen zu berücksichtigen.

So spärlich die Überlieferung im einzelnen sein mag, man kann aus ihr trotzdem das ganze bunte Instrumentarium des Mittelalters auch für den Ordensstaat dokumentarisch belegen. (Müller-Blattau hat das a. a. O. p. 80 bereits ausgeführt.) Da sind Blechblasinstrumente (Trompete, Posaune), Holzblasinstrumente (Pfeifer bedeutet damals allerdings eine Sammelbezeichnung für Musiker überhaupt), Streicher (fedeler) und Pauker.[16]) Die Bläser werden im Zusammenhang mit Kriegsleuten sehr oft genannt und dann auch stets reichlich mit Geld und Kleidung bedacht. (Siehe K. B. 1409.) Des Orgelspiels wird nirgends Erwähnung getan. Um so häufiger hören wir von Orgeln, von Reparaturen etc. (in Königsberg, Marienburg, Thorn, Elbing). Das Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs von 1410 bis 1420 verzeichnet auf p. 33,17: „3 fird. dem cleynsmede vor 6 gebis dem meyster und vor nayl czu des meysters orgel." Die Orgel bildete

[15]) In: „Die preussischen Geschichtsschreiber des 16. u. 17. Jahrhunderts" hrsg. v. d. Verein f. d. Gesch. v. Ost- und Westpreussen, Bd. 6, enthaltend die Elbinger Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts: Christof Falk, Peter Himmelreich, Michael Friedwald. Hersg. v. Max Toeppen, Leipzig 1881.

[16]) Toeppen, Elb. Ant. Heft 1 p. 102: „Trommen, d. h. Trommeln, finde ich zuerst in der Geschichte des Elbinger Anlaufs von 1521 erwähnt (Falconius Elb. Chronik Thl. 2. MS. fol. 225, 226)."

in jener Zeit noch ein Instrument unter anderen, nicht die Königin der Instrumente. Meist wird sie sogar tragbar gewesen sein (Portativ), und vor allem war sie nicht, wie späterhin, in ihrem Anwendungsgebiet auf die Kirche beschränkt. Die Elbinger Kirchen hatten — wenn man den späteren Quellen unbedingt folgen will — recht früh Orgeln erhalten. Rupson (B. 1, 567) berichtet von der bereits 1601 abgebrochenen St. Jacobkirche (vor dem Schmiede-Tor): „1256. Es wird bey der Kirche zu St. Jacob, die dieses Jahr erbauet, angemerkt, dass sie nachhero eine schöne Orgel gehabt hat, wo ein ausgehauener Mönch sitzende 16. Melodien durch ein Uhrwerk, welches daselbst angebracht, hat spielen können." Der 1565 verfasste Lobspruch auf die Stadt Elbing von Falconius (Christoph Falck) illustriert das noch weiter:

Da ich dis alles bsehen hatt/
Gingen wir schnel vom Berg zur Stadt.
Auf einem harten steinen Dham/
Da ich zu einer Kirchen kam.
Schon lustig gebaut und formirt/
In dieselbig er mich nein führt.
Und weiset mir ein Orgel schon/
Die von sich gab ein hellen Thon.
Auff welcher vorn im Rück postiff/
Ein Münch sass/ der dann alles griff.
Welcher offtmals sach herumb gar/
Das war mir seltsam wunderbar.
Ich sprach was ist das für ein Man/
Kan er auch auff der Orgel schlan.
Er sprach garnichts/ siehst nicht das sey/
Ein Bild von Holtz geschnitzt so frey.
Und durch das Werk so künstlich gmacht/
Das von Jedermann wird geacht.
Das er die Claves mit der handt/
Greiff/ ist alls nichts/ sonder ein tant.

Der bereits zitierte Himmelreich überliefert (B. 1, 44): „Anno 1397 ist die Orgel zu S. Nicolai in Elbing gebauet." Und eine Rechnung aus dem Jahre 1404 (B. 22, 337) besagt über dieselbe Pfarrkirche: „Der Organist hat dasselbe Jahr sein Lohn bekommen 12 Mk. und hat die größte Orgel genandt das große Werk, die kleine Orgel das kleine Werk." Daraus geht hervor, dass die Nicolaikirche im Jahre 1404 schon zwei Orgeln besessen hat, was bestätigt wird durch eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1453 (B. 22, 338): „Ao 1453 haben die Kirchen Väter vor das Singen auf dem großen und kleinen Werk eingenommen 4 Mark 5 Scot 10 g. In späteren Jahrhunderten hören wir dann wieder nur von einer grossen Orgel.

Bei den Vornehmen und im aufstrebenden Bürgertum sehen wir allmählich eine selbständige Musikübung entstehen — vielleicht dürfen wir bereits von Hausmusik reden. Der einwandfreieste Beweis dafür sind die zahlreichen Musikerbrüderschaften, worin sich die Spielleute zu Zünften zusammenschliessen. Ihre Aufgabe bestand in erster Linie darin, den Musikbedarf des Bürgers zu befriedigen. Wir hören beispielsweise aus Danzig und Thorn, dass sich die Bürger an Sonn- und Festtagen nach dem Mittagsmahle, an Werktagen zur Vesperzeit im Artus-(Junker-)Hofe zum fröhlichen Trunke versammelten, wozu ihnen Glockenschläge das Zeichen gaben, oder sie durften sich bei dieser Gelegenheit mit ihren Frauen und Töchtern bei der Musik der Spielleute am Hoftanze erfreuen.[17]) Hier können wir noch eine Bemerkung über Thorn einfügen, über die dortigen Artushofbrüderschaften[18]): „Noch haben wir die Musikanten und Spielleute zu erwähnen. Bei Hoffesten und solchen der einzelnen Banken sollen sie vor dem Hofe mit Trompetenblasen, auch sollen sie bei allen diesen Festen im Hofe aufwarten. Endlich soll täglich von 7 bis 8 Uhr im Hofe Musik sein.“ In der Fastnachtszeit schliesslich hatten sie sogar täglich „zu Hofe aufzuwarten“.[19]) Artushöfe sind im Ordensgebiet nachweisbar in Braunsberg, Danzig, Elbing (Altstadt), Königsberg, Kulm, Marienburg, Riga und Thorn. Über die Frühzeit des Elbinger Artushofes hören wir einiges in des † Kommerzienrats G. Grunau unveröffentlichtem Entwurf zu einer Geschichte der S. Georgen- und S. Martinsbrüderschaft. (p. 251.) „Die auf dem (Junker-)Hofe und im (Junker-)Garten vorhandenen Pfeiferbänke beweisen, dass viel musiziert wurde. Nach der Danziger Ordnung waren dazu die Pfeifer verpflichtet, in denen man die damalige Stadtkapelle erblicken muss. Im Bruderbuch von St. Georg S. 4 findet man einen David Endermann stadtpfeifer verzeichnet, welcher wohl der damalige Dirigent der Pfeifer gewesen sein wird.

Toeppen Elbinger Antiquitäten 208 führt an, dass nach dem Kämmereibuch p. 184 der Innenkämmerer im J. 1409 $1^1/_2$ Mark den olderluden ut dem koning Arthus hove to hulpe den pipers zahlte. Allein nach (S. 252) 1578 ist davon keine Rede. Man muss annehmen, dass sie damals ganz allein von der Stadt besoldet wurden, denn von den Brüderschaften bekamen sie kein Geld, sondern nur 2 Stof Bier für jeden Pfeifer, wenn sie spielten; und auch diese Gabe spendete nicht die Brüderschaft, sie mussten vielmehr von dem Ältermann hergegeben werden.

---

[17]) Döring a. a. O. p. 11 bzw. Hirsch: Die Oberpfarrkirche zu Danzig p. 162.

[18]) „Aus der Geschichte der Thorner Artushofbrüderschaften“, Vortrag v. Lic. Freytag, Thorn 1917, p. 29.

[19]) Wernicke: Geschichte Thorns Bd. 1 p. 50.

Von der Tätigkeit dieser Leute erfahren wir wenig, von ihren künstlerischen Leistungen gar nichts. Hie und da durften sie das Hofrecht[19a]) üben, wodurch eine kleine Einnahme in ihre Tasche floss."

Der seit dem 14. Jahrhundert in Elbing Erwähnung findende Schiessgarten bedeutete wahrscheinlich in gröberem Format etwas Ähnliches wie der Artushof für die Bürger. Toeppen a. a. O. p. 210 bringt die Ausgaben des Innenkämmerers aus den Jahren 1412/13 für die Lustbarkeiten im Schiessgarten, wo neben vielen Getränken auch „VIII sc. den spelluden . . . IIII sc. den pipern to vordrinken" aufgezeichnet sind.

p. 254 darf folgende Auslassung Interesse beanspruchen „Die Pfeifer, welche bei Aufzügen und Festlichkeiten und auch bei Kriegszügen oft gebraucht und dann gut bezahlt wurden, erhielten als feste Besoldung oder »vor ir pflicht« nur 1 Mark, doch wurde ihnen bisweilen etwas zugelegt, 1405 und 1406 erhielten sie 2 Mark, 1413 2 Mark 6 Scot."

Ein interessanter Beleg für die häusliche Musikübung ist folgende Eintragung des Tresslerbuches (1408 p. 476,3): „6 m. vor eyn clavicordium und portativum, das unser homeyster herzoge Wytawten frawen sante." Das Klavichord ist überhaupt nur als Instrument der häuslichen Musikübung denkbar. Das Tresslerbuch belegt hiermit auch die musikalische Betätigung der Frau.

Über den Zusammenschluss der Spielleute in den Ordensstädten sind wir mit einiger Bestimmtheit orientiert durch die bereits zitierten Gesetze der Spielleute zu Mewe, einem kleinen Orte des Ordensstaates, der jedoch eine recht erhebliche Rolle spielte. Die Urkunde entstammt ungefähr der hier behandelten Zeit. Die Entstehung der Brüderschaft wird in die achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts gelegt. Ein solcher Zusammenschluss bedeutete für die Spielleute eine wesentliche Stärkung ihrer Macht und Rechte.

Das Dokument als solches besitzt hohen kulturgeschichtlichen Wert, die soziale Stellung des Musikerstandes wird schlaglichtartig beleuchtet. Indirekt können wir daraus entnehmen, dass besonders zu den hohen Festen Spielleute in erheblicher Zahl nach den Städten kamen. Wird doch in Mewe zu dem Hauptmann der Brüderschaft und den Älterleuten eigens ein „Kämmerer" gewählt, der für die „Gäste", d. h. die auswärtigen Spielleute, eingesetzt wird. Interessant ist, dass gemäss einer Breslauer Musikantenordnung von 1487[20]) die Pfeifer, Fiedler und Genossen eine religiöse Brüderschaft, eine Art Innung bildeten. In späterer Zeit begegnen wir solchen körperschaftlichen Zusam-

[19a]) hoverecht Ständchen, also ein Ständchen bringen. Schiller und Lübben Mittelniederdeutsches Wörterbuch.

[20]) Abgedruckt in „Scriptores rerum Silesiacarum" Bd. 3 p. 135 f.

menfassungen nicht mehr, sondern nur noch dem häufige Ratsentscheide notwendig machenden Gegensatz zwischen beamteten privilegierten Musikern (Organisten, Stadtpfeifern, Stadttrompetern) und den Musikern geringerer Ordnung, die ihnen unbequemen Wettbewerb bereiteten.

Dass im 15. Jahrhundert auch im Osten das Spottgedicht schon heimisch war, verbürgt eine Notiz über Thorn.[21]) Der Rat der Neustadt Thorn klagt über Kränkungen von seiten der Altstadt. U. a. klagen sie: „Das ist am Montage nebist vorgangen geschen ist, dass der schuhlz, der das gerichte held in der Aldenstat gewest ist . . . do trotyn ihn zwene vor en unde sungen vor em eyn nuwe schentlich lyth, das sie off uns allen unde den ganczen roth gemacht und geticht han . . " Als Antwort auf diese Beschwerde finden wir p. 668 einen Zettel im Anschluss an ein Schreiben des obersten Marschalls, daß in Königsberg ein Erlass des Kaisers über gütliche Beilegung des Streites mit dem Orden bekannt gemacht sei:

„So uns euer gnade schreibet von den speelewten etc., so seyn solche och alhir im jaarmarkte gewest, und eyn sulches gesungen haben, und seyn nu weg, das wir sie nicht haben kunt krigen. Wir haben vernomen, sie seyn ins Hynderland geczogen. Wir haben dem kompthuir zcuir Balge entpoten, das her yo vleissige achtunge doruff habe. Hette wir ee davon gewust, wir welden sie wol im jairmarkte haben gekregen." Diese Dokumente werfen nicht gerade ein günstiges Licht auf die Spielleute.

Von ganz anderem Schlage sind die in einer Brüderschaft zusammengeschlossenen und auch schon mehrfach erwähnten Spielleute zu Mewe gewesen. Ihre „Gesetze" stellen eine regelrechte Zunftrolle dar. Wir haben es also mit sesshaft gewordenen Spielleuten zu tun, deren Zahl zurzeit der Abfassung des Dokuments — erstes Viertel des 15. Jahrhunderts — bereits so gross ist, dass sogar Geldunterstützungen an kranke und bedürftige „Kumpane" gegeben werden können. Der vom Städtischen Rat ernannte „Hauptmann" verfügt über unbeschränkte Macht innerhalb der Brüderschaft. Trotzdem nirgends von Lehrlingen und Meistern des Berufes gesprochen wird, lesen wir von „Gesellen". Wahrscheinlich sind damit Spielleute von geringerer Fertigkeit gemeint, die im Gefolge der Besseren mitauftreten. Der Wandertrieb muss auch bei den Älterleuten und Kämmerern sehr stark gewesen sein. Jedenfalls rechnet man damit als einer Selbstverständlichkeit. Ausdrücklich wird ihnen vorgeschrieben, Ersatzmänner zu stellen, „ap her us czoge." Das religiöse Moment tritt für mittelalterliche Verhältnisse

[21]) Akten der Ständetage Preussens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Bd. 3. Hersg. v. Max Toeppen. Lpz. 1882. p. 579,13. Febr. 1453.

auffallend zurück. Zwar wird viel Wachs für Kerzen gespendet, aber Altar und Bank in der Kirche werden die Spielleute nicht besessen haben. Vom Spielmann heisst es in der Urkunde: „vnde hette her eyn versprochen wip, dy nicht vrom were, der solde eynes wybes entkelden vnde solde do busen blyben, welde her sy vrom machen vnde in vnser kumpanie brengen.“ Das bedeutet, es werden auch „unehrliche“ Frauen in die Zunft aufgenommen, das wäre bei jedem „ehrbaren“ Handwerk eine Unmöglichkeit gewesen. Sogar die Geschwätzigkeit der Frau wird in der Zunftrolle offiziell behandelt: „Ouch wen dy alderlute in der bruderschaft haben czu schicken, vnde dy vrouwen myt yn syn, so sullen dy frouwen besyte geen vnde swygen vnde losen sich stueren, vnde wil sy nicht stille wesen wen man ir czu spricht eyn mol, czwir, vnde let sy czu dem dritten mole nicht abe, so sal sy vorbussen 1 phunt wachses.“ Die Nachsicht der Spielleute in diesem Punkte ist erstaunlich. Im übrigen sind die Abgaben der ansässigen Spielleute und der Gäste an die Brüderschaft genau festgelegt. Da wir annehmen müssen, dass auch die übrigen Ordensstädte ähnliche Brüderschaften gehabt haben — Urkunden sind zwar nirgends weiter vorhanden —, mussten die Spielleute von Mewe so eingehend in den Zusammenhang gestellt werden.

Aus den gesamten vorhandenen Dokomenten lässt sich kein gerundetes Bild jener Jahrhunderte gewinnen. Man kann aber wohl — auch ohne viel Phantasiezutat, jedoch unter Aufgabe des wissenschaftlichen Bodens — eine zusammenfassende Darstellung versuchen, wie man sich das Bild auf Grund der aus anderen Gegenden genauer bekannten geschichtlichen Ereignisse denken mag. Wir stellen allgemein fest: Im Ordensgebiet bestand eine recht intensive Musikpflege. Die kirchliche Musikübung stand im Rahmen der Gregorianik und ging sicher nirgends über die Einstimmigkeit hinaus. Die Ritter selbst müssen zum Teil kunstverständige Leute gewesen sein. Sie hielten sich eigene, ständige Musiker, und ihre baldige Machtstellung lockte viele fremde Spielleute auf ihren Wanderfahrten an. Wir dürfen mit Bestimmtheit einen lebendigen künstlerischen Austausch zwischen Ansässigen und Fahrenden annehmen. Die verarbeiteten Aufzeichnungen reichen gerade bis zu dem für den ganzen Ordensstaat entscheidenden Ereignis, der Schlacht bei Tannenberg. Die Musikliebe des Ordens behauptete sich jedoch auch in der schweren Zeit danach. Mit ziemlicher Deutlichkeit lässt sich selbst nach den nicht eben vielsagenden Eintragungen der Rechnungsbücher das Erwachen des Bürgers verfolgen, dessen Anteil an der späteren Entwicklung des Musiklebens der deutschen Städte führend wird. Mit dem Hervortreten bestimmter Gestalten, deren Einfluss und Wirken

der Entwicklung das Gepräge verleihen, sind es vom 15. Jahrhundert ab ganz bestimmte Orte, die in den Vordergrund rücken. Gedacht sei für Süddeutschland etwa an Augsburg und Nürnberg. In Preussen ist es lange Zeit hindurch an hervorragender Stelle die Stadt Elbing, der eine besondere Bedeutung zukommt.

Von der Reformation bis zum Ausgang der polnischen Zeit.

Auch in der Folgezeit fliessen die Nachrichten zunächst noch recht lückenhaft. Immerhin weisen bereits das 16. und 17. Jahrhundert eine grössere Zahl von Dokumenten auf, als man nach Dörings Angaben vermuten konnte. Zudem bringt das 16. Jahrhundert die ersten Kompositionen von in Elbing wirkenden Musikern.

Da sich nach künstlerischen und kulturellen Gesichtspunkten nur schwer eine Stoffgliederung durchführen liesse, erweist es sich als praktischer, im Groben den historischen Geschehnissen zu folgen. Der Versuch allerdings, die musikalische Entwicklung mit dem wirtschaftlichen Aufstieg bzw. Niedergang der Stadt in Beziehung zu setzen, stellte sich als undurchführbar heraus. Dennoch ergeben sich in Einzelheiten hieraus wichtige Erkenntnisse. Die Darstellung ist in der Weise angelegt, dass die musikalischen Beamten der Stadt und der Kirchen, im Zusammenhang damit auch die Geschichte der verschiedenen Orgeln, nach Massgabe der vorhandenen Aufzeichnungen bis zur Grenze der neueren Zeit (1772 wird Elbing preussisch) geschlossen behandelt werden. Das bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende Theaterwesen und das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnende öffentliche Konzertleben finden im 2. Teil der Arbeit einen Platz.

Das einschneidende Ereignis für die kulturelle Weiterentwicklung der Stadt ist in der Einführung der Reformation zu sehen. Vom 19. Oktober 1466 (Erster Thorner Frieden) bis 1772 stand Elbing unter der Lehnsoberhoheit Polens. Im Jahre 1521 versuchte der spätere Herzog Albrecht, die Stadt zu überrumpeln, um sie dem Orden wiederzugewinnen. Der Angriff misslang. Der Gedenktag dieses „Grossen Anlaufs“ wird auch in musikalischer Hinsicht bedeutsam der jährlichen grossen Feiern wegen. Ein interessantes Dokument für die geistigen Beziehungen der Stadt in jener Zeit zu Königsberg bildet eine Widmung des Königsberger Professors Thomas Horner, der seinem Traktat „De ratione componendi cantus“ vom Jahre 1546

folgende Zueignung voransetzte: Prudentissimo, amplissimoque Civitatis Elbingensis Senatui, Dominis suis summa obseruantia colendis Thomas Hornerus.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts versagte Danzig dem 1575 zum König von Polen gewählten Stephan Bathori von Siebenbürgen die Anerkennung, worauf er die Stadt in die Acht tat. Viele englische Kaufleute siedelten der Streitigkeiten wegen von Danzig nach Elbing über. Hier wurde der sogenannte „Englische Stapel“ durch die Eastland Company gegründet. 1628 wurden der englischen Gesellschaft die bisher gewährten Vorteile wieder entzogen, und bald setzte, im Zusammenhang mit den schwedisch-polnischen Kriegen, ein wirtschaftlicher Niedergang ein. — Für die musikalische Vergangenheit Elbings bietet die Wohlstandsperiode reiche Ausbeute. Durch die Beziehung zu dem damals musikalisch sehr bedeutenden England wird sich manche Beeinflussung auch der Musik in Elbing ergeben haben. Die schönste Frucht dieser Zeit ist jedoch die wertvolle Musikbibliothek in der Kirche zu St. Marien. Von 1626, dem Jahre des Einzugs Gustav Adolfs in die Stadt, ging eine böse Zeit der Not an. Anderthalb Jahrhunderte hindurch kam die Stadt wirtschaftlich auf keinen grünen Zweig, bis nach der Teilung Polens Ruhe und ein neuer Aufstieg einsetzten.

Aber für diesen Abschnitt vermögen wir auf Grund der vielen Chroniken und Verwaltungsaufzeichnungen bereits eine recht genaue Vorstellung zu erhalten. Die Quellen sind insofern ergiebiger, als die Gestalten der schöpferischen Musiker langsam greifbar für uns werden. Sie lassen sich wenigstens zum Teil in festen Umrissen herausschälen. Hier und da erfahren wir auch schon einiges über die künstlerische Leistung im einzelnen. Die schwere Zeit der Not macht sich in zahlreichen Eingaben der städtischen und kirchlichen musikalischen Beamten oft genug bemerkbar. Die Musik ist an sich eine Kunst, die am besten im Schatten des Reichtums blüht. Aller Bedrängnis ungeachtet ist jedoch stets ein reges künstlerisches Leben nachweisbar. Namentlich anlässlich der jährlich wiederkehrenden Feiern bestimmter Tage, die auch musikalisch eine festliche Ausgestaltung erfuhren, sind uns aufschlussreiche Chronistenüberlieferungen erhalten. Bis 1772 feierte man: den 9. März als den Tag des bereits erwähnten „Grossen Anlaufs“, den 16. September als den Tag des „Kleinen Anlaufs“ der Danziger (1577). Ferner den 3. Mai zum Gedächtnis des 1685 vollzogenen Olivaer Friedens und den 12. September wegen des 1635 geschlossenen Stuhmsdorfer Friedens.

Im Hinblick auf die Musikpraxis befinden wir uns in dem Abschnitt des wirtschaftlichen Niederganges zunächst noch in der Polyphonie der Italiener und Deutschen, die nach Ausweis

der Bibliotheksbestände die Praxis beherrschten. Nur langsam wichen sie der Generalbassmusik, die erst um 1650 richtig Fuss zu fassen scheint. Man hatte es mit dem Anschluss an die grossen Zeitströmungen eben nicht sonderlich eilig. Dann ist beispielsweise Heinrich Schütz recht gut vertreten. Eine bedeutsame Wandlung trat erst wieder in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, wo sich der leichte Stil eines Telemann durchsetzt. Auch die Tonsätze der Elbinger Organisten und Kantoren dieser Zeit stehen seinem Stil im allgemeinen nahe. Und in Du Grain, dessen grosse Passion nach Matthäus (1737) im Werte weit über Telemanns zwar weltmännisch gewandterer Kirchenmusik steht, haben wir den bedeutendsten Musiker Elbings im 18. Jahrhundert vor uns.

Um 1772 liegt auch für das städtische Musikleben ein wichtiger Einschnitt, da hier das öffentliche Konzertleben im neueren Sinne beginnt. Die Kenner und Liebhaber, bisher die Hauptträger des Musizierens im kleinen Kreise, deren es auch in Elbing eine Menge gab, geben ihre Mission an die Konzertunternehmer ab. Wenn wir auch nichts Näheres erfahren können, so sagen doch die Aufzeichnungen des Elbinger Apothekers Joh. Heinr. Dewitz (1706—1767), dass bereits bald nach der Mitte des Jahrhunderts (1757) eine „Konzerteinrichtung" bestand. „Hernach kaufte auch Herr Reincke aus der Neustadt ein Haus in der Spieringstrasse, und da er ein starker Musikus war, so hielt er Mittwochs die Herbst- und Wintermonate durch ein Collegium musicum, wohin sich denn nicht allein die jungen Herren, sondern auch Bürger, nicht allein der Musique, sondern auch der Gesellschaft halber verfügten und also tägliche Abwechslungen hatten." Reincke war Organist der Pfarrkirche (nicht, wie Döring schreibt, an der Marienkirche).

Zugleich können wir an diesen Aufzeichnungen den Verfall des Bürgermusizierens sehen: „Der Maurer-Meister Litschke kaufte ein baufähiges Haus nächst dem Kamel in der Spiering-Gass, baute es aus und hielt beinahe einen ganzen Winter durch des Donnerstags ein Collegium musicum, welches der Meister Matz, ein knollichter Schlosser, beförderte und nur das Bier-Collegium genannt wurde. Allein da es daselbst auf Matzisch zuging, ward dem Hautboisten vom Herrn Commandanten die Aufwartung daselbst untersaget, und so verlor sich auch die Gesellschaft."

Im übrigen ist von Reincke eine noch frühere Nachricht überliefert, die schon Döring mitteilt (Mus. Ersch. p. 638): „1746, den 22. März, führte Herr Reincke, Organist der Pfarrkirche, im grossen Auditorio des Gymnasii die Passion mit etlichen 20 Vocal- und Instrumental-Musicis auf nach der Composition des berühmten Telemann aus Hamburg, wobei ungefähr

150 Auditores der fürnehmsten der Stadt beyderley Geschlechts vor 1 fl. praenumerando zugegen waren.“ Nimmt man dazu die 14tägigen Kirchenmusiken der Marienkirche und die mancherlei andern Veranstaltungen (die Neustädter werden ihre Musikabende gehabt haben, von den Schülern des Gymnasiums werden Abendmusiken gemacht usw.), so entrollt sich ein sehr reiches Bild vom Musikleben Elbings, trotzdem so wenig greifbares Material auf uns gekommen ist. Der Chronist Gotsch verzeichnet in seinem Journal (Bd. I, 398) 1761, am 2. Dez., dass ihn der Notar nicht zu Hause fand, „weil ich in das Concert gegangen, und erwarthete mich, biss ich nach Hause kam, dieses geschah gleich nach 9 Uhr“. Die Konzerte waren demnach schon eine ständige Einrichtung.

Die Marienbibliothek weist im 18. Jahrhundert wenig wichtige Notenanschaffungen auf. Das mag seinen Hauptgrund darin haben, dass die Organisten sehr viel selbst schrieben, man war nicht mehr in dem Masse wie früher auf fremde Musik angewiesen. Leider haben wir nur vom geringsten Teil Kenntnis erlangt, da die handschriftlichen Noten wenig sorgfältig behandelt worden sind. Bemerkenswert ist noch, dass im allgemeinen ein engeres Verhältnis zu Königsberg als zu Danzig bestand, wenn auch mehrfach Elbinger Musiker nach Danzig berufen sind. Wir gehen nun zu der Materialzusammenfassung über.

Die Kämmereirechnungen als Quelle.

Auf festem Boden stehen wir nach der Ordenszeit erst wieder 1530. In diesem Jahre beginnt die wichtigste Quelle für dieses Jahrhundert: die erhaltenen Jahrgänge der Kämmereirechnungen. Ein Rathausbrand hat leider vieles vernichtet, und der Rest hat unter dem Wasserschaden ebenfalls erheblich gelitten.[1]) Über die Rats-Rezesse (das sind die Aufzeichnungen über die Sitzungen der Stadtväter, wir würden Stadtverordnetenversammlungen sagen) sind wir im 16. Jahrhundert nur durch Auszüge orientiert.

Die Käm.-R. verzeichnen 1530 p. 36: „1½ Mark gebenn dem Cantorj sein lohn von der Mette des quartal pfyngsten. 5 fyrdung 1½ scot gegeben den gesellen yr lohn von der Mettenn. p. 39: Thormpfeyffer. XXVI Mark dem Thörmer sein lohn vor LII wochen die wochen 1 fyrdung.“ Der Kantor wird an

---

[1]) Bis 1700 sind die folgenden Jahrgänge der Kämmereirechnungen erhalten: 1530, 1532, 1546 bis 1549, 1550, 1562, 1583, 1585, 1587, 1589 bis 1591, 1594, 1596/97; 1601, 1604, 1608 bis 1610, 1612/13, 1615/17, 1619, 1621/27, 1629/30, 1637, 1639/40, 1642, 1644, 1648/54, 1656/59, 1664/66, 1668, 1674/75, 1681/83, 1687/89, 1691, 1695, 1699/1700.

St. Marien tätig gewesen sein. Ihm zur Seite stand eine Reihe Musiker (Gesellen), mit denen er die regelmässigen Kirchenmusiken ausführte. Der Lohn des Kantors wird unter der Rubrik „Testamenta und Almosen“ verbucht. In diesen lakonischen Angaben haben wir die ersten urkundlichen Nennungen der Kantoren und der Stadtmusikanten vor uns, denn der „Thörmer“ war das Haupt einer Gruppe von Spielleuten, die auch bei den Familienfesten der Bürger, bei Begräbnissen usw. für Musik sorgten. In der Frühzeit lässt sich allerdings noch nicht nachweisen, wie weit eine Funktionenteilung mit dem Kantor bestand. 1532 finden wir zu den Angaben wie 1530 noch (p. 43): 1 fyrdung geben vor die votiue [votive] vff die kuer gesungen. Nach einem Sprung bis 1546 wird (p. 34) mester Hans als thurmpfeiffer genannt (XIII Mark seine ierige besoldunge: die woche VI scot). Der Kantor erhält wesentlich mehr als bislang: 3 Mark 6 scot geben dem Canthori auffs quartall Trinitatis. Weiter geschieht der Choralsänger Erwähnung: „VIII scot geben den Choralibus das sie beim palmheuslein in der chorwoche den spalther [psalter] gesungen. 1 Mark 12 scot 15 ch geben denselben vor die Metthen zu singen.“ Wahrscheinlich dürfen wir aus der ersten Eintragung auf einen volkstümlichen nicht-liturgischen Brauch während der Karwoche schliessen. Interessant ist die Eintragung p. 39: 1½ Mark 2 scot 12 ch geben dem schulmester zur vererung, do ehr die historien von der aufferstehung Christi agireth. Leider fehlt jede Quelle über die Art dieses Spiels. Am naheliegendsten ist die Annahme eines Laienspiels nach mittelalterlicher Art. Die Chorales am Palmhäuslein treffen wir bis 1549 regelmässig an. 1550 p. 9 b lesen wir: 19 scot 24 ch dem Newen Cantori zum gothes ch. Dann klafft eine Lücke bis 1562, wo wir auf eine eigenartige Eintragung stossen, der wir auch nicht wieder begegnen (p. 24): 3½ Mark dem polnischen Cantori uf pfingsten. 3½ Mark 6 scot dem deutschen Cantori uf pfingsten. Dann finden wir: 3 Mark 18 scot gezalett wegen der Schule Georgio dem Cantori. Mit dieser Aufzeichnung können wir die von Tolckemit[2]) aufgestellte, von Döring übernommene Kantorentafel zu St. Marien ergänzen und im Folgenden auch noch in Einzelheiten richtigstellen.

Die Kantoren der Marienkirche.

Döring nennt als ersten Kantor: 1540, Johannes Donatus.[3]) Als nächsten weiss er erst 1579 Joachim Trebin anzuführen.

[2]) Tolckemit, A. N., Elbingscher Lehrer-Gedächtniß, Danzig 1783, p. 351 f.

[3]) Döring: Gesch. und Beschr. der ev. Hauptkirche zu St. Marien, Elbing, 1846, p. 83 ff.

Es ist erforderlich, zunächst einiges über die Stellung des Kantors zu sagen. Der Kantor zu St. Marien war gleichzeitig Kirchen- und Schulbeamter. Wenn wir aber von der alten Schule hören, auf die sich auch die viel zitierte Königsberger Urkunde aus dem Jahre 1381 bezieht, ist damit die Schule der Nicolaikirche gemeint. Sie war eine Pfarrschule. Die erste Erwähnung findet diese Schule 1322, als sie nach einem Brande wiederaufgebaut[4]) war. Die Namen einiger Schulmeister, die wohl auch den Gesang pflegten, sind uns bekannt. Nach Errichtung des Gymnasiums durch Gnapheus ging die Stadtschule ein, „wenigstens war das Gebäude um 1571 nach den Akten der Cromerschen Visitation für etwa 40 Mark vermiethet". 1535 wurde das Elbinger Gymnasium gegründet. Die Marienkirche, die in der katholischen Zeit ein Dominikanerkloster war, gelangte 1542 in den Besitz der protestantischen Stadt. Die beiden letzten Mönche des Klosters vermachten die Kirche der Stadt gegen Zusicherung einer lebenslänglichen Rente. Nun wurde hier protestantischer Gottesdienst gehalten. Der Kantor hatte zugleich am Gymnasium zu unterrichten, ebenso der Präzentor (Vorsänger) der Marienkirche. Aus diesem Grunde sind die Namen der Kantoren und Präzentoren im Zusammenhang mit der Schule verzeichnet, nicht aber die der Organisten, über die wir deshalb weniger Bescheid wissen. Die Kirche besass bis ins 19. Jahrhundert diese drei musikalischen Beamten. Die Kantoren zu St. Marien gehörten und gehören noch zu den Führern im Elbinger Musikleben. Nicht allein, dass sie im Unterricht und im Gottesdienst tätig waren, sie hatten auch in vierzehntägigen Abständen grössere kirchliche Musikaufführungen zu veranstalten. Nachrichten darüber fehlen fast ganz. Diese Aufführungen zählten so sehr zu den Selbstverständlichkeiten im Leben der Stadt, dass die Chronisten kein besonderes Aufhebens davon machten. Aus den Beständen der Marienbibliothek können wir uns jedoch sogar über Einzelheiten der Programme ein Bild machen.

Den von Tolckemit und Döring als ersten Kantor genannten Donatus können wir lediglich aus dem Manuskript B. 27, 253 nachweisen, worin im Zusammenhang mit den Lehrern des Gymnasiums eine Aufstellung der Kantoren gegeben wird. Für Donatus sind dort die Zahlen 1536—1541 † angegeben. 1550 tritt nach Ausweis der Käm.-R. ein Wechsel ein, ein Name wird leider nicht genannt. 1662 treffen wir auf den Namen Georgius, von dem wir weder erfahren, seit wann noch bis wann er die Stelle innegehabt hat. Erst 1589 stossen wir wieder auf einen Namen (p. 126): 10 Mark Joachimo Cantori (ist Pfarrer

---

[4]) Toeppen: Elbinger Antiquitäten, Danzig, 1871, p. 128 f.

zum leichen worden). Tolckemit lässt ihn in demselben Jahre Prediger zu Lenzen werden. Gleich danach verzeichnen die Käm.-R.: 7 Mark 12 scot Johanni Schmidt vor ¼ Jares. 22 Mk. 12 scot demselben Cantori vor ¾ Jares. Über Joachim Trebin verzeichnet B 27,253, dass er Stettiner ist, 1579 bis 1591 Pastor Lenzensis und vorher von 1572 Kantor der Kneiphöfschen Domschule in Königsberg war. Der neue Kantor Johann Schmidt begann also seine Tätigkeit im Jahre 1589, nicht 1591, wie Döring berichtet. 1590 und 1591 melden die Käm.-R. von einem Michael Schmidt Cantori. Vermutlich liegt hier nur ein Schreibfehler vor, denn in den darauffolgenden Jahren (noch 1601 p. 212 b steht „Johanni Schmitt Cantori 14 f.") erfahren wir stets von einem Johann Schmidt.[5])

Bereits 1601 finden wir in den Käm.-R. einen David Germann als Lehrer des Gymnasiums angeführt, 1604 ebenfalls mit einem Gehalt von 40 f. 1608 wird derselbe wieder mit einem Gehalt von 40 f. als Kantor bezeichnet. 1619 stirbt David Gehrmann (in dieser Schreibweise bringt ihn B 27,253, woraus wir auch als seinen Todestag den 6. September erfahren). Die Käm.-R. enthalten p. 227 die Eintragung: „Am 7. März an den Herrn Cantoren Gotts ch 7,2." Gehrmanns Nachfolger Marpurg wird nach B 27 am 15. November 1619 bestallt. Die Käm.-R. schweigen sich über die Namen der Kantoren bis zum Jahre 1656 aus. Aus B 27 entnehmen wir, dass ein Gericius bis Juli 1625 das Amt des Kantors innegehabt hat. Wir wissen aber nichts über die Dauer von Marpurgs noch über den Beginn von Gericius' Amtszeit. Zwischenein begegnet uns in den Käm.-R. 1626 Joanni Tragner, der 30 Mark erhält. Ein weiterer Zusatz findet sich nicht. Wir wissen, dass Tragner im selben Jahre als Nachfolger von Gericius Kantor wurde. B 27 führt ihn von 1626 bis 1634 und vermerkt dazu † 1640, 23. Dez. Andreas Marci konnte ich hier nicht nachweisen. Henricus Lüdicke (Heinrich Liedtke) wird übereinstimmend mit Tolckemit registriert.

1649 hat ein zweiter Johann Fabritius (Fabricius) das Kantorat übernommen. Die Käm.-R. nennen den Namen erstmalig 1656, sein Gehalt beträgt 75 Mark. 1664 bezieht er 90 Mark. Inzwischen wird wohl eine Münzverschlechterung eingetreten sein. 1565—1566 fehlen Angaben über den Kantor. Nach Tolckemit hat Sidovius 1664 die Stelle erhalten. Immerhin ist die Eintragung der Käm.-R. von 1668 p. 115 merkwürdig: Johann Fabritius gewesenen Cantor

[5]) Tolckemit und Döring bringen nur die latinisierte Form Fabricius. 17a, 22a: 28. May 1602 Johann Fabricius Cantor †. (Er ist an der Pest von 1602 gestorben.)

39 Mark. Erst 1688 wird der Kantor Friedrich Steinröck namentlich genannt. Sidovius ist nach Ausweis von B 27 am 15. Febr. 1685 im Alter von 66½ Jahren gestorben.

In Ergänzung der bisherigen Ausführungen seien einige Einzelheiten nachgetragen. 1635 ist der Kantor (B 18, 165) „propter excessum mit dem Rector, zwar abgesetzet, die Gemeine aber wieder gebethen“. Es kann sich nur um Andreas Marci handeln. Die Pfarrkirche hat in älterer Zeit auch Noten besessen, von denen heute nicht einmal mehr Reste vorhanden sind. Laut B 20,359 „1601 d. 16. Jan. hatt der Cantor angehalten, dass von den Büchern, aus der Pfarr Kirchen, etl. auf des Gymnasii Bibliothec möchten gegeben werden. Responsum: Noli me tangere“. Der Kantor kann nur um Noten gebeten haben. Der abschlägige Bescheid berührt um so merkwürdiger, als die Kirche damals nicht katholisch war.

Der Kantor Johann Tragner war als Mitveranstalter des „Musikfestes“ von 1633 tätig. Wir wissen über ihn, dass er vor der Elbinger Zeit Mitglied der Königsberger Hofkapelle war, darauf „Cantor in Pr. Holland, 1619 Collega Classis VI. in Elbing“ (nach Tolckemit), dann schliesslich 1626—1634 Kantor zu St. Marien und ab 1634 Kantor der Altstadt Königsberg.

Von besonderem Interesse ist Johannes Fabricius (Tolckemit p. 351), von 1649—1664 (?) Kantor in Elbing, der kaum mit dem Fabricius von 1591 verwandt sein kann. Er stammte aus Oldesloo in Holstein. Nach vierzehnjähriger Tätigkeit in Elbing wurde er als Collega III. Classis an das Danziger Gymnasium berufen. Von ihm sind zwei Kompositionen überliefert. Die eine: „Johanne Fabritio, Mus. Org.: Hochzeitlich Ehrenlied f. Gerhard Trunck und Sabina Meienreisen. In einem Motett von 8 Stimmen sampt dem Basso Continuo gesetzet. Elbing, Gedruckt bey Achatz Corellen, 1648. Text aus dem Hohenlied Salomonis am 2. Capitel.“ Es ist ein kunstvoller, im Stil rückwärts weisender Satz, der einen achtbaren Musiker verrät (vorhanden: Stadtbibl. Elbing, Misc. 1). Anders geartet ist das „Herbstliedchen, welches bey Hochzeitlicher Ehrenfeyer Herrn Daniel Fadenrechts und Jungfrau Christian Bardings gehalten den 9. Octobris Anno 1657 aus wohlgemeinter affection glückwünschende überreichte Johannes Fabricius. Cantor Elbingensis.“ (Siehe Notenanhang Nr. 2.) Eine Abschrift davon liegt in der Bibliothek St. Marien. Für zwei Singstimmen (nur Diskant bzw. Diskant und Tenor) mit beziffertem Bass geschrieben, drückt die kolorierte Oberstimme den Text gut aus. Die zweite Stimme steht in vollkommener Abhängigkeit von der ersten. Ein kurzes Ritornell (für zwei Violinen und Fagott oder Viola di Gamba) beschliesst den Gesang. Die Vertonung ist mehr als nur Hochzeitscarmen, trotzdem Döring annimmt,

dass sie nur im Hochzeitshause gespielt sei. Fabricius soll sich auch sonst als Textdichter und Komponist von Gelegenheitsmusiken hervorgetan haben. Noten sind nicht weiter erhalten. Die Elbinger Notendruckerei des Achatius Corell soll nach Döring[6]) die Nachfolgerin der schon vorher bestehenden Notendruckerei von Wendel Bodenhausen sein. Irgendwelche Drucke derselben sind bisher nicht gefunden worden.

Hier einzuordnen ist noch eine Elbinger Hochzeitsmusik von 1656 für Daniel Rittersdorff und Cath. Braun (5. Juli 1656) „zu Ehren entworffen von Ephraim L. von Dantzig". Es ist eine recht geschickte Komposition, die namentlich in dem einleitenden Instrumentalritornell des Reizes nicht entbehrt (Notenanhang Nr. 3). Der vokale Teil ist wesentlich schwächer.

Nach Michael Sidovius (1664—1685) hat Johann Friedrich Steinröck 1686 das Kantorat erhalten. Man scheint damals viel Musik in der Kirche gemacht zu haben. So viel, dass der Rat es beanstandet. Die R.-R. melden 1683, 1. Oct.: „Ist s. Gestr. dem Herrn Praesidi mitgegeben, den Cantor, Vorsinger u. Organisten vorzufordern et. den Landten, und sie zu erinnern, dass sie das singen und musiciren so einrichten möchten, damit die Zeit etwa um ½9 die Predigt könne angefangen werden," und am 8. Oktober: „Präses referirt, dass er . . . ihnen sämtlich angedeutet bei Verlust ihres Dienstes das Singen, Musiziren u. Orgeln des Sonntags so einzurichten, damit sofort nach 8 Uhr d. Predigt einen Anfang nehmen könnte u. man nicht bis 9 Uhr bei dieser Zeit sitzen u. ihrem Musiciren zuhören dörfte." Auf grosses Verständnis scheinen die Anstrengungen der Musiker demnach nicht gestossen zu sein. Dies betraf noch den alten Kantor Sidovius und den ebenfalls sicher nicht mehr jungen Organisten Werner.

Der neue Kantor Steinröck war ein unruhiger, unverträglicher Geist. Nach Tolckemit wurde er zunächst „wegen Zänkereyen mit dem Rectore in Quartam gesetzt", er wurde also im Range als Schullehrer degradiert. Nachdem er 1687 wieder in tertiam et secundam aufgenommen, konnte er doch auf die Dauer nicht in Frieden leben und gab sein Amt von sich aus 1695 auf. Er wurde Kantor in St. Marien zu Danzig, von wo er 1718 zurückkehrte und bis zu seinem Tode am 12. August 1722 Collega V. Classis am Gymnasium war. Die R.-R. erwähnen 1687 (26. Sept.), dass er „De excesso stupii" nicht am Gymnasium geduldet werden könne, aber man lässt die Sache vorläufig auf sich beruhen. Am 31. Dez. 1689 erhält er laut Käm.-R. (p. 105) ein Gratial wegen des Actus, also für die übliche Schulaufführung des Gymnasiums. 1695 wird die Stelle des Kantors in den Käm.-R. (p. 113) als vacant geführt.

[6]) Musik in Preußen, p. 46.

1695 folgte Johann Harnack aus Hohenstein. „Er hatte in Königsberg studiret, war ein guter Lateiner und Pohl, und ein geschickter Schulmann" (Tolckemit). Sogar ein polnisches Lexikon hat er verfasst. Die schweren Zeiten machen sich auch beim Kantor bemerkbar, der doch als Schulbeamter ein festes Gehalt bezieht. Er bittet 1704 (R.-R. p. 338), dass er von denjenigen, die ihre Leichen still, also wohl ohne Prediger und Musik, bestatten lassen, etwas bekomme, da er sonst nicht bestehen könne. Es wird ihm abgeschlagen, da es der Bürgerschaft sehr schwer falle, die Garnison zu erhalten. 1706 (R.-R. p. 239) kommt man ihm in diesem Punkt mehr entgegen. Am 9. April 1706 (R.-R. p. 81) gewährt man ihm den gewöhnlichen Gregorius-Umgang, man bemerkt aber dazu, „Dass er sich mit guten Diskantisten versehen und die Musique in der Kirche besser wie vorhin bestellen möge, widrigenfalls er hinkünftig dieses beneficii verlustig gehen soll". Wir dürfen wohl kaum deshalb an seinem Können zweifeln. Er blieb ja noch mehrere Jahrzehnte im Amt. Auch jetzt scheinen noch Streitigkeiten im Schulbetrieb zu bestehen. 1708 (R.-R. p. 647) sind zwei Professoren, der Kantor und der Stadtmusikant nicht zu dem Schulfest erschienen, „sodass nicht einmahl der sonst gewöhnliche Psalm hat können gesungen werden". Man sperrt den Betreffenden für ein Quartal das Gehalt. Harnack und Hintz erhalten es noch gegen die Versicherung, „sich hinführo behuttsamer auffzuführen".

1711 klagt Harnack wieder, dass er bei „seinem Salario crepiren müsste". Die Leichen begleite entweder der Calefactor mit Singen bis zum Grabe, oder der Kantor der Kirche Div. Corporis Christi Rohrschütz bestelle die Musik in der Kirche durch seine Schüler (R.-R. p. 891). Man gewährt ihm jedoch keine Vorrechte. 1712 im Juni (R.-R. 634) erfahren wir, „wie am Sonnabend die Charowitzen Gemahlin des russischen Kronprinzen verlanget, dass der hiesige Kantor Hartnack das Tedeum laudamus bei Ihr am Sonntage singen möchte". Der Kantor habe „es in den Tod vergessen und hofft nicht, dass es geahndet werden dürffte". Lange Zeit hindurch wird nichts Besonderes über den Kantor gemeldet. Am 27. April 1733 lesen wir, dass „dem Cantori Harnack sowohl auf künftig Sonntag als am Pr. Dankfest wie auch nachgehens die musique wiederum in d. Kirche zu halten verstattet wird". Das ist wahrscheinlich im Gedenken des Friedens zu Oliva am 3. Mai 1660 geschehen.

Von 1730 ab hat dem hochbetagten Harnack eine Hilfskraft, ein Adjunctus, zur Seite gestanden, Hiob Adolph Dietrich (Dieterich), der schon 1733 am 24. Januar stirbt. (B 27,253.) Harnack stirbt nicht, wie Tolckemit und Döring schreiben, 1733, sondern im Februar 1735. Am 14. Februar

wird laut R.-R. ein Bewerber Johann Caspar Heeling aus Lyck abgewiesen, da der Kantor noch lebe. Am 25. Februar wird der Tod Harnacks berichtet, er habe sich noch auf dem Totenbette für alle empfangenen Wohltaten bedankt und bittet den Rat, zu seinem Begräbnis etwas beizutragen. Das wird aber der bösen Zeiten wegen abgeschlagen. Von den Bewerbern C. Lau, Werner, Kantor Neostad, N. Bohr aus Königsberg, Heeling aus Lyck und N. Fischer wird der Letzte am 1. April gewählt, nachdem er „vorgestern examiniret u. in der Latinität gut befunden". Von dem Gregorius-Umgang (R.-R. 25. Apr.) soll er die Hälfte „dem Herren Zimmermann wegen s. bisher bei Krankheiten des selig. Cantoris" ihm geleisteten Hilfe abgeben. Man bewilligt auch Christian Lau für seine „im Choral als auch Musiquen geleisteten Kirchendiensten 20 Thaler", da er „gleichfalls bei Musiquen in d. Kirche d. selig. Cantoris Stelle oft vertreten". Fischer (Tolckemit nennt ihn Jacob Christoph F. aus Tangermünde) war jedoch ein unsicherer Mann. Schon am 29. Aug. 1735 hören wir (R.-R.), dass er heimlich weggegangen und eine Bemerkung am Rande besagt: „Cantor Fischer ist seinen Creditoribus heiml. entwischt." Der „Kloster-Schulmeister N. Linke soll des Montags, Donnerstags u. Freitags die Kirche bestellen".

Von Harnack ist eine Komposition erhalten: „Aria auff die beglückende Ehe-Verbindniss des Herrn Theophilus Hellwing, Hochmeritirten Bürgermeisters, Anno 1702 d. 21. Februar Unterthänigst gerichtet von J. H. C. E. Johann Harnack, Cant. Elbing." Der Tonsatz ist recht primitiv in der Form. Man kann danach keinen abschliessenden Eindruck über Harnack gewinnen.

Der am 26. Sept. 1735 endgültig gewählte Christian Lau wird recht bedeutsam für die nächsten Jahrzehnte. Trotzdem sich von seinen Kompositionen nichts Wesentliches auf die Nachwelt gerettet hat, dürfen wir in ihm einen Musiker vermuten, der in seinen Gelegenheitskompositionen über den Durchschnitt hinausging. Geboren ist Lau in Neuheide bei Elbing. Seine Studien machte er in Elbing und Königsberg. Eine sehr ernste Persönlichkeit, hat „er in seinem Leben vieles an seiner Seelen erfahren, davon andre nichts wissen" (Tolckemit). In Magdeburg liess er 1741 ein Büchlein erscheinen: „Buss- Trost- und Lobstimme eines von Gott durch Christum begnadigten armen Sünders, in Versen." Die St. Marienbibliothek bewahrt in Stimmen eine „Cantate zum preussischen Dank- und Friedensfeste ‚Ergiesse dich mit sanftem Rauschen'" vom Jahre 1735 auf, die hohe Qualitäten besitzt. Die Handschrift lässt auf Lau als ihren Urheber schliessen. Von seinen Kantaten für Maria Pombius (1736) und für den Ratsherrn J. Feyerabend

(1745) sind nur die Texte überliefert. Die erste enthält 12 Tonstücke, die zweite 11. Die zweite trägt auf dem Titel den Vermerk, dass er den Chor „Du machst mir ein Ende“ mit dem Chorale „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig“ „contrapunctweis“ vermischt habe. Zur Introduktion des Rektors Lange am Gymnasium und des Konrektors Hoffmann wurde 1746 eine Kantate von Lau komponiert und aufgeführt. Ferner wird von einer „Cantata festiva Dom. Conr. in Actu Gymn. Elb. aestivo“: „Preise, Jerusalem, den Herrn“ berichtet (1749), wovon unvollständige Stimmen in der Marienbibliothek vorhanden sind.

Den R.-R. entnehmen wir, dass Lau im Juni 1739 seiner Gesundheit wegen einen Urlaub erhält. Zunächst fährt er zu seinem Bruder nach Wernigerode und dann auf Anraten des Arztes nach Bad Pyrmont. 1745 (Febr.) bringt er eine Supplique ein, „worinnen derselben gebeten, dass, weil er mit d. neuen Einrichtung derer Kirchenmusiken viele ausserordentliche Mühe u. Unkosten gehabt“, er einen Zuschuss erhalte, zumal die Accidentien von Jahr zu Jahr schlechter werden. Unter seiner Amtszeit sind die Telemannschen Kirchenmusiken nach Elbing gekommen; ein ganz neuer Einfluss für damalige Zeiten. Zwei vollständige Kantatenjahrgänge sind noch vorhanden.

B 30 notiert: „Anno 1744 haben die resp. Herrn Vorsteher Herr Thomas Fuchs u. Herr Christian Schmid einen Neuen Musicalischen Jahrgang von Telemann angeschafft. Zugleich die Music vom Leyden u. Sterben J. Chr. auch v. G. Ph. Telemann.“

Wir fügen noch die anschliessende Eintragung von Laus Nachfolger Burchard ein, dass ihm 1749 folgende „Musicalien, so von Lauischen Erben erkaufft, übergeben:

1. Du Grains Passion, wobey die Arien so unter der Communion musiciret werden an den Tagen, wo die Passion aufgeführt ist.
2. 5 Parti Kyrie.
3. Die grosse Messe.
4. Cantata auf das Preusch Dankfest von Du Grain.
5. dasselbe von Reincke.
6. Cantata vor die Kuhr Predigt.
7. Music auf Ostern von Mr. Reincke.
8. Music auf das Fest Trinitatis vom Reincke.
9. Cantata auf das Sommer Schulfest du Grain.
10. Der Psalm auf das Winter Schulfest mit 4 Bücher Sterbe-Lieder.“

Schliesslich wird noch ein Jahrgang Telemannscher Kantaten (1749) verzeichnet.

Lau stirbt am 23. März 1749. Darauf bittet am 31. März der Bruder des Lau „1) um die Bestellung der Musik in der Kirche während der Feiertagen, 2) um den Circuitum nach Ostern, 3) um die rückständigen 60 fl. von d. St. Marien-Kirche, 4) um das Pfingstquartal“. Ausser 3) wird alles bewilligt, wegen 3) müssen die Kirchenvorsteher entscheiden. Der Bruder war danach ebenfalls ausübend musikalisch tätig, aber für das Kantorat kam er nicht in Frage.

Das Amt erhält am 20. Juni Johann Jakob Burchard, bis dahin Kantor in Riesenburg. Aus seiner Tätigkeit berichten die R.-R. erst Nov. 1752 etwas. Er beklagt sich, dass er in seinem Amt viel Mühe habe, da er noch für den Vorsinger Kopka singen müsse, und bittet um die 60 fl., die sein Vorgänger gehabt hätte. Es wird ihm abgeschlagen. Am 19. Juni 1754 hören wir, „dass sowohl der Organiste Bork als auch der Kantor Burchard wegen Composition und Aufführung der Musik bei dem neulich celebrirten Jubilär wegen des Abfalls der Preussen von den Kreuzeherren um ein Responsum angehalten“. Bork bekommt für die „Composition der Musik 10 Thaler“, der Kantor für die Aufführung 8 fl. 1761 kann Burchard den Osterumgang krankheitshalber nicht halten, weshalb er „seinem Sohn, dem Cantor zu Corporis Christi solchen aufgetragen“, wozu er die Genehmigung des Rates erhält. Von Kompositionen Burchards erfahren wir nichts. Unter dem 24. April 1761 wird in den R.-R. sein Tod gemeldet, der wohl einige Tage früher eingetreten sein wird.

Als Bewerber nennen sie gleichzeitig den Neustädtischen Kantor Hingelberg und den Kantor vom hl. Leichnam, also den Sohn Burchards. „Der Cantor Hingelberg wird die Probe auf Himmelfahrt Christi in dieser Kirche zu St. Marien singen, auch nachhero dem Herrn Konrektor ein Colloquium halten, ob er auch in der Latinität bei dem Gymnasio habil genug sein dürfte.“ Er genügt den Anforderungen, und am 18. Mai 1761 wird Gottfried Hingelberg gewählt. Die R.-R. melden lediglich 1767, 12. Sept., dass er um das Quartal des verstorbenen Präzentors Kopka bittet, da er für ihn „länger als 1 Jahr in der Kirche hat aufwarten müssen“. Im Mai 1771 erhält er einen Ruf an die St. Johanniskirche in Danzig. Nachdem er sich zuvor in Danzig umgesehen hat, nimmt er die Stelle an.

Ein Kantor Joh. Karl Lebermann aus Riesenburg hält um den Dienst an. Er muss sein „curriculum vitae“ in lateinischer Sprache einreichen, nach dessen Verlesung vor dem Rate er endgültig abgewiesen wird. Am 3. Juli tritt „ein Studiosus aus Königsberg, Adolph Friedrich Bourbiel, als Be-

werber auf, „indessen habe d. Organist Borck noch einen andern aus Königsberg vorgeschlagen“, Andreas Ludwig Koschak, Collega bei der Sackheimischen Schule in Königsberg, der aber abgewiesen wird. Bourbiel erhält die Anstellung und bleibt 44 Jahre im Amt, bis 1815 und lebte dann noch 10 Jahre im Ruhestand. Mit dem Jahre 1772 verlässt uns unsere bisherige Hauptquelle, die Ratsrezesse, da die Stadt unter preussischer Herrschaft eine andere Verwaltung bekommt.

Nachdem wir die Kantoren der Marienkirche bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts verfolgt haben, sei noch auf die tabellarische Zusammenfassung der bisher aufgeführten und in der Folge noch zu nennenden musikalischen Beamten in Elbing am Schluss der Arbeit verwiesen.

Die Organisten der Marienkirche.

Schwieriger gestaltet sich die Aufnahme der Organisten, da sie lediglich musikalische Kirchenbeamten waren und kein Lehramt weiter bekleideten. Wir wissen im einzelnen auch nichts über ihr Spiel und sind auch nur wenig über ihre Beteiligung an der allgemeinen Musikübung unterrichtet, jedenfalls im 16. Jahrhundert, wo Orgel und Orgelspiel noch zurückstehen hinter dem Vokalchor und seinem Kantor. Döring (Musikal. Erscheinungen p. 624) will aus der Thorner Orgeltabulatur des Mohrungers Johannes Fischer, der um 1595 Organist in Angerburg war, Schlüsse auf das damalige Orgelspiel ziehen. Man wird aus der blossen Tatsache der Bestallung eines besonderen Musikers für das Organistenamt bereits notwendig selbständige Leistungen voraussetzen können, um so mehr, als einige von ihnen recht bekannt sind. Als ersten treffen wir P e t r u s d e D r u s i n a (zu Deutsch wohl der Peter vom Drausensee), der sich nach Döring (Mus. Ersch. p. 625) als „Petrus Drusin“ am 5. März 1603 in das Album der St. Martinsbank eingetragen hat. B 16,161 meldet: 1611 d. 2. Mai Petrus de Drusina Organista Elbing Musicus excellens febri acuta maligna moritur h. 6 mat. In B 17 a, 32 finden wir auch die Schreibweise Drusinky. Nr. 33 der Marienbibliothek enthält unter k) acht geschriebene Kompositionen von ihm, ferner einige in Partiturübertragung (hergestellt von dem früheren Königsberger Archivdirektor Philippi nach den Tabulaturen des Kgb. Schlossarchivs). Eine fünfstimmige Probe von Drusinas Kunst (s. Notenanhang Nr. 4). Ein Sterberegister (B 17,41) verrät, dass am 12. Oktober 1622 Henricus Martij, ein Organist der Marienkirche, gestorben ist. Wahrscheinlich war es ein Verwandter (Vater?) des späteren Kantors zu St. Marien.

Ein einzelner erhaltener Jahrgang der „Raths-Rezesse“ von 1622 berichtet unter dem 10. Oktober 1622: Henricus Marci bittet um eine Zuwendung, da alles hoch gestiegen und er keine Accidentien hat. Wird bewilligt. Am 21. Okt. (p. 146) „Supplication Johann Marci für s. Mutter um das gnaden Jahr, und dass er zur vacirenden Stelle seines selig. Vaters möge gelassen werden.“ Wird bewilligt. p. 163 2. Nov. ist vom Präsidenten zurückgehalten, da die Mutter ungeziemliche Worte auf den Rat ausgestossen haben soll und der Sohn „voll Hoffarts Stärke ein Klügling wäre“. Wird abgewiesen. Des „Bankknechts Sohn“ soll auf seine Supplication hin die Orgel verwalten, bis man ihn oder einen andern befördern würde. Die Besetzung der Stelle scheint sehr vorsichtig behandelt zu sein. Am 22. Mai 1623 (p. 285) lesen wir: „Dem Organisten, welchem zu jetziger Zeit die Orgel, bis auf weiteren Bescheid befohlen, nicht eine gewisse Besoldung, um welche er anhält, sondern Verehrg. zu tun geschlossen.“ Er wird also noch nicht angestellt, hat noch Probezeit. Noch am 6. Nov. 1623 (p. 346) ist nichts Endgültiges verfügt: Ein Jacob Romken hat sich beworben. „Ist geschlossen, weil noch zur zeidt kein besser sich nicht angibet, Als soll er noch in spe gehalten vndt vor der verflossenen Zeidt in der er aufgewartet wie auch ins künftige ihme adda quartall 25 fl gegeben werden.“ Der letzte erhaltene Vermerk besagt am 24. Nov. 1623 (p. 359): „Dem iezigen Organisten etwas gewisses von den Hochzeitten zu machen geschlossen.“ Wahrscheinlich hat er die Stelle behalten können, wenn er Accidentien bewilligt bekommt. Aber es bleibt hiernach nur eine Vermutung.

1640 (so lesen wir in B 28) 13. August: Der Organist Werner das Hackwerk gratis erhalten. Und das Sterberegister B 17,24 verzeichnet: Georgius Werner, Organista Marianus 31 Oct 1656 †. Damit hätten wir einige Organistennamen festgestellt. Döring lässt die Reihe nach Drusina erst mit Samuel Werner 1686 beginnen. B 28 enthält weiter: 1665 9 Oct. Organist zu St. Marien nur 100 M Salarium bekommen. Und 1665 13. Jan.: Der Stadt Organist soll auff seinem Cymbal zum heil. Leichnam bey Begräbnissen spielen.

Die Organisten von St. Marien erlangen jetzt im Gesamtbetrieb der Musik eine immer bevorzugtere Stellung. Im Elbing des 18. Jahrhunderts haben wir die produktivsten Musiker unter ihnen zu suchen. Samuel Werner begegnet uns am 27. Aug. 1687 zum erstenmal in den R.-R. 1701 hat er seinen Abschied verlangt, was er in einer Eingabe (R.-R. p. 349) wieder rückgängig zu machen sucht. Infolge seines Lebenswandels muss er den Dienst nicht ganz korrekt versehen haben. Trotzdem er „angelobt sein Leben zu ändern und zu bessern“, nimmt man

ihn nicht wieder an. Nun verschweigen die R.-R. einen wichtigen Zwischenabschnitt, denn wir lesen 1703 (p. 577) nochmals über des Organisten Werner „verübten groben Excess" gegen den Präsidenten. Ob inzwischen ein anderer das Amt verwaltet hat, bleibt dunkel. 1702 (p. 628) beklagen sich Kantor und Organist über den Wachedienst, von dem sie diesmal aber nicht befreit werden, da auch der Konrektor und die Professoren Wachtdienst tun müssen.

Erst 1707 melden die R.-R. (p. 156) „in Stelle des seeligen Samuel Werners den Dibben (Daniel Dibbe), so in Coppenhagen adjunctus gewesen, zum Organisten benennet". 1715 (p. 147) wird er als Mältzenbräuer Bürger von Elbing. Über Dibbes Tätigkeit wird nicht viel berichtet. Wichtig ist, dass ihm 1737 Johann Jeremias Du Grain als Sänger, Orgel- und Clavecinspieler „injungiret" wird (R.-R.)[7]) Seit 1732 ist er in Elbing nachweisbar (Taufregister der Marienkirche, wonach er am 31. Juli 1732 einen Sohn Johannes Jeremias, am 21. August 1734 Karl Ludwig, am 23. Januar 1736 Christian Gottfried taufen liess). Sein Name kommt in den Schreibweisen Du Grain, Dugrain, Legrain und Dügren vor. Dibbe intrigiert (wohl aus Brotneid), wo er kann, gegen Du Grain, was in dessen Eingaben beim Rat beredt zum Ausdruck kommt. Er hat beim Rat grosses Ansehen genossen, denn er wird stets in Schutz genommen. 1739 (5. Okt.) beklagt der Rat, „dass dieser in seinem Metier geschickte Mensch von Elbing gehet und beliebet, künftig bei vorfallenden Gelegenheiten seiner eingedenk zu verbleiben". Das geschah aber doch nicht, denn als Dibbe 1740 einen Gehilfen erhielt, er sozusagen seines Alters wegen der Amtspflichten entbunden war, berief man einen anderen. Du Grain blieb in Danzig, wo er 1759 im Januar starb. Wahrscheinlich hat er in Danzig zum zweiten Male geheiratet, da seine Frau im Elbinger Taufregister den Vornamen „Dorothea" trägt und im Register der Danziger Johannes-Kirche 1751 (9. Sept.) die Vornamen „Adelgunde Euphrosina". Auf Grund des Todesjahres Du Grains hat schon Leux (a. a. O. p. 446) klargestellt, dass er nicht mit dem in Reichardts Selbstbiographie genannten merkwürdigen Königsberger Musiker gleichen Namens identisch sein kann, da es sich bei Reichardt ungefähr um das Jahr 1765 dreht. Damit werden die Annahmen Dörings und Eitners (Quellenlex.) hinfällig.

---

[7]) Über Du Grain: L. Neubaur, „Der Komponist Jean Du Grain in Elbing" (Mitteil. d. Westpr. Gesch.-Ver. 1915, I, p. 4 ff.). Enthält alle Angaben der R.-R. Muttray, „Der Komp. J. Du Grain in Danzig" (Mitteil. d. Westpr. Gesch.-Ver. 1920, p. 25). Irmgard Leux, „Über die ‚verschollene' Händel-Oper ‚Hermann von Balcke' ". Im Archiv f. Musikwiss. 1927, p. 441. Dann noch: Herm. Rauschning, „Musikgesch. Danzigs", Kap. 4.

Döring[8]) lässt ihn sogar als musikalischen Mitarbeiter an der verschollenen Händeloper „Hermann von Balcke“, die eigens zur 500-Jahr-Feier der Stadt geschrieben sein soll, auftreten. Danach hätte Händel die Arien, Du Grain die Rezitative verfasst. Irmgard Leux hat in dem bereits zitierten Aufsatz endgültig mit dem Gedanken an das Verschwunden- bezw. Vorhandensein einer Händeloper für Elbing aufgeräumt. Immerhin bestände auf Grund des vorhandenen gedruckten Textbuches (Elb. Stadtbibl. 1. 1. 10, Misc. 5) die Möglichkeit, dass Du Grain die Musik wenigstens zu einem grossen Teil aus Händel-Opern zusammengestellt hat. Das Personenverzeichnis trägt am Schluss die Bemerkung: „Die Komposition der Arien ist Theils von Ms. Handel, Theils von Ms. du Grain, von welchem letzteren das gantze Rezitativ in die Musik gesetzt worden.“ Dazu kommt, dass Irmgard Leux von den 33 Arien des „Dramma per Musica“ bereits 15 als textlich gleichlautend mit solchen aus früheren Händel-Opern identifiziert hat. Unwahrscheinlicher ist schon die tatsächliche Aufführung, sie ist weder von einem Chronisten noch von den R.-R. oder den Käm.-R. belegt. Den Gedanken an das etwaige Vorhandensein einer für Elbing geschriebenen Händel-Oper müssen wir also aufgeben.

Als das Hauptwerk Du Grains gilt seine Passion nach Matthäus, die bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts jährlich in der Marienkirche zur Aufführung kam. Der genaue Titel besagt:

„Partitura Passionis Domini Nostri Jesu Christi secundum Matthaeum Evangelistam Composita a Domine Du Grain Musico tempore nostro Celeberrimo. Ex cujus Amicitia eam obtinuit Cant. Lau Anno 1737.“ Der Kantor Lau war Du Grains Freund, der ihm das Leben neben dem intriganten, missgünstigen Dibbe tragbar machte. Der Text der Passion fand Aufnahme in das Elbinger Gesangbuch (im Anhang), untermischt mit Liederversen. In der Danziger St. Johanneskirche finden sich aus demselben Jahre noch zwei Kompositionen, die Kantate am Fest der Reinigung Mariae (Herr, nun lässest du deinen Diener) und „Alter Adam, du musst sterben“. Ferner eine umfangreiche „Trauer-Music“ (Mitten wir im Leben sind) für den am 10. Sept. 1738 verstorbenen Elbinger Bürgermeister Joh. Sigismund Jungschultz. Der späteren Danziger Zeit gehören eine Reihe weiterer Kompositionen an.

1740 kann Dibbe seinen Dienst krankheits- und altershalber nicht mehr versehen. Der Organist der Neustadt, Daniel Ohlert (Olert), wird am 23. Dez. 1740 dazugenommen. Er muss die Bezüge mit Dibbe zur Hälfte teilen, was zu vielen

[8]) Döring, Mus. i. Pr. im 18. Jh. In Monatshefte für Musik-Geschichte, 1869, Jg. 1, p. 154 f.

Eingaben Ohlerts führte. Dibbe muss zwischenein auch gelegentlich gespielt haben. Am 13. Sept. 1741 wird gemeldet, dass eine Konfusion im Gottesdienst eintrat, weil Dibbe zu früh mit dem Choral einsetzte. Ohlert blieb nur wenige Jahre an dieser Stelle. Die R.-R. verzeichnen 1745 (26. Mai): „Ohlert, gewesener Organist bei d. St. Marien-Kirche, bittet, ihm das Pfingstquartal noch zu gewähren.“ Er wurde Gerichtsherr in der Neustadt Elbing.

Schon vorher, am 9. April, hat sich „ein Studiosus von Königsberg namens Bork“ beworben, der auch am 21. April nach dem Probespiel gewählt wird. Friedrich Ernst Borck (Bork) ist neben Du Grain eine der wichtigsten Gestalten unter den Elbinger Tonsetzern. Wie ausgesprochen noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts die alten Gesetze über die Pflichtabgaben, bzw. das Musiziermonopol der städtischen, beamteten Musiker in Geltung stehen, geht aus einer Eintragung der R.-R. vom 16. Okt. 1747 hervor. Borck bittet, ihm die Accidentien wie seinem Vorgänger Dibbe zu gewähren, was zugebilligt wird und „solcherhalb dem Leichen- und Hochzeits-Bitter angesagt werden solle, dass bei denen Leichen wobei die Kinder vom Stadtmusico accompagniret werden, der Herr Bork allezeit 6 fl. so wie ehedem, als er mit dem Clavecin accompagniret, zu geniessen bekomme, und bei bürgerl. Hochzeiten, wo der Cantor gegenwärtig, er auch entweder zugegen sein, oder wenn nicht, doch das sonst ihm gewöhnliche Accidens erhalten müsse“. Auch Borck bezieht noch nicht sofort das ganze Salär. 1756 erfolgt der Tod Dibbes. Am 8. März kommt Borck ein um die Organistenwohnung, um „die Stimmgelder, welche der vorige Dugrain a 15 fl. quartaliter genossen“ und um Holz. Am 21. April 1756 wird ihm verboten, solenne Begräbnisse (also mit Orgelspiel) am Gründonnerstag und Karfreitag zu halten. Dann hören wir noch, dass er 1771 (7. Okt.) u. a. bittet, „dass d. 2 Sänger bei d. Kirchen-Musiquen die 20 Rthlr. wie vor Alters geniessen möchten“, was gestattet wird. Bis 1787 stand er im Dienst der Marienkirche. Trotz Erblindung hat er sein Amt bis ins hohe Alter verwaltet. Döring schöpft hier bereits aus lebendiger Tradition. Er rühmt Borck als einen tüchtigen Orgellehrer, aus dessen Schule gute Spieler hervorgegangen sind.

Aus seinem Schaffen sei zunächst ein von ihm harmonisiertes Choralbuch erwähnt (Marienbibl.). Dann werden 11 figurierte Choräle von ihm aufbewahrt, „Trauersinfonien“ genannt. Die Choräle sind kunstvoll für mehrere Instrumente gesetzt und datieren von 1756 bis 1777. Die Kantate a 7 „Am grossen Anlauf“ vom Jahre 1752 wurde schon bei Kantor Burchard genannt. Die Partitur ist unvollständig erhalten. Unter den Musikalien der Heil. Drei-Königenkirche findet sich

eine „Cantate vor der Erndte-Predigt mit 2 Hörner, 2 Violinen, Bratsch, Bass und Orgel“, die September 1774 datiert. Die Instrumentalstimmen fehlen leider. Namentlich die Festkompositionen für das Gymnasium werden recht zahlreich gewesen sein. Döring schreibt ihm auch die 1766 von Hingelberg aufgeführte Festkantate anlässlich der Thronbesteigung des Königs von Polen Stanislaus Augustus zu. Ebenso die Festkantaten für die Geburtstagsfeier Friedrichs des Grossen 1773 und 1774, die von Bourbiel aufgeführt wurden. Dazu kommt noch eine Trauerkantate auf den Tod Friedrichs des Grossen 1786. Sein Amtsnachfolger wurde 1787 der Kandidat der Rechte Carl Christ. Thiel, ein gebürtiger Elbinger.

Die Präzentoren der Marienkirche.

Über die Musiker der Marienkirche bleiben jetzt nur noch die spärlichen Nachrichten über die Präzentoren. Bei den in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts genannten Choralibus (Käm.-R.) müssen wir wohl auch einen Präzentor annehmen. Sie waren sozusagen Unterkantoren. Am Gymnasium hatten sie die Stelle des Kalligraphen inne. „Wie der Cantor den Kunstgesang, so hatten sie den Gemeindegesang zu leiten, auch war es ihre Obliegenheit, die Aufführungen des Cantors zu unterstützen,“ schreibt Döring.[9]) Auf Grund des Tolckemit stellt er die Liste auf. Neben den Präzentoren gibt es gelegentlich noch Hilfssänger zu St. Marien. Wir dürfen auf gebildete Leute schliessen, in der Regel waren es Kantoren oder Rektoren kleinerer Städte.

Die erste namenlose Erwähnung bringen die Käm.-R. 1594 p. 63 b: „Zur Spende am Tage des anlaufs dem Vorsinger 12 scot.“ Tolckemit setzt Caspar Rosenfels 1609 an, ebenso B 27,269, hier steht aber Rosenfeld. Unter den „Schuldienern“ (das sind Lehrer) enthalten die Käm.-R. 1597 p. 201: 20 f. Casparo Rosefeltt, 1601 p. 263 a: 30 f. Casparo Rosefeldt, wieder als „Schuldiener“. Demnach wird die Schreibung Rosenfeld die richtige sein. Über seine Amtsdauer wissen wir nichts. 1608 finden wir ihn nicht, wohl aber Michael Sidovius, seinen Nachfolger. Sidovius soll nach B 27 und Tolckemit erst 1613 seinen Dienst angetreten haben. Er stammt aus Strausberg i. d. Mark, war vorher Kantor in Neuteich und B 27 setzt zu seinem Namen die Zahlen 1613—(?)1625 †. Martin Preuss wird von B 27 nur von 1624—1627 verzeichnet. Dazwischen steht hier noch Jacobus Hillenius

[9]) Döring: Musikalische Erscheinungen in Elbing in Altpr. Monatsschr. Neue Folge, 5. Bd. Königsberg 1868 p. 626.

aus Gotha (1627—1628), er wurde nach Tolckemit Rektor in Liebstadt. Auf ihn folgte Jacob Finovius, den Tolckemit nicht verzeichnet. B 27 enthält lediglich die Eintragung: 1628 bis 1629 † (Pest). Die Käm.-R. bringen ihn 1626: Joanni Finovio unter den Lehrern, aber ohne Angabe seiner Funktion. 1634 kam dann Adam Pollio aus Mühlhausen i. Pr. dazu. B 27 sagt über ihn: 1631—? (1652 † 30. Aug.). Die Käm.-R. 640 p. 159 verzeichnen: „Adamo Pollioni so ehemalss in quarta Klassis auffgewartet 18. 18." Der zweite Michael Sidovius ist in beiden Quellen nicht nachweisbar. Der Name des folgenden Präzentors Johann Krintz findet sich in B 27. Von 1669—? folgt Christoph Hoffmann Silesius. B 27 weiss nur hinzuzusetzen: 1674, 31 mart. aet 39 †. Seinen Nachfolger nennt Döring Christian Schäffer. B 27 schreibt aber Christian Schefler und datiert 1674—? (1680 1. Jan. aet. 27 †). Johann Friedrich Steinröck (B 27 schreibt Steinreck) stammt nach B 27 aus Tapiau, war von 1680 bis September 1685 Präzentor und wurde dann Kantor. Tolckemit datiert seine Präzentorenzeit von 1682 und lässt ihn 1686 erst Kantor werden. Vom 17. Januar 1686 ab hatte Samuel Sendel aus Halle sein Amt inne. Eine grosse Bedeutung haben sie weiterhin nicht erlangt. Die wenigen Quellen widersprechen vielfach hier und da den Angaben Dörings, so dass man kein zusammenhängendes Bild gewinnt. 1704 (R.-R. p. 339) ist der Vorsinger beim Tode seiner Mutter nach Schippenbeil gefahren und will nicht mehr zurückkommen. Die Stelle wird vacant erklärt. Es kann sich nur um Samuel Sendel handeln, den Döring bis 1706 führt. Wahrscheinlich ist Sendel nicht einmal bis 1704 Vorsinger gewesen, denn B 27 gibt an: ?—1704 Joh. Christoph Wollmann, Cantor ad S. Annae.

Von 1705—1710 wird dann Gottfried Schöfler geführt (Döring: Schöpfel) und vom 4. September 1710 bis 1716 Christian Surcovius. Dazwischen erfahren wir 1712 (R.-R. p. 1045): „Der Discantist Hingelberg wird nach abgelegter Probe angenommen, solange bis man ein geschickteres Subjectum bekommen würde." 1716 erhält ein Mons. Hingelberg auf bittliches Ansuchen ein Stipendium zum Besuch der Universität Wittenberg (R.-R. p. 302). Im selben Jahre (p. 698) wird angefragt, ob jetzt zu Ende des Quartals „dem Präzentor bei hiesiger Mönch Kirchen Surkovius das Amt abgenommen u. dem Collaberatori Hochgräff zu conferiren sey". „Weil der vorige Prae-Centor Surkovius mit seiner Stimm der Kirchen nicht dienen kann, der Collaborator hergegen gutt singet auch bey der Music auffwartett", wird Conrad Hochgräf angenommen. Ein Gottfried Hingelberg wird im übrigen

1720 (R.-R. p. 438) „zum Schulmeister in der Klosterschulen vociret", er ist Studiosus. Wir dürfen annehmen, dass es sich stets um denselben Hingelberg handelt. März 1722 (R.-R. p. 134) ist „Christian Zimmermann an Stelle des von hier weggegangenen Hochgräffen angenommen worden".

Die Kirche hatte neben dem eigentlichen Präzentor — das sei hier gleich eingeschaltet — noch Hilfssänger. Der Discantist Hingelberg wird als solcher zu gelten haben. Seit alter Zeit war der Lehrer an der Klosterschule bei der Marienkirche verpflichtet, „der Kirchen mit Singen aufzuwarten". Er hatte dafür freie Wohnung. In der Kirchenrechnung von 1699 findet sich ein Sänger Dittloft mit einem Gehalt von 48 fl. Kantor Harnack erhebt 1705 für die Sänger Baumann, Hoffmann, Gallewitz und Liebe zusammen 15 fl. für das Quartal.

Der Vorsinger Zimmermann aus Woltersdorf i. Pr. (B 27, 270) stirbt am 23. Aug. 1736. Wenn wir dann hören, dass der stud. iur. Sigmund Tolckmit auf Ansuchen vom Magistrat ein Gratial bei seinem Abschied erhält (100 fl.), weil „er bei der St. Marien-Kirche eine zeitlang mit s. Stimme gedienet" (R.-R. 31. März 1736), können wir annehmen, er hat den vielleicht schon kranken Zimmermann im wesentlichen vertreten. Die Summe ist ja auch recht hoch. Laut R.-R. ist Gottfried Kullick am 24. Sept. 1736 zum Präzentor gewählt, sonst wird er Georg Kullick genannt. Er stammt aus Hohenstein und war Rektor in Gilgenburg, am 4. Dez. 1737 wird schon sein Tod verzeichnet. Sein Nachfolger Georg Kopka trat den Dienst vor dem Tode Kullicks am 2. Sept. 1737 an. Er war Rektor in Hohenstein, wo er auch beheimatet ist. B 27 bringt bei seinem Namen die Zahlen: 1710, 23. April, die uns wohl seinen Geburtstag verraten. Fast drei Jahrzehnte ist er im Amt, 1766, 28. März, stirbt Kopka. Mit Gottfried Eigenfeld, der am 6. Okt. 1766 gewählt wird, kommen wir schon bis ins 19. Jahrhundert. Er ist am 30. Sept. 1736 zu Friedland (welches?) geboren, das ist alles, was sich über ihn feststellen liess. Bis 1804 hat er die Stelle inne.

Die Orgel der Marienkirche.

Dass die Kirche zu St. Marien führend im musikalischen Leben der Stadt wurde, verdankt sie in erster Linie dem Umstand, dass sie die evangelische Hauptkirche war. Im Jahre 1504 brannte die Kirche bis auf den Grund ab (Tolckemit p. 21). Döring (Gesch. u. Beschr. p. 38) nimmt an, dass sie schon bald nach ihrer Erbauung eine von Mönchen errichtete Orgel, die sich unmittelbar am Chor befand, besessen habe. Damals war sie ja noch Dominikaner-Kloster. 1542 wurde sie evangelisch,

Hauptkirche allerdings erst seit 1617. Bis dahin war es die Pfarrkirche, in der von 1573 bis 1593 evangelisch gepredigt wurde. Die Stadt wollte sie nicht an die Katholiken abtreten, wurde jedoch deshalb sogar in die Acht erklärt und „mit militairischer Exekution“ bedroht (Tolckemit p. 11). Von 1617 ab wurde der Gottesdienst in der Marienkirche vom Rat der Stadt besucht, der ein eigenes Gestühl darin besass.

Bei dem Brande 1504 wurden alle Bücher der Kirche vernichtet, so dass wir keinerlei Nachricht über diese Zeit besitzen. Die Kirche hat aber bestimmt eine Orgel besessen. Das geht aus einem von Toeppen (a. a. O. p. 132) zitierten Testament des Urban Wrede von 1515 hervor, der „dem Kloster St. Dominici all seine Gefässe, die Hälfte der neuen Orgel zu Hülfe“ vermacht. Die Mönche verpflichten sich im übrigen, für die Zuwendungen von seiten der Bürger nach dem Brande „für ewige Zeiten jeden Donnerstag eine Messe von dem h. Leichnam bei Orgelbegleitung vor dem Altar der h. Jungfrau vor dem Chor zu singen“. 1514 (Cod. Elb.) (Toeppen, Elb. Ant. p. 131). Hier kann allerdings auch ein Positiv mit Orgel gemeint sein, denn gleich nach dem Brande werden die Mönche kaum eine Orgel gehabt haben. Rupson (B 1,169) sagt: „1572. In diesem Jahr ist die Orgel und das Mauschor in der Mönchen Kirchen gebauet.“ In den Recess-Auszügen (B 3) lesen wir 1602: „Der Orgelschlag unter der Comunion zu moderiren.“ 1612 ist eine Reparatur an der Orgel verzeichnet. 1637 (B 1,296) „ward das Singe Chor in der Mönchen Kirchen zum Elbing gebauet“.

Der Orgelbau 1643 wird dokumentiert durch B 3. Dass es sich dabei nicht um eine Reparatur der Orgel handelt, wie Tolckemit (p. 22) meint, belegt Rupson (B 1, 301): „So ist in diesem Jahre die alte Orgel in der Mönch Kirchen abgebrochen und eine gantz neue, durch preyswürdige Milde Gottseeliger Herzen wiederumb gebauet worden, wie das unter derselben Orgel befindliche Gedächtniss Täflein es also anzeiget: Ao 1643 Pia auditorum liberalitas me fieri fecit.“ Eine umfangreiche Reparatur ist wieder 1682 vorgenommen. „Diesen Sommer ist die Orgel in der Marienkirche renoviret, mit mehr Stimmen verbessert, und den 8. Nov. solenniter bespielet worden“ (B 1, 354). Leider bringt kein Chronist eine Disposition der damaligen Orgel. Die Käm.-R. verzeichnen 1681 p. 125 „zum Orgelbau in S. Marien 225 M.“ Bei der Reparatur von 1682 erhielt der Orgelbauer Andr. Nistrowski 500 fl. (B 21 Bd. 1.) Es muss sich also um recht durchgreifende Änderungen gehandelt haben. Allerdings reichen die Summen bei weitem nicht an den Neubau von 1643, der 1641 bereits begonnen wurde. Ein Manuskript (Conventsschrank 11. Bd.) verzeichnet „Ao 1641 wurden zum Orgelbau der Marienkirche f 3855 verwendet,

davon f 2596,20 geschenkt waren. Der Orgelbauer Johan Werner erhielt f 1700." Der Betrag, der über 1700 Mark war, galt wahrscheinlich den Maurer- und Materialkosten. Über den Platz der Orgel gibt B 28 (p. 306) Auskunft: „Die Orgel steht in dieser Kirche nicht so wie es in anderen Kirchen gewöhnlich zu seyn pflegte, nemlich dem Altare gerade über, sondern ist hier an der nördlichen Seiten Mauer, bey nahe über der Kanctzel auf einem hangenden Chor erbauet."

Die Nachrichten über die Orgel seien gleich bis ins 19. Jahrhundert zusammengestellt. Im Zusammenhang mit der Orgelreparatur in der Pfarrkirche bewirbt sich 1711 im Juli der Orgelbauer Andreas Hildebrandt um die Orgel der Marienkirche, „weil er vernommen, dass das Werk in der Marienkirche bey letzter Reparation nicht complett wäre verfertigt worden und deswegen von den Vorstehern 50 Thaler zurückbehalten worden" (R.-R. 1711 p. 650). Wir müssen daraufhin einige Zeit vorher eine nicht weiter belegte Reparatur annehmen. Bestätigt wird sie durch R.-R. 1711 p. 86. Der „dermahlige Orgelbauer, mit welchem solcher Bau verdungen worden, durante labore gestorben und also die 50 Thaler, welche bis zur völligen Endschaft solches Baues wäre zurückgehalten, nicht empfangen". Der Erbe des ersten Orgelbauers bittet Hildebrandt um Fertigstellung der Reparatur. Laut des eingehefteten Kostenanschlages kann Hildebrandt die Arbeit aber nicht unter 100 Taler übernehmen. Sein Kostenanschlag ist in einer sehr fehlerhaften Orthographie abgefasst („Aan die Herren, janz, mölich, folgente" etc.). Der in Danzig ansässige Orgelbauer wird demnach wohl nicht im Osten beheimatet gewesen sein. Die Reparatur wird bewilligt. Eine Kollekte bringt das nötige Geld auf (p. 801), und am 14. September 1712 (p. 806) ist „an der Orgel nichts mehr zu erinnern". Hildebrandt wird die Orgeln der Pfarr- und Marienkirche jetzt laut Kontrakt jährlich zweimal durchsehen und erhält dafür 12 Taler. Über die Gesamtkosten vermerkt B 20,359: „1711 kostete 1000 fl."

Hildebrandts Nachfolger wird 1741 Sponbeck (R.-R. 24. April). In dem „Schläfer" der Marienkirche (das ist ein Rechnungsbuch) und in B 22,352 findet sich von Ausgaben an Gottfr. Spanbeck, damit er die Orgel reinige und „¼ thon leger setze" und „auch einen neuen hölzernen Viol da Gamb Zug hereinzumachen, welche reparirung 201 fl. 23 gr. gekostet". Und an einer anderen Stelle lesen wir (B 28,306), dass die Orgel versehen sei „mit einem gantz neuen Zug, mit vielen neuen Stimmen auch 2 neue Zimbel Sterne daran verfertigt". 1779 hören wir wieder von einer Orgelreparatur. Döring nennt den Orgelbauer, der wieder aus Danzig stammt, Drabitz. Dagegen schreiben Rupson (B 1,499) und B 28,306 Dalitz. Rupson be-

richtet ausserdem, dass die Orgel am 23. August fertig war und dass bei dem Probespiel „noch eine Gutte andere Instrumental Musique gemachet". Er nennt Dalitz den berühmten Orgelbauer. Ein grösserer Eingriff wurde dann 1816 durch Ahrendt aus Danzig vorgenommen. Döring gibt in seiner Geschichte und Beschreibung der Kirche von 1846 eine Aufstellung über die Orgel, die wichtig genug ist, um hier eingefügt zu werden:

„Zur Zeit besitzt das im Chortone stehende Werk 28 klingende Stimmen in folgender Vertheilung:

Hauptwerk.

(Obermanual, von C bis $\bar{\bar{\bar{c}}}$.)

Prinzipal	8 Fuss	Holzflöte	8 Fuss
Bordun	16 —	Spitzflöte	8 —
Octave	4 —	Salicinal	8 —
Octave	2 —	Flöte	8 —
Quinte	3 —	Mixtur	3fach
Flöte	4 —	Flageolet	1 Fuss
Trompete	8 —		

Rückpositiv.

(Untermanual, von C bis $\bar{\bar{\bar{c}}}$.)

Prinzipal	4 Fuss	Gedact	8 Fuss
Quintadena	8 —	Spielflöte	4 —
Quinte	4 —	Flöte	4 —
Octave	2 —	Mixtur	3fach
Trompete	4 —	(Zymbelsterne und Glockenspiel.)	

Pedal

von C bis d.

Subbass	16 Fuss (offen).	Flöte	8 Fuss (offen).
Posaune	16 —	Octave	8 —
Violon	8 —	Octave	4 —

Nebenzüge: 3 Sperrventile zu den beiden Manualen und dem Pedale. Tremulant. Calcantenglocke 6 Bälge.

Wie sich aus vorstehender Disposition ergibt, ist die Orgel also nur ein Werk von zweiter Ranggrösse, auch muss die der alten Bauart noch eigene kurze Octave des Basses als eine das Spiel erschwerende Unvollkommenheit bezeichnet werden. Dagegen besitzt sie vor vielen neueren Orgeln den Vorzug einer edlen, kräftigen und prompten Intonation, und in Folge der Lage ihres Chores den Vortheil einer gleichmässigen Verbreitung des Tones nach allen Seiten der Kirche hin. Von einem seltenen Wohlklange sind die Prinzipalstimmen, Salicinal und Flöte 4 Fuss des Hauptwerks; Gedact und Spielflöte des Rückpositivs."

Die Zeitpunkte der Orgelbauten (bzw. der grossen Reparaturen) der Marienkirche fallen so charakteristisch auf Zeitpunkte der Umorientierung innerhalb des Klangideals der Orgel überhaupt, dass versucht sei, sie in Anlehnung an die grundlegenden Forschungsergebnisse Willibald Gurlitts musikgeschichtlich zu verankern.[10]) Die zu Anfang des 16. Jahrhunderts genannte Orgel, es muss eine kleine Orgel gewesen sein, wird den vorbarocken Typus der A-cappella- oder Chor-Orgel vertreten. Sie wird von Arnolt Schlick 1511 als zur „Erleichterung des Chorgesanges" und noch in den Frühwerken des M. Praetorius als auswechselbar mit dem Chor bezeichnet.

In der 1572 erbauten Orgel dürfen wir den frühbarocken Typus sehen, wie er durch die Werke eines Samuel Scheidt und Ulrich Steigleder ein lebendiger Begriff wird. Man hat diesen Typus wohl auch nach dem Erbauer Compenius- (oder Praetorius-) Orgel genannt. Ihre Eigenart besteht in den hart gegeneinanderstehenden Registerfarben, sie bevorzugt das sogenannte Schnarrwerk (die ungedeckten Zungen) und 4' Klang. Ihr Klang ist durchsichtig, licht. Der hochbarocke Typus, die Orgel eines Dietrich Buxtehude, eines Johann Pachelbel mag schon mit dem 1643 neu erbauten Werk vorhanden sein, das 1682 eine durchgreifende Neugestaltung erfährt. Der Übergang zum spätbarocken Klangtypus vollzieht sich dann in den Umbauten von 1712 und 1741, womit wir in der Zeit Händels und Bachs angelangt sind. Jetzt ist das oberste Ziel die Einheitlichkeit des Klangkomplexes. Die einzelnen Töne müssen in dem Tuttiklang verschmelzen. Die in Anlehnung an die Mannheimer entstehende Orchester- oder Konzert-Orgel bildet den nachbarocken Typus. Der Bläserklang als das Ideal der früheren Zeit ist vollkommen abgetan, jetzt ist die Singbarkeit, der imitierte Streicherklang die Hauptsache. Dazu kommt die „Beseelung" des Orgelklanges vermittels der Affekt- und Übergangsdynamik des Schwellkastenprinzips. Der Abt Vogler stellt einen Hauptvertreter jener orchestermässigen Spielart dar, wie sie nun üblich wurde. Den Übergang zu diesem Orgeltypus bringt die Reparatur 1779. Die orchestermässige Spielart wird belegt durch die Besprechung von Abt Voglers Konzert in Elbing 1788. Da es sich dazu noch um die erste in den „Elbinger Anzeigen" (1788, 4. August) erschienene Konzertkritik handelt (die Zeitung erschien im zweiten Jahrgang), sei die Besprechung im Wortlaut eingefügt:

[10]) An erster Stelle kommt Willibald Gurlitts Aufsatz: „Die Wandlungen des Klangideals der Orgel im Lichte der Musikgeschichte" in Frage. In: Bericht über die Freiburger Tagung für Deutsche Orgelkunst. 1926.

„Elbing, d. 31. Juli.
Der Königl. Schwedische Musikdirektor und Abt Herr Vogler liess sich bey seiner Durchreise durch Elbing, gestern von 5—7 Uhr, auf der Orgel der hiesigen St. Marienkirche in einem geistlichen Concert, und zwar zum Besten der Armen hören. Im ersten Theil ward die musikalische Schilderung der Hirtenwonne von einem Gewitter unterbrochen, und im zweyten Theil, ausser einem aufgeführten Flöten-Concert, worunter Hautboen, Waldhörner und Fagotts durch die Orgelzüge bewirkt, koncertirten; noch die musikalische Schilderung der Belagerung von Jericho, zur allgemeinen Bewunderung der Liebhaber vorgestellt. Das Andenken dieses vortrefflichen Mannes, wird nicht nur seines dadurch geäusserten rühmlichen Charakters, sondern auch seiner Talente wegen, wodurch er bey uns gewissermassen gemeinnützig geworden, in Elbing jederzeit schätzbar bleiben."

Der letztgenannte Orgeltyp findet seine Vollendung zur Orgel des 19. Jahrhunderts in dem 1816 vorgenommenen grösseren Eingriff.

Die Kantoren der Kirche zu den Heiligen Drei Königen.

Als wichtigste Stätte für die Musikübung nach der Marienkirche haben wir die Kirche zu den Heil. Drei Königen zu betrachten. Sie bildete den künstlerischen Mittelpunkt der Neustadt Elbing. Die Neustadt wurde etwa hundert Jahre nach der Altstadt gegründet. Wie andernorts bestand zwischen den beiden Teilen der Stadt bis zur Vereinigung in der Preussenzeit dauernde Fehde. Dieser sicher auch für eine gedeihliche künstlerische Entwicklung wenig erquickliche Zustand macht sich auch bei den Musikanten häufig bemerkbar. Die grosse Chronik der Neustadt von Gotsch aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unterrichtet gewissenhaft über die Schicksale der Neustadt, zu deren glühendsten Verteidigern Gotsch gehörte. Allerdings war sein Material über die ersten Jahrhunderte recht lückenhaft. Döring hat sich nicht weiter um die Musik in der Neustadt gekümmert. Somit gebe ich hier den ersten Versuch einer Ordnung des Materials. Die Zitate sind im Folgenden, soweit nichts anderes hinzugefügt ist, nach Gotsch (Manuskript B 8).

Befassen wir uns zunächst mit den Kantoren der Kirche zu den Heiligen Drei Königen. Sie war die Hauptkirche der Neustadt. Die Reihe beginnt 1612 (3. Bd. p. 511): „Der Kantor Victor bekommt ... das Jahr f 20." Dann bleibt die Rubrik

für den Kantor bis 1621 unausgefüllt. 1621 (3. Bd. p. 567) finden wir den Namen: „Johanes Lechnhardus Frörer, schreibet eine gantz schöne Handt, dergleichen ich in diesen Zeiten noch nie gesehen habe.“ Bereits 1623 fehlt der Name des Kantors wieder. 1629 (3. Bd. p. 626) steht dort der Name: Marx Stube. Gleich darauf: „den 16 Novembre ist Joachim Steger zum Cantor und Lehrer angenommen und bestallet worden.

Zum Salario soll er 30 Mark haben und die Leichen allein. Die Schüler welche im rechnen geübet werden, sollen den Cantor dafür bezahlen. Die übrigen Quartal Gelder von denen Kindern sollen sie unter sich theilen.

Und soll mit dem Organist in der Kirche einmüthig, verträglich, brüderlich leben und umgehen, einer dem andern nicht zur Last fallen.“

p. 643,1631: „Der Cantor Joachim Steger bekommt den 17. Juny Abscheidt.“ „Er lebte mit dem Prediger in steter Uneinigkeit, welches nicht zu dulden. Der Cantor dagegen protestirt . . . Er hätte den Prediger nicht offendirt, sondern were von ihm offendirt worden. Die Protestation wirdt nicht angenommen.“

Nun begegnen wir einer Eintragung, die einen Fehler Dörings richtigstellt. p. 648,1632: „Der Cantor Andreas Marci „Ist in die Stelle des verabschiedeten Joachim Steger den 22. July zum Cantor angenommen. Da der Cantor eine freye Wohnung in der Neuenstadt hat, und der neue Cantor in der Altstadt wohnhafft ist, und dieselbe nicht bedarf, so sind ihm f. 10 auss der Cämmerey zu geben zugesaget worden.“

1635 (p. 673) schreibt Gotsch über Marci (Martzy): „Derselbe ist in diesem Jahr abgegangen, vermuthlich mit Tode. In dessen Stelle ist zum Cantor bestellt Jacob Hillenius, Cantor in Liebstadt gewesen.“

Hier hat Gotsch den Wortlaut der Vokation des Kantors eingefügt. Da dieselben immer ungefähr gleichlautend sind, und da in ihnen die Funktion des Kantors recht scharf umrissen wird, setze ich die Urkunde ungekürzt her:

„Wir Richter, Kaemmerer und Beysitzer der Ehrbaren Gerichte der Neuenstadt Elbing in Preussen verfügen hiemit jedermänniglichen, wes Würden oder standes die seyn, nach gebührender Ehrerbietung Dienst und freundlich Kund und zu wissen, dass Wir den Erbahren, und Wohlgelahrten Jacobus Hillenium-Gotha-Thüringum für einen Cantorem und Schuldiener an Unsere Kirche und Schule angenommen haben. Wie Wir denselben hiemit vociren und annehmen, dass Er auf instehende Weynachten dieses 1635sten Jahres in solch sein Schul-Amt eintretten und demselben mit allem Ernst, Treu und Fleiss

vorstehen, und sonderlich die Jugend fleissig informiren, derselben mit gutten Exempeln vorgehen, den Chorum nach müglichkeit, sonderlich die gewöhnlichen Feyertagen und jede 14 Tage auf die Sonntage, so fern er der Instrumental-Musicanten und Adjuvanten mächtig seyn kann, mit Figural-Musica bestellen, und versehen, und in allem sich also bezeigen und verhalten solle, wie er es gegen Gott, Uns und jedermänniglichen zu verantworten habe. Für solche seine Mühe und Ambts Verwaltung soll Ihm jährlich zum Salario gegeben werden Sechzig Mark Pr. Eine halbe Rutte Holtz, und das halbe Schulgeldt. Dessgleichen soll Er eine Wohnung von allen Auflagen und Beschwerden frey, und mit der Höckerey belehnt, auch das Festum Gregorianum jährlich zu celebriren und die accidentia bey den funeribus allein zu geniessen haben.

Wie Wir nun wegen seiner Ambts-Gebühr, Treue und Fleisses nicht zweifeln, also haben wir auch diese Vocation und Bestallung, zu allerseits fester haltung mit Unserem gewöhnlichen Insiegel bekräftiget.

Actum Elbing am 22 November Anno 1635."

Bei einer Schulrevision 1641 ist man mit dem Kantor zufrieden, der Organist ist schlecht. Den Namen Hillenius (1642 Hille) finden wir bis 1645 (p. 780), wo er auf Antrag Gehaltsaufbesserung bekommt. 1661 (Bd. 4 p. 398) schreibt Gotsch: „Cantor Hilenius, d. 19. September raffte ihn der Herr aller Herren auss dieser Kummer vollen Welt." An seine Stelle kam Melcher Rosener, der bis dahin Organist an derselben Kirche war. Aus den Jahren 1654—1674 ist uns ein Rechnungsbuch der Kirche erhalten, das in der Kirche aufbewahrt wird. Ich zitiere daraus einige auf den Kantor bezügliche Abschnitte: „1654 4. April. Die Music auff Ostern zu probiren den Adiuvanten gegeben 1 Mk 10 gr." Dito Pfingsten. 1657 8. August: „Vor Hammerschmidts partis teutsch von 9 Stimmen 7 Mk 10 gr." 1658 27. Juli: „Vor Hammerschmidts Partes über die Evangelice gegeben 7,10." 1661 3. Mai: „Dem Hr. Cantori auf seine Partes, laut dessen Schrift, gegeben 22,10." Nach dem Tode des Kantors Hillenius lesen wir im Februar 1662: „Der Frau Cantorschen Bücher eingelöst von Herrn Rittersdorff 18,—." Gotsch setzt dem Namen Roseners 1662 (4. Bd. p. 408) hinzu: „Ein grosser Musicus." Im August 1671 stirbt er, und an seine Stelle kommt vom 3. September Jacob Rossmann. Zur gleichen Zeit wurde auch ein neuer Organist bestätigt, und das Rechnungsbuch verzeichnet „vertrunken dabey 4 M 6 gr.". Der Kantor Rossmann stirbt zu Anfang des Jahres 1685 (Bd. 5 p. 632). An seine Stelle rückt der Organist der Kirche, Andreas Wahl, der sich schriftstellerisch stark betätigte. Gotsch hat seiner Chronik eine

ganze Reihe Gelegenheitsgedichte Wahls eingeheftet. 1701 kommt er in den Verdacht, eine Schmähschrift gegen die Prediger verfasst und öffentlich angeschlagen zu haben. Man inhaftiert ihn, kann ihm letzten Endes nichts nachweisen und setzt ihn am 29. April wieder in Freiheit. Wahl wird „jedennoch aus erheblichen Ursachen seines Dienstes erledigt", das Pasquill aber öffentlich ... an dem Ort, da sie gefunden, heute umb 2 Uhr verbrannt" (R.-R. 1701 p. 224). Seine Stellung in der sehr breit behandelten Affäre ist nicht geklärt.

Erst 1703 gibt Gotsch (Bd. VI, 150) einen neuen Kantornamen an: Heinrich Baumann. Er soll schon 1709 gestorben sein. Am 21. April 1710 nimmt man George Bähr an (Bd. VI, 292), von dem wir nichts weiter erfahren, als dass er seinen Kirchen- und Schuldienst am 12. Mai 1713 resigniert.[11]) Ebensowenig verraten die Quellen über seinen Nachfolger Christoph Baginski, der 1713 gewählt wird und 1719, 6. April stirbt. (Auch: Bajensky). „Christian Friderici wird an dessen Stelle gewählet den 24. August. 31. Oct. mit Bajensky nachgelassener Wittebe copulirt." Der Kantor war eine angesehene Persönlichkeit, Friderici wird 1727 zum Ratsherrn gewählt. Von 1729 führt ihn Gotsch als Kämmerer. Schon 1728 hat man einen neuen Kantor genommen, Christian Werner, der 1739 Lehrer des Gotsch wurde. Als Musiker haben sich diese sämtlichen Kantoren wohl wenig hervorgetan, denn man hört nicht das mindeste über ihre Tätigkeit. Nachdem Werner am 7. Juli 1746 gestorben (Bd. VII, 390), rückt der Organist Christian Brühn an seinen Posten auf. Er war der Schwiegersohn des Friderici. Gotsch gibt einen Lebenslauf des am 17. Sept. 1757 gestorbenen Christ. Heinr. Brühn, woraus ein Abschnitt entnommen sei: „Er war von vergnügtem Temperament und ein gutter Musicus, spielte ser gutt auf der Orgel, Flötravers u. Baset, hat sich aber in Trunk Schaden gethan u. starb an der Schwindsucht in seinen besten Jahren." Eingefügt sei noch, dass auch ihm wie Borck (laut R.-R. 8. Mai, 1750) auf eine Beschwerde wegen der Hochzeitsaccidentien seine Rechte in aller Bestimmtheit bestätigt werden.

Der bisherige Kantor von Heil. Leichnam Gottfried Hingelberg erhält am 12. Okt. 1757 die Stelle und verwaltet sie bis 1761, wo er nach St. Marien berufen wird. Nun bewerben sich Burchardt, Kantor zum Hl. Leichnam, und George Baehr, Kantor zu St. Annen. Gotsch (Journal Bd. I, p. 327) verzeichnet: „Baehr gewählt, ein sehr geschulter und

[11]) Es heisst bei Gotsch: „Er soll verbunden seyn, diejenige Personen, welche wider ihn wegen begangenen Excesses in der Schuhl Castigation, in E. E. richterl. Amt Klage erhoben, zu befriedigen. (Er ging frey willig.)"

im Fleiss unermüdlicher Mann. In der Music und im Singen ist er nicht so stark, wie jener, welcher ein nachlässiger und schlechter Schul-Mann ist." Wir dürfen vielleicht annehmen, dass er ein Sohn des Kantors gleichen Namens ist (1710—1713). Erst 1792 bekommt die Kirche einen neuen Kantor: Joh. Gottfr. Schönfeld, der bis 1832 Kantor bleibt.

Wie es scheint, sind die Noten der Kirche nur zum geringsten Teil erhalten. Der handschriftliche Jahrgang Telemann-Kantaten, angelegt von Hingelberg und Baehr (bis in die 70er Jahre) gibt den Stil der Kirchenmusiken in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an. „Eine kleine Festmusik" ohne Verfasser und Titel stammt der Handschrift nach von Hingelberg. Von Reincke (hier Rheincke) ist eine „Cantate aufs Preussische-Danck-Fest a 6 vorhanden vom Jahre 1763. Ein Kyrie a 6 (Corno I, II, Violino I, II, Basso voce et Continuo) dal Sign. Hoffmann datiert 8. März 1763. Ein anderes Kyrie a 6 (das statt der Hörner Flöten aufweist) trägt das Datum: 7. April 1767. Es ist dal Sign. G. Jude. Über die beiden Autoren ist nichts Näheres beizubringen.

Die Organisten der Kirche zu den Heiligen Drei Königen.

Die Liste der Organisten können wir schon etwas früher beginnen lassen. Döring (Mus. Ersch. p. 613) nennt um „1543 den Notarius Lucas Allewelt als Organist der Neustadt Elbing". Woher er diese Angabe hat, konnte ich nicht feststellen. Bei Gotsch (3. Bd. p. 396) findet sich 1594 die Eintragung: „Der Organist heisst Martino" ohne jeden weiteren Hinweis. p. 401 1595 schreibt er wieder: „In diesem Jahr ist ein neuer Organist angenommen und zugleich in die Hecker Gielle (Hökergilde) aufgenommen." Er musste dafür noch etwas bezahlen, aber für die Zukunft wird verfügt, dass kein Organist oder Schuldiener mehr etwas dafür entrichten müsse. Es scheint sich aber doch auch hier um Martino zu handeln, denn 1605 (p. 468) lesen wir wieder: „Der Organist wird Martino genannt, auss der Marienbrüderschaft bekomt derselbe Jährlich 15 Mark." 1612 verzeichnet Gotsch (p. 511): „Der Organist Merten Raphun. Derselbe ist 1597 schon Organist." 1613 bekommt er eine freie Wohnung zugestanden, „die er vor diesem nicht gehabt hatt". Martin Raphun ist im Jahre 1626 bzw. Anfang 1627 gestorben.

Als sein Nachfolger wird Michael Belkau 1627 zum Organisten bestätigt. Gotsch setzt seiner Gehaltsquittung hinzu: „Schreibt ser schlecht." Bereits 1629 am 7. Dezember abends 7 Uhr stirbt er, und am 18. April 1630 wird Johann Hertzberg, ein Berliner, als sein Nachfolger bestätigt (3. Bd. p. 634).

„Zum Salaria soll er haben 80 Mark
das gewöhnliche Organisten Hauss zur freyen Wohnung,
nebst dem Acker und Wiesen
die freye Hecker-Zunfft.
Das halbe Schulgeldt von denen Knaben u.
20 Mark Holtz-Geldt.

Und wenn er sein Gezeigniss wirdt herbey geschaffet haben, soll er Sontags nach der Predigt introduciret werden.“ Am Rand die Bemerkung: hat kein Gezeichniss herbey geschafft, ist schlecht, bekomt Abschidt.“

1630 p. 636: „Hirauf ist Heinrich Krause Anno 1630 d. 7t May zum Organisten angenommen“, und 1631 lesen wir schon wieder:

„Der Organist Heinrich Krause bekommt, weil er schlecht ist, den 20 May Abschidt.“

Für 1632 wird Salomon König als Organist verzeichnet. „Derselbe ist in diesem Jahr auch abgedancket worden, und in dessen Stelle ist angenommen worden Bartolomeus Wahl.“

Die Kirche hat mit ihren Organisten kein rechtes Glück. Auch Wahl stirbt bereits 1635 (3. Bd. p. 674). Als sein Nachfolger wird Andreas Ehrlich zum Organisten angenommen. 1639 verzeichnet Gotsch schon wieder einen neuen Organisten, Andreas Buhren. 1641 ergibt die Schulrevision, dass der Organist schlecht ist, er soll abgeschafft werden. Und (p. 740) 1642 wird Buhren verabschiedet. Am 10. August tritt ein neuer Organist den Dienst an, den Namen erfahren wir nicht. Aber 1649 (p. 844) finden wir den Namen Jacob Degner. Es bleibt offen, ob er von 1642 im Amt ist oder erst von später, jedenfalls stirbt er bereits 1650 und ist (p. 858) am 9. November des Jahres begraben. 1651 ist die Stelle noch nicht besetzt. Wir lesen (4. Bd. p. 9): „Die Stelle ist vacant, Herr Notarius Achatius von Domsdorff spielet in dieser vacans die Orgel.“ Ein Jahr darauf wird Carolus Stappenbec zum Organisten angenommen (p. 71). Aber auch er dankt schon 1654 ab und an seine Stelle tritt am 21. April Peter Sohr (sein Vater ist Schulmeister zum Heil. Leichnam, p. 49). Nachdem Sohr erst 1657 in die Hökerzunft aufgenommen ist, wird 1659 Melcher Rosener jun. als Organist verzeichnet (p. 303, 4. Bd.). Zwei Jahre darauf, 1661, wird Rosener am 7. November „in die Stelle des seel. verstorbenen Cantor Jacob Hylle zum Cantor und Schul-Lehrer vociret“. Bei Gotsch findet sich p. 398 gleich darauf die Eintragung: „Nachdem Melcher Rosener gewesener Organist zum Cantor vociret so ist in dessen Stelle Petrus Soren zum Organist gewählet worden und bestätiget.“ Es muss wohl derselbe Sohr gewesen sein, der 1655 bereits einmal Organist war.

1665 finden wir keinen Organistennamen bei Gotsch. 1666 hat Merten Fuhr die Stelle, er wird jedoch am 17. April 1670 zum Stadtmusikanten der Altstadt berufen (4. Bd. p. 565). Als sein Nachfolger wird am 3. September 1671 Christof Michel bestätigt (p. 646). Michel stirbt im Januar 1672. Am 8. Februar 1672 ist nach Gotsch „an dem heutigen Tage, zum neuen Organist und Collaboratorem an der Schule, auf vorgethaner Probe angenommen, Herr Johann Wolfsdorff von Gerdauen auss Preussen, und haben ihn die Erb. Gerichte und Vorsteher alsobaldt subarrhiret (?)". In der Folge bringt Gotsch die Schreibweise Molssdorff, der am 24. Februar 1679 gestorben ist. Am 4. Mai 1679 (5. Bd. p. 556) wird Andreas Wahl sein Nachfolger, der „nebst dem Her. Cantori die Schule verwaltten" soll. Er wird am 4. Mai 1679 „Nach vorher gethaner vergniglicher Probe seiner Wissenschaft in der Organisten Kunst Herr Andreas Wahl Sallvelda Borussus zum Organisten bestättiget" (Gotsch, Bd. V, 556). Nachdem er 1685 an Stelle von Rossmann Kantor geworden, fehlen bis 1696 Angaben über den Organisten. Dann hören wir, dass der Organist Melcher Stiegler eine Predigertochter heiratet. Gotsch vermerkt: „Das Jahr seiner Ankunft ist ungewiss." 1697 beklagt sich der Kantor über Stieglers schlechte Lebensart und Unwissenheit. Ein Jahr darauf bekommt er den Abschied. Zwischenein hat nun ein Unbekannter den Dienst versehen, erst 1704 erhält Nicolaus Schröter das Amt, der 1709 nach Marienburg geht. Die Schulchronik von Neuheide enthält seinen Lebenslauf, den mir der jetzige Kantor E. Muhlke freundlichst übermittelte. Das interessante Dokument wird im Anhang (S. 102) beigefügt. Es ist bezeichnend für den Lebensgang des Musikers jener Zeit.

Von 1710—1722 ist Johann Christian Zimmermann Organist, der dann als Calligraph und Präzentor in die Altstadt geholt wird. Auf ihn folgt am 18. März 1722 Gottfried Thiel, der schon September 1727 abgesetzt wird. Er wird mit mehreren anderen am 6. Dez. 1726 „wegen des Tournee-Spiels in Inquisition gezogen" (R.-R.). An seine Stelle wird am 5. Sept. 1727 Christian Ohlert gewählt. Er resigniert 1741, weil er nur 3 Kinder zu informieren habe, wenn er mehr bekommt, will er bleiben. Man bedeutet ihm, wenn er nicht Lust habe, die Kinder zu unterrichten, wird er abgesetzt. Darauf gibt er im August die Stelle auf. Ohlert ist nach Gotsch (Journal II, 615) auch in den Rat gewählt worden. Er starb am 25. Sept. 1748 im Alter von 39 Jahren, heiratete 1728 und 1733. Man nimmt 1741 Christian Heinrich Brühn an. Er ist aus Pr. Holland gebürtig und studierte am Elbinger Gymnasium. Nachdem er 1746 Kantor geworden, folgt Friedrich

Bernhard Metzger auf ihn. Nach dessen 1753 erfolgtem Tode amtiert seit Januar 1754 Johann Jacob Freymuth bis ins 19. Jahrhundert (1813). Vielleicht lassen sich den kurzen Angaben im Laufe der Zeit noch Einzelheiten beifügen. Dass wir Genaueres über die Betätigung der Organisten erfahren, wäre nur bei neuen zeitgenössischen Manuskriptfunden möglich, was aber wenig wahrscheinlich ist. So müssen wir uns mit dem Vorhandenen begnügen.

Angeschlossen seien an dieser Stelle gleich die wenigen Nachrichten über die Orgel der Kirche. Wir erfahren (Bd. 2, 537), dass sie im Jahre 1552 repariert wurde. 1587 ist sie (Bd. 3,354) „von dem Orgelbauer Lorentz Hoffman gantz neu erbauet worden". Die Orgel soll sich nahe am Altar befunden haben. Der Orgelbau wurde im Jahre 1588 beendet, „wozu die Hospitals Vorsteher auch 55 Mark gegeben haben". Es muss sich um ein wertvolles Werk gehandelt haben, denn „zu der Ausszirung der Orgel und dieselbe zu mahlen hat die Marienbruderschaft d. 17 Dezbr an die Kirchen Vorsteher 110 Mark bezahlet". Erst 1651 (Bd. 4,62) hören wir von einer neuen Orgelreparatur, wobei drei neue Balgen gemacht wurden. „Diese reparatur kostet 470 Mark." Nach Ausweis des Rechnungsbuches sind 1667 zwei Stimmen der Orgel zurechtgemacht worden.

Die Pfarrkirche zu St. Nicolai.

Die älteste Kirche der Altstadt ist die Pfarrkirche zu St. Nicolai. Rupson berichtet nach Himmelreich, dass die Orgel 1397 erbaut wäre. Und 1404 hat die Kirche, wie schon früher (p. 25) ausgeführt, ein grosses und ein kleines Werk. Dasselbe hören wir 1453 nochmals. Ein Chronist verzeichnet: „Der Organist hat Beyde gespielet und laut dem Kirchen Buch A 1406 12 Mark Gehalt bekommen. Ao 1577 hat der Rath aus der Orgel 3 St. und 7 Pfund Bley geliehen" (B 28,265). 1588 ist (B 22,339) die Orgel neugebaut und repariert worden, „und hat das Mahlwerk allein gekostet über 160 Mark. Es ist auch auf der Orgel ein Positiv gefunden worden." Man liess sich die äussere Ausstattung der Orgel etwas kosten, schon bei der Kirche zu den Heiligen Drei Königen fiel die hohe Summe für die Bemalung auf. Tolckemit (a. a. O. p. 9) nennt 1753 „die en fresco neugemahlte Orgel" unter den besonderen Schönheiten der Kirche.

Ein Vierteljahrhundert später, 1612, ist (B 3,219) „d 24 Oct. die Orgel in der Pfarr Kirche repariret worden". Neben der Orgel muss auch im 17. Jahrhundert noch ein Positiv in Gebrauch gewesen sein. B 24 verzeichnet 1665 „17. Aug. dass

Positiv an der Orgel zu repariren 19 M 4 gr.". Nach Ausweis der R.-R. von 1683 p. 25 hat am 25. Januar ein Orgelbauer aus Marienburg den Vorstehern der Kirche ein Schreiben eingereicht, „darin Er um Declaration wegen des Baues bittet". Aus Auszügen der Raths-Recesse (B 2) erfahren wir, dass 1683 „Zur Orgel-Reparation in der Pfarr Kirche 100 Thl. aus der Stadt-Intrad .... [eine unleserliche Endung] gewidmet" werden. Eine neue Orgel wird 1711 gebaut.

Der Chronik von Nenchen (B 6,8) entnehmen wir einer Beschreibung der Kirche: „Sie hat einen schönen Altar und eine grosse Orgel. An dieser Kirche stehet der in gantz Europa so berühmte grüne Thurm, welcher in Preussen der allerhöchste, er hat zwei Gänge und kann man über 4 Meilen von ihm sehen, er ist gantz mit Bley bedecket. Alle Tage des Morgens umb 11 und Abends umb 5 Uhr spielen die Stadt-Musicanten darauf." Die Beschreibung entstammt — wie übrigens die meisten Chroniken der Stadt — dem 18. Jahrhundert. Der Turm ist zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaut. Die Kirche hielt für ihre Festmusiken noch eigene Musiker, die vom König von Polen 1698 ein besonderes Dekret erhalten, worin ihnen manche Rechte eingeräumt werden, die aber von der Stadt anscheinend nicht anerkannt werden. Es kommt jedenfalls zu dauernden Konflikten zwischen den katholischen und den Stadtmusikern. B 2 vermerkt 1644: „Musici der Cathol. Kirche wollen instantia des Hrn. Parocchi die Freyheit haben, auff bürgerl. Hochzeiten sich gebrauchen zu lassen. non concess. 1644." In der Folgezeit werden uns diese Streitigkeiten noch oft beschäftigen. Aus den Akten der Cromerschen Visitation (Bischof Cromer, 1568) geht hervor, dass unter den 22 bei der Kirche eingetragenen Gilden auch die Spielleute (an 15. Stelle) mit 1 Mark Zahlung an den Pfarrer verzeichnet waren. Sie hatten jedoch weder Kapelle noch Altar (Toeppen Elb. Ant. p. 112).

Über die Musik in der katholischen Pfarrkirche erfahren wir am meisten aus den Streitigkeiten der Pröpste der Kirche mit dem Rat der Stadt. In bezug auf die Reihenfolge und die Namen der musikalischen Beamten, noch mehr in bezug auf die Beschaffenheit der Musikübung in der Kirche sind wir sehr wenig unterrichtet. Jedenfalls wurden ein Kantor, ein Organist und wenigstens zeitweise auch eigene Instrumentalisten gehalten. Ein Rechnungsbuch (B 24) der Kirche verzeichnet 1660:

9. Sept. Dehnen Musicanten so in der Kirchen bey dem Introductions actu musiciret gegeben M 12.

1661, 21. April: Dem Organist und Cantore am Osterfest 1 M 16 gr.

1662, 29. Apr. Dem Cantter und Organisten ein Stof weyn wegen der Ostermes 1 M 16 gr.
1663 Dem Cantore nebst Organisten auf Ostern 5 M 8 gr. ebenso Pfingsten und Weinachten.

Den ersten Namen bringt das Sterberegister B 17,76: 1676, 10. Febr. Anthonius Duerling, Organista. Der Parochus „verlangt dass der Organist von Erlegung des Wachgeldes frey sey" (B 2,1685). Zwei Jahre darauf (dieselbe Quelle) lesen wir: „ertheilt seinen Musicanten und Cantori die Freyheit allein auff den Catholischen Hochzeiten aufzuwarten". Es dreht sich dauernd um diesen Punkt. 1697 will der Parochus, „dass sein Thurm Pfeiffer die Freyheit habe, Hochzeiten zu bedienen". Es ist ihm sehr darum zu tun, einen katholischen Turmpfeifer zu bekommen, was er jedoch nicht immer durchsetzt.

1700 wird ein Kantor Simon Schapski (Schapki) aus Heiligenbeil in die Elbinger Hökerzunft aufgenommen (R.-R. p. 205). Dem Zusammenhang nach handelt es sich um einen Kantor von St. Nicolai. 1705 soll „Joh. Constantin Heerder, hiesiger katholisch. Organist" ein Haus angewiesen bekommen, das zur Pfarrkirche gehört, in dem jetzt ein Mältzen-Bräuer wohnt. (R.-R. p. 403.) Der Parochus bittet 1726 für den Organisten, der angenommen ist, damit er in der Neustadt Bürger und Weinschenk werde. (R.-R. p. 189.) Am 1. Mai 1727 hat der Organist Andreas Elert das Schankrecht für 150 fl. erhalten. Er wird im übrigen 1726 mit dem Organisten der Neustadt, Thiel, des „Tournee-Spiels" wegen in Inquisition genommen. B 14,204 zufolge sind 1739 „an der Röm. Nicolai Kirche nacheinander der Organist und Cantor gestorben". Bis dahin sind Musiker der katholischen Kirche nicht besonders hervorgetreten im allgemeinen Musikleben der Stadt. Der erste bedeutende Künstler, der hier wirkte, scheint Christian Reincke (Reinke) gewesen zu sein, der wahrscheinlich nach 1739 hier Organist wurde. Er begegnet uns erstmalig in den R.-R. 1742, „16. Febr. bittet der Organist b. d. Pfarrkirche Reinke um die Freiheit, das Collegium Musicum bei dem H. Truhart ferner halten zu können." Er fragt an, ob Truhart den Parochus bitten solle. „Rath befindet, dass das Collegium Musicum die Fasten über nicht solle gehalten werden, noch dass Truhart deshalb bei dem Herrn Parocho Ansuchen tun möge." Es handelt sich da kaum um ein Collegium musicum im alten Sinne, da bereitet sich das öffentliche Konzertwesen vor, und Truhart ist sicher der Besitzer eines grösseren Lokals. Wir führten bereits an, dass für 1757 konzertartige regelmässige Veranstaltungen verbürgt sind. Ebenfalls 1742 berichtet B 4: „Parochus citirt die Mennonisten u. einen Bürger, weil er am Ascher-Mittwoch ein Collegium Musicum gehalten.

Ihm werden Vorstellungen gemachet u. beiden wird verboten zu erscheinen. E. Rath gibt nicht zu, dass ein Collegium Musicum die Fasten über gehalten werde.“ Wir können diesen Kreis schwerlich mit dem andern in Beziehung bringen. Über der Jugend und der Ausbildung Reinckes liegt noch Dunkel. Er wird die aktuelle Instrumentalliteratur gekannt und beherrscht haben. Es wäre wesentlich zu wissen, ob er in direkter Fühlung mit dem Hamburger Kreis gestanden hat. Immerhin setzt in den vierziger Jahren in Elbing eine allgemeine Bevorzugung der Telemannschen Musik ein. Die Kirche zu den Heil. Drei Königen besitzt sogar einen Kantatenjahrgang in Abschrift (zum Teil wohl von Kantor Hingelberg angelegt).

Ungefähr sind wir über das Instrumentarium Reinckes bei den Kirchenmusiken orientiert. Darüber gibt folgendes Dokument Aufschluss:

„Inventarium des zur Pfarrkirche gehörigen Kirchengeräths, des sämtlichen Hausgeräths ... verfasst durch den Notarius Joseph Langhannius am 18. Juni 1757.

Res ad musicam pertinentes.

1. Zwey Waldhörner.
2. Zwey Clarin mit Krumbogen.
3. Vier Violinen.
4. Zwey Hautbois.
5. Viole de Bratz zwey.
6. Ein Basson.
7. Ein Bass-Violin.
8. Ein paar Pauken.“

Für die Folgezeit verlassen uns die Quellen wieder. Nachzutragen ist noch, am 3. Okt. 1742 hält Christian Reincke um den Weinschank in der Neustadt an.

Die Kirche zum Heiligen Leichnam.

Über die Kirche zum Heiligen Leichnam sind wir spärlich unterrichtet. Sie ist 1405 erbaut, und wir können uns nicht recht vorstellen, dass sie durch zwei Jahrhunderte ohne Instrument geblieben sein sollte. Die wichtigste Quelle für diese Kirche bildet das noch in ihrem Besitz befindliche, von Rupson († 1718) begonnene „Memorial der Heil. Leichnams Kirchen Christi in Elbing“. Rupson schreibt sich hier übrigens: Wilhelm Rupsohn. Vom Jahre 1595 wurde hier protestantischer Gottesdienst gehalten. Laut einer Rechnung von 1593 bekommt der Kantor und Organist 10 fl. Das Memorial verzeichnet:

„Ao 1595 hat Zachari Krehl ein Positiv in die Kirche geschenket.“

„Ao 1630 ist ein Positiv verfertiget.“

„Ao 1632 hat David Witt das Sing-Chor mahlen lassen, wie die alte Aufschrift bezeuget.“

„Ao 1684 die Orgel repariret, der Orgelbauer bekommen f 100.“

„Ao 1718 eine neue Orgel verfertiget kostet in allem laut Rech: f 1562—29 gr Nb: das alte Positiv nach Pomehrendorff a 100 f verkaufft.“ Die Orgel von 1718 war eine Stiftung des Joh. Josua von Keppler, eines geborenen Elbingers, der u. a. Gesandter „an dem grossen Mogul, beim König von Persien“ war (B 1,668). Dürfen wir nun vorher auch schon eine Orgel annehmen, oder ist 1684 ein Positiv gemeint? Die Antwort muss offen bleiben. Die neue Orgel von 1718 wird von Tolckemit (p. 129) als besondere Zierde der Kirche genannt. Das Memorial verzeichnet weiter: „Ao 1737 die Orgel repariren lassen, an den Orgelbauer gezahlet f 64.“ Eine eingreifende Änderung des Orgelwerkes sollte 1785 vorgenommen werden, worüber ich die betreffende Eintragung des Memorials ungekürzt zitiere:

„Elbing d. 4. Juli 1785 C. A. Siller
Die Orgel zum hl. Leichnam betreffend.

Da die Gemeinde ein Pedal verlangt, so wird ein Anschlag gemacht nach dem für 7 nötige neue Stimmen, das Pedal Clavier, die Veränderung der Windladen und ein dritter blasebalg nebst zubehör verlangt wird 400 Thl. war zu hoch, der Bau unterblieb. Anschlag:

Die Stimmen sollen eingeführt werden als
1) Principal 8 Fus von guttem zinn
2) Unter Bass force 16 fus mit duppelten Labiis
gedäckt von guttem Holtze
3) Violon-Cell 8 fus die erste Octave von Holtz,
die zweite von Mettal
4) Quinta 6 fus von Mettal gedackt
5) Octava 4 fus von Mettal
6) Octava 2 fus von Mettal
7) Dulcian 16 fus die Obersten Coerper von Holtz.

Das Pedal Clavir soll C G D D (Dis) E F F (Fis) G G (Gis) A B H C bis c̄ haben und dass regirwerk mit Messingen Schrauben gemacht werden.“

Dieser Anschlag bleibt aufschlussreich, trotzdem er nicht zur Ausführung gelangt ist.

Die Kirche besass nur einen musikalischen Beamten, der sowohl Kantor als auch Organist war. Das Sterberegister B 17,38 a verzeichnet den am 19. Dezember 1663 gestorbenen Georg Fuhr als den derzeitigen Kantor. B 4 entnehmen

wir, dass der Kantor zum Heiligen Leichnam am 5. Mai 1659 das Bürgerrecht erhalten habe. Damit ist wohl Georg Fuhr gemeint. Der spätere Kantor der Marienkirche Peter Sohr wird von Tolckemit (p. 354/55) 1675 als Lehrer am Gymnasium geführt mit dem Zusatz: „war vorher Kantor und Organist zum Heil. Leichnam. Er suchte nach einem Jahr Verbesserung und war Kantor in Dirschau. Kam wieder in seine vorige Stellung". Schliesslich sei noch eingefügt, dass B 3 1719 meldet: „Reifferbahnscher Cantor u. Pauper Schulmester ist nicht befugt die dasigen Leichen mit der orgel zu bedienen, solches kommt dem Cantor zu S. Marien zu."

Die Rats-Rezesse bringen 1724 (28. Juli, p. 382) über die Kirche zum Heil. Leichnam: „In der Schule Leichnam ist der alte Florschitzen (F l o r s c h ü t z ?), der die Kinder nicht mehr informiren kann, in seine Stelle bewirbt sich Hingelberg." Zuerst sollen beide nebeneinander unterrichten. Man will die Stelle „mit einem geschickteren subjecto alss dieser Hingelberg ist", besetzen. 1725 (p. 495 ff.) hat Hingelberg statt eines Adjunctus seine Schwester zum Unterrichten genommen, es wird ihm untersagt. Er begegnet dem Rat der Stadt in seinen Antworten mit auffallender Bestimmtheit. Hingelberg wusste, was er wollte, trotzdem man ihm anfänglich mit einem gewissen Misstrauen entgegentrat. Schon 1726 wird vermerkt, dass „die Schule auf der Reiferbahn in einem sehr guten Zustand" sei. Er wird noch recht jung gewesen sein bei Antritt der Stelle. 1757 erhält er das Kantorat der Neustädtischen Kirche, von wo er an die Marienkirche geholt wird. Sein Nachfolger an Heil. Leichnam wird der Studiosus Burchard, ein Sohn des Kantors der Marienkirche. Trotzdem die Gemeinde sehr gross (aber auch sehr arm) war, war das Kantoren-, Organisten- und Schulmeisteramt immer in einer Person vereinigt.

Die Kirche zum Heiligen Geist.

Jetzt bleibt noch die Kirche zum Heiligen Geist. Nach der Reformation wurde sie die Kirche der polnisch-deutschen Lutheranergemeinde. Zwei Sonntage wurde polnisch, einen deutsch gepredigt. Dir Kirche selbst ist verhältnismässig klein. Erwähnt wird sie bereits 1277. Die wenigen greifbaren Bemerkungen ergeben: (B 23,81) 1645. „Erstlich in Stelle der ganz alten und sehr baufälligen Orgel dass neue Positiv durch den Erb. Johann Wernern Orgelbauer für f 400. Hatt also die alte Orgel von Ao 1588 wie die alte Schrifft so in den Alten Blau Büchern gefunden worden, Ausweise bis 1645 Siebenundfünfzig Jahr gestanden." Bis 1740 hatte die Kirche nach B 28,349 dann ein Positiv. Eine Orgel hat der Orgelbauer Obuch 1748

gebaut. 1774 wird sie durch einen Deckeneinsturz beschädigt und repariert. Über den musikalischen Beamten der Kirche hören wir im 17. Jahrhundert lediglich (B 4,273): „1616 17. Oct. Cantor S. Spiritus Soll freye Wohnung . . . zu seinem Salar bekommen."

Der Kantor und Organist der kleinen Kirche war zugleich Klosterschulmeister (die Schule gehörte zur Marienkirche) und musste ausserdem mit Singen in der Marienkirche aufwarten (für die freie Wohnung). Am 2. März 1739 (R.-R.) „ist Tilly, indem sich kein anderer angegeben, auch wohl wegen des schlechten Salarii nicht melden möchte, Organist bei der Kirche S. Spiritus geworden". Derselbe Tilly klagt 1749 (28. Febr.), dass er „das neue Orgelwerk zu spielen nicht imstande sei" und in der Gemeinde Unordnung hervorufe. Borck soll die Orgel prüfen. 1761 (25. Sept. R.-R.) ist Michael Friese Organist zu S. Spirit. und Schulmeister der Klosterschule. Er kommt dann nach St. Annen. Sein Nachfolger wird Brand geworden sein, von dem die R.-R. am 17. Juni 1771 melden, „er soll die Vices d. Cantors während der Vakantz mit Singen in d. Kirche übernehmen". Gemeint ist die Marienkirche.

Die Kirche zu St. Annen.

Auf dem Gelände der Neustadt befand sich neben der Kirche zu den Heil. Drei Königen die Kirche zu St. Annen. Sie soll bis 1640 nur ein Positiv gehabt haben.[12]) 1640 bekam sie eine Orgel. Das Sterberegister B 17,24 enthält unter dem 25. Nov. 1656 den Namen Henricus Grünreiter, der als Kantor der Kirche genannt wird. p. 58 dann noch den Kantor Johannes Matthaei, der am 25. März 1676 stirbt und am 25. Dezember 1634 in Köslin in Pommern geboren ist. Erst im 18. Jahrhundert hören wir wieder etwas von der Orgel, was der Übersichtlichkeit halber gleich an dieser Stelle eingefügt sei. „1762—63 ist das Neue Orgel Chor nebst der Orgel ganz neu erbauet worden. 1763 24. Juli. Die neue Orgel eingeweyhet worden, wozu eine Cantata gedruckt." (B 23,143.) Die angeblich zahlreich erhaltenen Bücher der Kirche sind einer Äusserung des Superintendenten Malettke nach erst vor ungefähr zehn Jahren eingestampft worden.

Alles Auffindbare ist in den folgenden Nachrichten zusammengestellt. 1700 (p. 776) wird unter mehreren Kandidaten (Edeler) Johann Christoph von Fürstenau zum Schul- und Kirchenbedienten zu St. Annen auf dem Berge gewählt. Im Juni 1706 (p. 143) „ist Wollmann gewesener Calligraph

[12]) E. G. Kerstan, „Die evangelische Kirche des Stadt- und Landkreises Elbing", Elbing 1917 p. 94.

zum Cantor auf dem Berge benennt worden unter der Bedingung, sofern er sich nicht fleissig erhalten u. seiner Funktion treulich nachkommen wird, er degradirt werden soll.“ 1713 (p. 403) wird er noch als Kantor genannt. 1715 (p. 332) ist „Mons. B ä h r , so bishero Collaborator 7ma classis gewesen, in des Mons. Wollmanns Stelle zum Cantor u. Organisten auf St. Annen vociret worden“. Wenn er derselbe ist, der 1761 an die Neustädtische Kirche kam, müsste er bis hoch in die 90er Jahre Dienst getan haben, was uns vielleicht zwingt, noch einen Träger des Namens (einen dritten) anzunehmen. Jedenfalls wird erst 1761 (25. Sept.) wieder eine Neubesetzung gemeldet, Mit Michael F r i e s e , bis dahin Organist zu St. Spiritus.

Die Stadtmusikanten der Altstadt.

Nicht nur für die weltliche Musik spielten die Stadtmusikanten bis ins 19. Jahrhundert hinein eine führende Rolle, auch die Kirchenmusiken waren auf ihre Mitwirkung angewiesen. Und es gehörten Persönlichkeiten dazu, um einer Musiktruppe einer Stadt vorzustehen. Sicher werden es sehr tüchtige Musiker gewesen sein, besonders wenn sie durch Jahrzehnte ihren Dienst zur Zufriedenheit der Stadtväter versahen. Zwar hatten diese nicht immer überwältigend viel für die Musik übrig, aber bei der gewiss nicht unbeträchtlichen Zahl der durchreisenden Künstler, deren Auftreten wenigstens in einigen Fällen belegt ist, und auch vom Aufenthalt in anderen Städten her hatten sie ja Wertmassstäbe. Um so bedauerlicher ist es, dass nichts über die Art der Betätigung der Stadtmusikanten im einzelnen, nichts über ihre künstlerische Leistung überliefert ist. Ihre Hauptblütezeit erlebten sie in Deutschland im 17. Jahrhundert, über das wir bei Elbing wesentlich schlechter unterrichtet sind als über das 18. Jahrhundert, das bereits die Zeit des Verfalls des Stadtpfeifertums darstellt.

Eine Hauptschwierigkeit des alten Stadtpfeiferamtes bestand in der bewundernswerten Vielseitigkeit des Führers und seiner Leute, die heute bei der Kirchenmusik, morgen auf einer Bürgerfestlichkeit, am nächsten Tage bei einer städtischen Repräsentationsfeier tätig waren. Überall wurde ein völlig anderes Repertoire und im Zusammenhang damit ein anderes Instrumentarium erfordert. Jeder Stadtpfeifer beherrschte eben eine ganze Reihe Instrumente. Darin steckt noch ein Teil vom mittelalterlichen Spielmann. Neben dem durchaus beachtlichen Können besassen die Instrumentisten häufig eine gehörige Portion Gewalttätigkeit, was aus den dauernden Streitigkeiten mit der (lauteren und unlauteren) Konkurrenz manchmal zur

Genüge hervorgeht. Der Existenzkampf rechtfertigt allerdings in den meisten Fällen das Vorgehen des Stadtmusikanten. Wir entsinnen uns, dass bereits zur Ordenszeit von den Spielleuten der Stadt geredet war. Der Stadtpeifer galt im 16. Jahrhundert und auch späterhin als eine mächtige Persönlichkeit, der viele Rechte zustanden. Als städtischer Beamter steht er dem sogenannten Pfeifergewerk vor, er allein darf Lehrlinge ausbilden. Er spielt vom Turm und in der Kirche bei Instrumentalmusiken. Die Bürger beliefert er bei ihren Festen mit Musik, ferner hören wir von seiner Tätigkeit im Artushofe. Den Fremden durfte er Ständchen bringen, sie „ersuchen". Um Weihnachten hält er den Umgang, den Gregoriusgang, wobei er in den Bürgerhäusern musizierend vorspricht, was eine nicht unbeträchtliche Einnahme bedeutet haben wird. Der Stadtpfeifer allein hatte das Recht, im Stadtbereich bei den Bürgerfesten mit Musik aufzuwarten. Fremde Spielleute und auch die musikalischen Kirchenbeamten mussten sich, wenn sie es ebenfalls wollten, von ihm erst einen „Musikschein" lösen.

Schon die ersten erhaltenen Käm.-R. (1530) nennen den „Thormpfeyffer". 1546 notieren sie den „mester H a n s". Anscheinend ist im nächsten Jahre ein neuer Turmpfeifer angenommen, denn wir lesen 1547 p. 27: „1½ Mark geben eidem das er dem neuen thurmpfeiffer heth gelereth den grossen Zeger zustellen." 1548 p. 24 finden wir: „3 Mark geben idem [dem Turmpfeifer] zum kleide." Die darauffolgende Notiz könnte man auch mit einem beabsichtigten Wechsel des Turmpfeifers in Zusammenhang bringen: „3 scot geben einem frembden Trommether welcher zur proba ein hoferecht auffm Turm gemachth." 1549 p. 28 hören wir wieder von einem neuen Turmpfeifer: „½ Mark geben einem Turmpfeiffer welcher nur 2 Wochen auff ein versuchen gedieneth." 1550 begegnet uns aber folgende Eintragung (p. 13 b): „15½ M 2 sc 12 ch geben Hans dem thurmpfeiffer seinen solth durchs iar." Er könnte wohl mit dem „mester Hans" von 1546 identisch sein, ob er es ist, wissen wir nicht. Dann fehlen längere Zeit hindurch genauere Nachrichten. Dafür bringt B 29,472 ff für die Zwischenzeit einige wertvolle Aufschlüsse unter der Überschrift Stadt-Pfeifer:

Rec. Caus. publ. 1560: „Am 20. Marcii ist C l e m e n t O h r m a n n zum Stadtpfeifer angenommen" und Rec. Caus. publ. 8. Januarii 1565: „Am 8. Januarii ist Meister S e b a s t i a n H e n g s t zum pfeiffer auf sechs Jahr angenommen jährlichen ihm zu geben 100 fl., hierzu soll er sonderlich wegen Hof und Garten von den Junkern entrichtet werden, als von jederem Hofe 3 Thlr., die ihm und seinen Gesellen jährlichen ein Kleid, gleich andern Leibdienern, item freie Wohnung, 2 Ruten Holz,

20 Sch ℔[13]) Korn, von einer Kostunge 3 Thlr. ohne den Gottespfennig; hiervon sollen andere Spielleute abgetan sein, noch ohne seinen Zulass irgend auf Kostungen spielen."

Wir hören also wieder von der Tätigkeit des Stadtpfeifers im Junkerhof und -Garten und von seiner Monopolstellung in bezug auf Musikbelieferung. Ausserdem gewährt die Aufzeichnung einen Einblick in die sozialen Verhältnisse des Stadtmusikanten. Ob nach Ablauf der sechs Jahre der Vertrag mit Hengst verlängert ist, wissen wir nicht. Die nächste Nachricht meldet:

Rec. Caus. publ. 10. Januar 1567 „Ist Urban Brand mit seinem Gesellen, welche sich vor jüngster Weil beim Herren Präsidirenden Bürgermeister angegeben, von E. E. Rath zu Pfeifern auf ½ Jahr zur Prob angenommen, mit dem Bedinge, dass sie täglich von dem Turm 4 mal, des morgens um 3, zu mittag um 11, des abends um 5 und 9 Schläge sich hören sollen lassen, dergleichen auch zum Chor, sooft der Kantor figuriret, mit der Posaun und Zinken aufwarten, und wie oft sie solches liederlichen ohne Vorwissen des regierenden Herrn Bürgermeisters versäumen, soll es ihnen an der Besoldung abgegürtet werden, das Deputat der Besoldung auf das Halbjahr 50 Mk, die Mk in 20 gr. gerechnet, item eine halbe Rute Holz, daneben ein Kleid, so für ein Jahr lang des Dienstes abwarten und sich dabei eingezogen und fleissig verhalten, Accedentia neben der Besoldung seines Dienstes von einem jeden Hof des Jahres 5 Mk. mit den Hochzeiten will man es uns auch einstellen, dass sie es dermassen machen, damit sich gemeine Bürgerschaft nicht zu beschweren habe, darauf ist geschlossen, ihnen 3 rth. anstatt des Gottespfennigs, sintemal sie solange abgewartet, zu geben."

Mit dem Turm ist nicht der Turm von St. Nicolai gemeint, worauf an anderer Stelle noch eingegangen wird.

Döring (Mus. Ersch. p. 631) weiss als ersten Stadtpfeifer David Endermann zu nennen, der nach Grunaus auch schon zitierter Chronik im Bruderbuch von St. Georg p. 4 verzeichnet ist (David Enderman stadtpfeifer). Döring setzt seinem Namen die Zahl 1581 bei. 1583 scheint nach Ausweis der Käm.-R. ein neuer Stadtpfeifer angenommen zu sein. P. 66 findet sich die Eintragung: „96 mk 6 gr Benedict Zolner Pfeiffer vor eilf monat." Richtiger wird die später auch häufigere Schreibweise Zölner sein. B 17 a, 23 a hören wir: „7 Sept. 1602 Benedictus Zölner, Musicus Instrumentalis." Diese Auskunft gibt das Sterberegister.

[13]) Schiff-Pfund (Sch ℔) s. Lothar Weber, Preussen vor 500 Jahren (1878) p. 155 „das Schiff-Pfund enthielt 20 List-Pfund, also für gewöhnlich 360 ℔ resp. 400 Pfund".

Bis dahin hören wir nichts von der Stärke der Elbinger Pfeifergruppe. Urban Brand wird auch mehr als nur einen Gesellen gehabt haben müssen, sonst hätte er schwerlich für die Musiken des Kantors ausgereicht. 1585 werden Kleider für die Pfeifer gegeben, in welchem Zusammenhang von fünf Pfeifern die Rede ist (Käm.-R. p. 92). Diese Zahl wird längere Zeit hindurch ständig wieder angegeben. 1610 erhält der Stadtpfeifer „neben vier Gesellen an statt der Kleidung" 37 f. 15 gr., und diese Summe begegnet uns jährlich wieder. Im selben Jahre erfahren wir auch wieder einen Namen: „113 f 18 gr — Mattis Tebinger Stadtpfeiffer". Er wird in der Folge als Turmpfeifer verzeichnet. Wir finden noch folgende Schreibweisen: Döliger (1615), Debiger (1616), Debinger (1617). Seine Amtszeit muss 1617 oder bald danach zu Ende gegangen sein, denn eine Rechnung von St. Georg (p. 49) meldet: „1618 Adj 2 July M. Christof dem pfeifer, alsz er ankommen vnd sich hören lassen 8 wirt 1 Mark 4 gr." Gemeint ist, er hat sich im Junkergarten hören lassen, wofür ihm 8 „freie Wirt" zuteil wurden. Die Käm.-R. von 1618 fehlen, 1619 p. 205 begegnet uns: „Meister Christoff Stadtpfeiffer 142 mk" (hier ist das jährliche Kleidergeld miteingerechnet, denn er erhielt 105 Mark Lohn). Der 1621 verzeichnete Christoff Dygert (p. 177) ist sicher derselbe. Er muss gleich zu Anfang des Jahres 1621 aus dem Dienst geschieden sein, denn unmittelbar auf die letzte Eintragung folgt: „Adam Riedel Kunstpfeiffer an seine Stadt 113.3" und p. 196: „Am 29 Juny dem Neu angenommenen Stadtpfeiffer Adam pro Arrha (= Mietsumme, Angeld) 7.12. Sogar eine einmalige Beihilfe, wohl für seinen Umzug, wird ihm gewährt (p. 197). In der Folge findet sich auch die Schreibweise Niedel (1622/23).

Stadtmusikanten und bürgerliches Musizieren lassen sich nicht trennen. Die Grunausche Chronik der St. Georgen- und Martins-Brüderschaft liefert etliche beachtenswerte Beiträge dazu. Er nimmt an (p. 253), dass die Pfeifermusik bei den grossen Gelagen nicht mehr genügte, oder aber die Stadt besass in dem Kantor einen gern gehörten Sänger, denn er wird mehrfach mit seinem Adjuvanten oder auch mytecolegen (Mit-Kollegen) bei den Gastmählern erwähnt. Gelegentlich wird auch, wenn keine andere Musik vorhanden ist, nur der Organist geholt, „der sich dann auf dem Regal hören lässt". (Regal ist ein Orgelwerk, das nur aufschlagende Zungenpfeifen, keine Flötenpfeifen besitzt.) Eine Rechnung von St. Martin von 1612 besagt: „Des heren lantrychters hyener sowol auch des heren fyesmesters neynogen zusammen auf eyn mal gespeyset auf dem hofe, noch dem organysten lassen auf den hof holen, den vnser pfeyfer waren tzu eyner hauskestung u. weyl auch eyn

fremder wahr als der rytmester Thyessenhausen der den organysten begert tzu hören. Tzu dyesen vnkosten 5 M. 16 gr u. dem organysten geben gyelden vng. 3 M. 10 gr." Den Kantor und seinen Adjuvanten hat man einmal (1615) als Lohn nur „2 stück saltzfleisch kaufen laszen u. brot m. senf" im Werte von 1 M. 14 gr. Merkwürdig ist die Feststellung, dass die Pfeifer in den Pausen bei den Gastmählern aufwarten helfen mussten. Einem gewissen Albert werden laut einer Rechnung von St. Georg 1619 (p. 6) 1 fl. 22 gr. fürs Aufwarten gezahlt, weil die Pfeifer nicht gewesen.

1630 (Käm.-R. p. 207) erhält „Merten Ledtke Thurmpfeiffer sambt Kleidung und lichtgelt für 3 quartahl 119.—.—". 1639 treffen wir erstmalig (p. 192) auf den Namen „Merten fuhr" (Fuhr, nicht Kuhr, wie Döring schreibt). 1674 begegnet uns der Name nochmals in den Käm.-R. 1657 sei die Eintragung zitiert (p. 109): „18. Nov. St. Peters: auff befehlich des Stadt Musicanten bey gewissen begebenheit praesent. 11.16.24." Unmittelbar anschliessend: „1658 3 Marty St. Peters: den Stadt Musicanten auff befehlich bey einem gekeis Actn, oder Schwed. freydes fest 11.16.24." Die Ziffern geben die ausgezahlte Summe an. B 29 bringt auch einen Abschnitt aus den Rats-Rezessen über Fuhr: 29. Juni 1646 (Rec. Caus. publ.) „Herr Präsident referiret, wie dass er mit dem Stadtpfeifer M. Merten Fuhr wegen dessen, ob er anstatt des Ausschreiens in der Nacht jemandes von den seinigen auf dem Turm halten könnte, so stündlich mit einem Schallmeichen abblasen könnte geredet." Fuhr verlangt, dass die betreffenden Gesellen neben ihrem Salar von der Stadt gekleidet würden, nach dem Vorbild anderer Städte. Darauf hat Melchior Rosener nach Verhandlungen das Abblasen übernommen. Dass Fuhr dem Rat gewissermassen trotzen konnte, beweist die Festigkeit seiner Position. Er muss wohl auch ein grosser Könner gewesen sein. Rosener war sein Konkurrent in der Neustadt Elbing. Nach Döring (Mus. Ersch. p. 633) hat sich Merten Fuhr (Kuhr bei Döring) unter dem 26. September 1671 in das Album der St. Martinsbank eingetragen als „Wolbestalter Mus.-Instr.", in dasselbe Album, in welchem wir auch die Namen der berühmten preussischen Tonsetzer Eccard (1596), Celscher (1605) und der Organisten zu St. Marien Drusin (1603) und Werner (1671) finden. Das Sterberegister B 25,67 weist 1676 seinen Namen auf: „Martinus Fuhr, Musicus Instrumentalis 24 Oct." 1678 (p. 74) 7. Nov. ist ein „Petrus Wockenfus, Musicus Instrumentalis" darin verzeichnet.

Der zuletzt erwähnte Merten Fuhr (1639—1676) wusste seinen Vorteil zu wahren. B 1,619 meldet 1646:

„Den 3 May suplicirten die neustädtischen Instrumentisten an einen ehrb. Rath alter Stadt, und bathen da sie die 4 unterschriebenen Musicanten Kirche neuer Stadt (denn soviel hatten die Neustädter) schon über 29 Jahr der Kirche gedienet, sie Sonn- und Festtagen für ein geringes Salarium von f 40. Bathen ein ehrb. Rath möchte ihnen ihre neben accidentien als nemlich Hochzeiten, Kindtaufen und Gastereyen lassen und dass ihnen von Mstr. Merten Fuhren kein Eingriff möchte gethan werden, wie solches der Vergleich zwischen ihnen von 1640 erweiset." Die „Vergleiche" waren in der Regel dazu da, damit sie nicht beachtet wurden, was wir in anderen Zusammenhängen noch zur Genüge sehen werden. Neben dem offiziellen Stadtmusikanten hören wir hin und wieder auch einen anderen Namen. Vielleicht sind in diesen Fällen Untergebene des beamteten Musikanten gemeint. So 1640 (B 20,450): „Stadt Pfeifer M. Wetzler 7½ Scheffel Korn Quartal."

Lebhaft umstritten ist dauernd das Spiel auf den im allgemeinen wohl recht einbringlichen Hochzeiten. 1678 verzeichnet B 2 wieder: „Stadt Musicus soll allein die Hochzeiten innerhalb der Ringmauern bedienen." Am 22. Febr. 1677 lesen wir (R.-R. p. 56): „E. E. Raht befunden, dass der Brüderschaft der Violisten eine Hochzeit, nämlich des Teicherts, heute zu bedienen vergönnet sein solle." In Elbing bestand damals eine regelrechte „Zunft der Violisten und Instrumentisten", wie wir sie 1682 in der Bestallung des Stadtinstrumentisten genannt finden. So weit wir durchblicken, standen sie nicht in Abhängigkeit vom Stadtpfeifer. Merten Fuhr starb 1676. Die R.-R. (p. 441) bringen 1677, 24. Nov.: „Der Violisten, des Landts, des seligen Fuhren des Kunstpfeifers Witwen, wegen ihres rückständigen Salarii, ingleichen des Georg Fuhren Supplicationes, auch seines Herren Bruders Johann Fuhren Intercession-Schrift wegen des Stadt-Kunstpfeifer-Dienstes E. E. Rahte vorgetragen." Vor einer neuen Ernennung soll jedoch das „Salarium nebst denen Accidentien in etwas gemindert werden". Dazu noch am 23. Dez. 1677 (R.-R. p. 498): „Auf Anhalten Selig. Merten Fuhren Witwe, damit sie durch ihre Leute in den Weihnachten einen Umgang halten und die Gelder, welche sie einheben, vor sich behalten möge, hat E. E. Raht, in Ansehung sie bishero die Dienste bei der Stadt fleissig verrichtet, ihr solches pro hac vice noch gönnen wollen." Interessant ist, dass die Witwe des Merten Fuhr das Amt ihres Mannes über ein Jahr zur Zufriedenheit der Stadtväter verwaltet hat. Auch wenn ihr in ihren Söhnen bzw. Schwagern — wir sind nicht näher über die vielen Musici gleichen Namens unterrichtet — eine gute Stütze erwuchs, muss sie doch erhebliche musikalische Bildung besessen haben.

Es handelt sich bei den Fuhren um eine jener Musikerfamilien, wie sie im 17. Jahrhundert keine Seltenheit sind. Allerdings scheint sie sich bald in absteigender Linie bewegt zu haben. 1687 (6. Dez.) melden die R.-R. von dem Ehebruch „der jungen Kupferschmiedsche", den sie mit „einem Instrumentisten Gesellen, Nahmens Fuhr begangen". Bis 1683 fehlen jetzt leider die Rezessjahrgänge. Aber Georg Fuhr wird die Stelle bald erhalten haben. Die Käm.-R. melden 1681 wohl versehentlich noch Martin Fuhr als Stadtmusikus, ebenso wird 1682 (p. 153) die Eintragung „Bruno Fuhr. Stadt-Musicus" in bezug auf den Vornamen irrtümlich sein.

George Landt wird 1682 in den Käm.-R. noch als Musicus Instrumentalis geführt, erst von 1683 als Stadt-Musicus, was wohl damit zusammenhängt, dass die Besoldung nachträglich gezahlt wurde. Ramsey (B 29 Bd. 1) hat den R.-R. von 1682 einen für uns sehr belangreichen Passus ausgezogen: „Am 15. Mai; Nachdem der E. u. kunstliebende Georg Land nach Ableben selig. Mstr. Georg Fuhren, von E. E. Rath den Stadt-Instrumentisten-Dienst bei dieser guten Stadt unlängst erhalten, und sich mit besagten Selig. Fuhren nachgelassener Witwe des Gnadenjahres halber gütlichen verglichen, Als hat E. E. Rath ihm solchen Dienst dergestalt conferiret und erteilet, dass ihm nunmehro alles dasjenige jährlich hinfüro, was s. Antecessor Georg Fuhr zu s. Besoldung sowohl am Gelde als Accidentien und anderen Freiheiten gehabt und genossen, nebst der gewöhnlichen freien Wohnung wirklich erteilet und gereichet werden soll; was sonsten die Bedienung der Hochzeiten und sonstigen Gelage betrifft, wird er nach aller Möglichkeit mit der Zunft der Violisten und Instrumentisten alhier in gutem Einverständnis, Fried und Einigkeit leben, doch, dass er bei allen Hochzeiten, so innerhalb der Stadt Ringmauern gehalten werden, und die er um Gelder entweder selbst oder durch s. Gesellen werde bedienen wollen oder können (gestalt solches die Raths-Instrumentisten da dero Bestallung vormals im gleichen gehabt) den Vorzug haben, um keiner der anderen Spielleute und Zunftgenossen ohne seine Einwilligung und Zulass solche entweder anzunehmen oder mit Musicalis-Instumenten als Pfeifen und dergl. auf denselben sich hören zu lassen, befugt viel weniger ihm, da fernerer in der Neustadt, Vorstädten, und auf dem Lande gefördert würden, solches verweigert sein soll bei harter unerlässiger Strafe." Georg Fuhr wird also Ende 1581 gestorben sein.

Die Käm.-R. nennen 1687 (p. 46) zum ersten Male „Matthis Kinast, thurmwächter", der 20 M. empfängt. Er begegnet uns am 26. Mai in den R.-R. bei den Streitigkeiten um die musikalische Aufwartung bei den Bürgern. Landt be-

schwert sich „über die Fuscher und einige Webergesellen, welche sich auf unterschiedenen Instrumenten bei allerhand Lustigkeiten aufzuwarten unterstehen; zu dem auch Herr Parochus Elbingensis dem Turmbläser Kühnasst Freiheit gegeben, auch denen Catholisch-Leuten von der Kanzel angekündigt worden, bei ihren Hochzeiten und Zusammenkünften keine anderen Musicen zu nehmen als den Kühnast, den Organisten und Cantor von der kathol. Kirche". Die Weber werden mit Strafe bedroht. „Den Kühnast betreffend ist dieses eine grosse Neuerung, davon mit dem Herrn Parochus soll geredet werden, in Anmerkung der gleichen Verleihungen nicht ad fidem, sondern ad Juridictionen gehören, welche dem Herrn Parochus keineswegs zugestanden wird."

Die Klagen des Landt wiederholen sich im Juni und Juli 1687. Nun lassen uns die Rezesse an einem wichtigen Punkt im Stich. 1689 (28. Okt.) hat der Turmpfeifer nach Ausweis der R.-R. „eine Zeitlang unterlassen, zum Zeichen seiner Wachsamkeit des Nachts stündlich mit dem Blasen sich hören zu lassen", was ihm einen Verweis eintrug. Und als 1694 (nach den Rezessauszügen Ramseys B 29 Bd. 1) der Parochus unter Bezugnahme auf ein Privilegium der katholischen Musiker Klage führt, dass Landt „dem Kinast verbieten wolle, auf Hochzeiten mit der Music aufzuwarten", dreht der Rat nach nochmaliger Kenntnisnahme der Streitfälle von 1644 (sind nicht erhalten) und 1687 die Sache recht schlau so, dass „der Kinast unmöglich die Turmwache versehen und zugleich unter der Direktion des Stadt-Instrumentisten Landt auf Hochzeiten aufwarten könne". Eine endgültige Regelung dieser für beide Teile wenig erquicklichen Angelegenheit scheint man allerdings zu scheuen. Es ist wohl das Werk des Parochus, dass die musikalischen Beamten der katholischen Kirche 1698 vom Könige von Polen ein Privilegium erhalten, das ihnen Musizierfreiheit erteilt. Die Stadt kümmerte sich jedoch wenig darum, der Einfluss des Polenkönigs war demnach nicht sonderlich stark.

1699 (bzw. Ende 1698) stirbt Georg Landt (Käm.-R. 1699 p. 131), da seine Witwe die Gelder ausgezahlt bekommt. Laut einer Eintragung p. 122 werden am „6. Febr. den Bischöffl. Musicanten, Trompetern, Pagen etc. 68 . (Mark) 6 . (gr.)" gezahlt. 1699 treffen wir ausserdem erstmalig den Namen Martin Thessin (Tessin), den neuen Turmpfeifer. Bevor wir fortschreiten, sei noch eine kleine von Ramsey (B 29 Bd. 2, 456) verzeichnete Einzelheit eingefügt, „wegen des spielens und tantzens im Sonntag in den Krügen und Schankhäusern". Der Rat „will das spielen nach der Vesper Predigt zulassen, zumahl um 5 Uhr die Feyerlichkeiten beendet sind, aber es sollen keine Excesse geschehen" (1691).

Die Käm.-R. von 1700 (p. 193) verraten, dass sich Sabina Landt, die Witwe des Stadtmusikanten, mit Philipp Jacob Hintz vermählt habe, der von nun ab als Stadtmusikus geführt wird. Er ist aus Stettin gebürtig und wird (R.-R. p. 864) am 8. Nov. 1700 bestätigt. Wir wissen nicht, wie der Posten des Turmbläsers inzwischen besetzt ist. Tessin wird 1700 in den Käm.-R. zum letztenmal genannt. R.-R. 1704 (p. 28) verzeichnen am 9. Jan., dass Hintz „vom Thurmblasen nichts ferner bekommen werde". Trotzdem sind wir von jetzt ab verhältnismässig gut orientiert, da die Rezesse zahlreicher vorhanden sind.

1706 kommen Hintz „die Hautboisten der hiesigen Garnison" ins Gehege (p. 12) und der Hochzeiten wegen entscheidet man, dass ihm auch diejenigen, die sich seiner nicht bedienen, die gewöhnliche Gebühr entrichten sollen. Ihm wird nahegelegt, dass er „die Leute mit seinen Spielleuten nicht übersetze". Am 29. Dez. (p. 349) beschweren sich die Hautboisten der Stadt, Hintz wolle sie nicht auf Hochzeiten spielen lassen, trotzdem sie Abgaben entrichten. Er nehme lieber fremde Leute dazu. Durch das Hervortreten der Militärmusiker wird der Verfall des Stadtmusikantentums äusserlich eingeleitet. Hintz hatte seit 1703 einen Rechtsstreit mit den Instrumentalmusikern, „bey der Königl. Capell und denen 3. Städten Königsberg" auszutragen (R.-R. p. 32), über den jedoch nichts Näheres zu erkunden war. Ende 1706 (R.-R. p. 348) bittet er um Hilfe, da er des Streites wegen 100 fl. habe aufnehmen müssen.

Zum Beweise, wie wenig die Freie Stadt Elbing unter polnischer Oberhoheit ihren Standpunkt den hohen Kirchenbeamten und gegebenenfalls selbst dem Regenten gegenüber änderte, eine Eintragung der R.-R. von 1706 (p. 314): „24. Nov. der Präsident hat dem einen Catholischen Musicant untersagen lassen, auf einer gewissen Hochzeit zu spielen, und ihn vorladen lassen. Erschien nicht. Entschuldigung vom Caplan, zugleich durchblicken lassen, dass die Sache am Hl. Official Kunigke gediehen sei. Concl. weil sich dieser Kerl der hiesigen Jurisdiction nicht subduciren kann, alss wirdt er obtorto collo in dass Edle Praesid. Amt geholt." Das Privilegium des Polenkönigs war erst wenige Jahre alt, und trotzdem führt der Rat eine so bestimmte Sprache.[14])

[14]) Der entscheidende Abschnitt aus dem 1698 von August II. von Polen verliehenen Privilegium lautet:

Quoniam vero per Musicos cultus Divinus maxime adaugeri solet, jam autem tam exiguus proventus sit Ecclesiae et Parochi loci illius, ut sustentari non valeant Musici, nisi aliunde modos substitentiae habeant. Proinde nos eos in Protectionem singularem assumentes, illis libertatem concedimus et impertimus, in Nuptiis tam intra quam extra urbem ludendi et in aliis occasionibus honestis stipendia sua merendi, Institor vulgo Hakenbudas erigendi, et in illis merces suas sine ullo a Civitatio Superioribus aut quibusvis aliis impedimento

Seit 1703 hatten die Schweden die Stadt besetzt, Karl XII. rückte sogar selber ein. 312 000 Taler waren als Kontribution an ihn zu zahlen. Sechs Jahre blieben die Schweden da, und im Februar 1710 zogen die Russen unter Nostiz bereits ein. Die traurigen Zeiten machen sich so sehr bemerkbar, dass Hintz 1708 (R.-R. p. 500) einkommt, er könne fast nicht mehr leben. Hochzeiten wären keine und von den Begräbnissen erhält er nichts. Der Rat beschliesst, St. Marien soll ihm „iährl. 100 M zu seinem Salario nur usus ad feliciosa tempora zulegen". Inzwischen trat ein Wechsel ein. Der entscheidende Jahrgang 1709 fehlt. Aber Hintz wird 1714 (R.-R. p. 854) als „in Thorn seiender Stadt-Musikant" genannt, desgleichen 1718 (p. 484). 1709 ist dann wahrscheinlich K r u f k y als Hintzens Nachfolger angenommen. Seinen Namen finden wir zuerst 1710. Schon am 16. April 1710 (R.-R. p. 338) meldet er, „dass er eine vocation in die Altstadt Königsberg erhalten". Er ist derselbe, den Küsel (Beiträge p. 35/36) als Christian Krussky erwähnt. Die Schreibung in Elbing ist jedoch unverkennbar Krufky bzw. Kruffky. Im Zusammenhang mit dieser Nachricht wird verzeichnet: „Es hätten sich auch schon drey andere angemeldet: nehml. Joh. Reitzke (Reinke), Guttmann und Steph. Tessien", die „principales seyn und drey andere Leute dabey halten wolten, sie wollen den Thurm besteigen und auch die Kirche versehen." Man will ausprobieren. Die Käm.-R. melden 1710 (p. 144): „Johann Reinzke Stadt Musicus Instrumentalis 112.12." Eine

---

dividendo, ut hac ratione viri honesti ad servitia Ecclesiae allici possint. Et si alqua Edicta publica emanata sint, vetantia Civibus et aliis extra urbem incolis, ne Musicos Catholicos adhibeant ad nuptias suas, sub paena certa et multa pecunaria imposita, illa tanquam Ecclesiasticae immunita et Juribus Ecclesiae Catholicae, imo Divino ipsi honori ac Culti praejudiciosa cessamus et annihilamus praesentibus literis Nostris.

Text nach B 19, Bd. XV, p. 227 ff.

Übersetzung: In der Tat pflegt der Gottesdienst durch die Musiker ausserordentlich verschönert zu werden; ihre Bezahlung von seiten der Kirche und des Pfarrers des betreffenden Ortes ist jedoch so gering, dass sie nicht davon leben können, wenn sie nicht anderswoher einen genügenden Unterhalt beziehen. Daher nehmen Wir sie in unsern besonderen Schutz und vergönnen und gewähren ihnen die Freiheit, (1.) bei Hochzeiten sowohl innerhalb als auch ausserhalb der Stadt, wie auch bei anderen ehrbaren Gelegenheiten zu spielen und ihren Unterhalt zu verdienen, (2.) (ferner) Krämerbuden (?), im Volksmund „Hakenbuden" genannt, zu errichten und dort ihre Einkünfte zu teilen, ohne dass sie von seiten der Stadtoberhäupter oder sonst irgend jemand gehindert werden, auf dass auf diese Weise die ehrenwerten Musiker auch zum Dienst (in) der Kirche gewonnen werden möchten. Sollten irgendwelche amtlichen Verordnungen heraufgebracht worden sein, die den Bürgern und andern Leuten ausserhalb der Stadt verbieten, katholische Musiker zu ihren Hochzeiten heranzuziehen, so heben wir sie unter Androhung von Geld- und anderen Strafen auf und erklären sie für null und nichtig, sobald sie der kirchl. Immunität und den Rechten der kathol. Kirche, ja sogar der Ehre Gottes selbst und dem Kultus vorgreifen.

Bestallung hat er aber auf keinen Fall erhalten. Erst am 25. April 1711 (R.-R. p. 354) hören wir, dass sich Gottfried Guttmann mit Erfolg um die Stelle bewirbt, die inzwischen wahrscheinlich probeweise verwaltet wurde. Man will „ihm vollkommene pouvoir geben, diejenigen, so da nicht geschickt wären, abzusetzen und andere Scienter [Clientes?] wieder anzunehmen, da er sich alss denn schon verbindlich machen wollte, die Music gutt zu bestellen". Die Musikverhältnisse müssen demnach schlecht gewesen sein, und sein Vorgänger im Dienst wird wenig befriedigt haben.

Die Musiker der katholischen Kirche haben die Bestimmungen der Stadt auch weiterhin ignoriert. 1711 scheint der Parochus wieder einmal besonders nachdrücklich mit den Forderungen der Musikanten hervorgetreten zu sein. Er verlangt (R.-R. p. 377), der Kantor von St. Nicolai sei nicht vom Rat, sondern von ihm abzuurteilen, was abgewiesen wird, da er „einige bürgerliche Nahrung treibe". Am 29. Juni 1711 (p. 551) ist der Parochus wieder beim Präsidenten gewesen wegen seiner Musikanten, „und zu wissen verlangt, ob man das Privilegium des [Königs] Joh. III. so ihnen deswegen wäre ertheilet worden, dass ihre Musicanten auf allen Hochzeyten frey spielen könten, respectiren wolte oder nicht". Man strebt nach einem Vergleich der Musikanten. „Der Thurm Pfeifer hergegen wäre auch mit bedräuung des Thurmes dahin zu halten, dass er sich denen Unsrigen accomodire." Sogar der Burggraf greift ein (20. Juli p. 617), dem man auf die Frage nach der Anerkennung des Privilegiums mitteilt, dass „solches Privilegium ad sinistrum[a?] informatoriones[m?] wäre extorquiret worden". Sogar von einer Schlägerei zwischen den beiden Parteien der Musikanten wird berichtet. 1711 im Sept. (R.-R. p. 785) erfolgt dann noch eine Beschwerde, dass der Rat die Musikanten trotz ihrer Privilegien eingekerkert habe.

Der Rat der Stadt will den Streitfall aus der Welt schaffen. Man möchte zusehen, „umb wo möglich ein Chor auss denen Stadt und St. Nicolai Musicanten zu machen". Neue Schwierigkeiten scheinen aufzutauchen. Der Streit soll von dritter Seite beigelegt werden. „Wen beyde Theile solten beybehalten werden, nothwendig eine von beyden Partheihen crepiren müsste, angesehen hier so wenig zu thun wäre, dass kaum eine bande von Musicanten subsistiren könte." Die Hochzeiten seien bei den Stadtmusikanten zudem „pars salarii", „was das meinste, so sey Zeithero nur eine bande nehmlich die Stadt Musicanten gewesen, welche nebst denen andere Kirchen auch die St. Nicolai Kirche mit Instrumentisten auff erfordern den Nothfall versehen hätte, so dass die etablirung dieser neuen bande bey der Kirche St. Nicolai nichts anderes nach sich zöge, alss dass der

jetzige Hr. Parochus niemahlen mit demjenigen was E. E. Raht für nützlich zu sein erachtete, zufrieden wäre, sondern demselben in allen Stücken zu wiederlebete!“ Die Stadt führt am 20. Nov. (p. 1096) an, dass „schon 2 Meister von hier weggegangen wären, auss Ursache weil sie wegen grosser Armut nicht subsistiren können“.

Die Russen haben im übrigen den katholischen Musikern auf Befehl des H. Brigadier die Instrumente abgenommen (R.-R. 1711 p. 1105). Aus welchem Grunde, erfahren wir nicht. Aber trotzdem der Parochus „Schuld trägt, weil er die Instrumente trotz Aufforderung nicht abholen liess“, ersetzt die Stadt den Schaden 1712 (R.-R. p. 663). (Episcopus Livoniae) Szembeck will sich der Musikanten von St. Nicolai auf dem Reichstag annehmen (R.-R. 1712 p. 684). Die Stadt will daraufhin „je eher je lieber ein Chor bilden“ unter Leitung Guttmanns. Der Streit um die Privilegien geht weiter. 1716 beantragt der Parochus, dass seine Musikanten auf Grund der Privilegien von 1698 „von allen oneribus Civilibus befreyet sein müssten“ (R.-R. p. 301). Der Rat wird sehr deutlich: „Das anbezogene Privilegium ist niemahlen von uns angenommen, sondern stets widersprochen worden und also bis dato in keinen usum kommen“. Die katholischen Musiker hatten ausserdem freie Wohnungen von der Stadt. Man teilt dem Parochus mit, wenn sie auf dem Kirchofe wohnten und keine Nahrung (Gewerbe) trieben, könnten sie von Pflichten frei sein. Wir entnehmen diesen Verhandlungen, dass die Katholiken trotz der vielen Bedenken von seiten des Rates ihre eigenen Musikanten behielten. 1719 (R.-R. p. 294) bittet der Parochus für die „in der Pfarrkirche aufwartenden Musici, besonders aber dem Stephens Tessin und Michael Herrlichkeit in Ansehung ihrer gar geringen Besoldung“, sie von den „Contributionen und Wachten zu befreyen“, was bewilligt wird. Der in Frage stehende Tessin ist sicher derselbe, der vor Jahren als Turmpfeifer und 1709 als Bewerber um das Amt des Stadtmusikanten genannt wurde.

Guttmann hat 1713 (R.-R. p. 361) schon wieder Streit mit den katholischen Musikern der Hochzeiten wegen. Er soll sich einigen oder „Er seine condition anderwärts zu melioriren suchen möchte“. 1715 im Juni (p. 330) wird der Turmwächter entlassen, weil er nicht, „wie sich gebühret“, sich aufgeführt. Seinen Dienst übernimmt Guttmann mit. Alle Stunde muss des Nachts abgeblasen werden. Aber schon 1718 (R.-R. p. 139) nimmt man ihm den Pfarrturm wieder ab. Seine beiden Jungen hatten die Wache und haben „daselbst viele excesse aus Übermuth verübt“. 1719 (p. 335) führt Guttmann einen Prozess bei dem Magistrat von Pr. Holland mit „einem Musicus-Gesellen David Gerlach in puncto einiger ausgebrachten empfindlichen

Reden . . . von demselben aber zur Entscheidung dieser strittigen Kunstsachen an das Collegium Musicum in Königsberg remittiret worden". Worum es sich handelt, bleibt dunkel. Es muss aber ein recht interessanter Rechtsfall gewesen sein. Das geht aus folgender Eintragung der R.-R. vom 20. April 1720 hervor: „Litterae d. Cgl. Preuss. Regierung vom 24. März verlesen, in Sachen . . David Gerlach contra . . Guttmann melden, dass selber nicht eine blosse Injurie, sondern eigentlich die Musikal. Kunst u. Wissenschaft officire [afficire od. offendire?], worüber nicht von andern als derselben Kunst erfahrenen mit genugsamen Fundament geurteilet werden mag". Immer wieder wird moniert, dass er sich dem Königsberger Collegium Musicum ohne Schwierigkeit stellen soll, was er jedoch umgeht. Daraufhin hören wir 1721 (R.-R. p. 347): „Herr Präses erwäget, wie dass die hiesigen Instrumental-Gesellen in E. praes. Ambte beigebracht, welcher Gestalt David Gerlach Musicus Instr. in Pr. Holland einen Schreibbrief von allen Königsbergschen Schloss- und Stadt-Musikanten procuriret, kraft welchem die hiesigen Gesellen gewarnet werden, vom hiesigen Stadt-Musico Guttmann, weil selber vor E. dortiges Collegium Musicum sich nicht hat stellen wollen, gänzlich zu enthalten, davon die Gesellen eine Copey erhalten, welche sie auch insinuiret haben." Der Rat will versuchen, die Sache beizulegen.

Nun geschieht einmal eines der schönsten Bräuche in der Stadt des 17. und 18. Jahrhunderts Erwähnung. Den Turmpfeifern stand nämlich die Wahl der Stücke, die sie abbliesen, frei, während der Stadtpfeifer in der Kirche dem Kantor unterstellt war. Bei den Turmmusiken werden besonders in früherer Zeit auch in Elbing Tänze (einheimische und fremde), mehrstimmige weltliche und geistliche Gesänge erklungen sein. Daneben durften das Volkslied und der evangelische Choral nicht fehlen. Darauf bezieht sich wohl die Beschwerde des Parochus Baron Schenk, „denen Musikanten die Abblasung einiger denen Catholischen ärgerlichen Lieder von dem Pfarr-Thurme zu untersagen" (R.-R. 1720 p. 444). Man beschliesst, den Musikanten das zu untersagen und bestimmte Lieder vorzuschreiben. 1718 war dem „Musikant Gesellen Jakob Böse" die „Aufsicht des Pfarrkirchturms" übertragen worden. Ausserdem übernahm er den Bierschank im Junkergarten. Am 1. Mai 1719 (R.-R. p. 234) stirbt der Turmpfeifer Jakob Böse in grosser Armut. Als seinen Nachfolger nimmt man am 15. Mai „Christoph Grumann bishero gewesener Musikant in Osterode". Bevor er aber seinen Dienst noch recht antreten kann, wird er in Osterode seiner Schulden wegen arretiert (Juni 1719 p. 351). Der Parochus wollte statt seiner schon einen katholischen Turmpfeifer,

der nun in der Person des Michael Reineke (Reincke) bestallt wird. Reineke war Schuhflicker. Die russischen Hautboisten werden 1716 nach Danzig gerufen (R.-R. p. 218), somit war eine Konkurrenz weniger für den Stadtmusikus vorhanden. 1726 (p. 569) hören wir wieder von einer Beschwerde, dass Guttmann mit seinen Leuten nicht ordentlich in der katholischen Kirche aufwarte. Der Parochus will aus diesem Anlass sofort einen anderen nehmen und „Selbigem die Freyheit, welche Vermöge Königl. Privilegio erhalten, ertheilen. Concl. Guttmann soll angehalten werden, fleissig in der Catholischen Kirche aufzuwarten".

Ende 1730 am 22. Dezember (p. 506) ist „George Albrecht Cariger (Kariger, Karger, Cariere) Stadt-Musikus worden, jedoch dergestalt, das die Mühle, Wohnung u. Holz cessiren solle". Guttmann ist wahrscheinlich gestorben. Ausser den Nachrichten über den gewöhnlichen Weihnachtsumgang und gelegentlichen Forderungen erfahren wir nichts über seine Tätigkeit und seine Leute. Die Hautboisten, die in anderen Städten den Untergang des Stadtmusikantentums um diese Zeit schon mit grossen Schritten herbeiführen, machen sich hier selten bemerkbar. 1738 am 23. April wird ihnen abgeschlagen, eine Hochzeit zum Nachteile der Musikanten zu bedienen. Am 23. April 1741 erfahren wir aus den R.-R.: „Herr Pres. vermeldet, dass Carrier ihm die Vocation nach Königsberg bei das Löbenicht vorgezeigt . . . E. E. Rath bedauert, dass durch den Abschied des Cariers die Stadt einen guten Musicum verlieret."

Bald darauf, am 3. Nov., bewirbt sich „der Musicus aus Königsberg Lauquin um den Stadtmusikantendienst". Am Sonntag will er die Probe machen. Am 22. Nov. wird er angenommen. Friedrich Lauquin (Lauckin) hat den Posten bis in die preussische Zeit hinein, bis 1774, bekleidet. 1742 wird Lauquin angehalten, des Sonntags nach der Frühpredigt vom Turm zu blasen. Der früher schon einmal genannte Musikant Herrlichkeit bittet im selben Jahre den Rat um Schutz, da ihn der Stadtmusicus entlassen will. „Da derselbe wegen Alters s. Dienst zu verrichten unvermögend ist", wird seine Bitte abgeschlagen. Sehr zahlreich ist die Truppe Lauquins wohl nicht gewesen. Am 20. März 1743 hören wir, „wie die Passionsmusique von dem Herrn Lau so weitläufig eingerichtet worden, dass er sie mit s. Leuten allein nicht aufführen könne, sondern andere Hülfe nötig habe". Er bittet um Erstattung der erwachsenen Ausgaben. „E. E. hw. Raht dem Stadtmusico in diesem seinem Gesuch garnicht zu willfahren beliebet." Das Verständnis für die Musik war offenbar nicht sehr gross, man wollte sie nicht missen, sie durfte jedoch eine

vorgesteckte Grenze finanziell nicht überschreiten. Zugleich sehen wir, mit welchen Schwierigkeiten auch die Kantoren der Marienkirche zu kämpfen hatten.

November 1743 bittet Lauquin, den Landspielleuten das Musizieren in den Schenken und Krügen der Stadt während des Jahrmarkts zu verbieten. Die „nahrlose Zeit" habe ihn gezwungen, darum anzuhalten. Verboten wird ihnen das Spielen nicht, aber sie sollen sich in Zukunft „bei dem Stadt-Musico freimachen", ihm also gewisse Abgaben zahlen. Die Neustadt, die früher eigene Musiker hatte, bedient sich jetzt ebenfalls des Lauquin, was am 11. März 1744 belegt wird. „Vermeldet wie d. Stadtmus. Lauquin vorgestellt, dass, wie d. Gottesdienst in d. St. Marienkirche sich anjetzo um halb acht Uhr des morgens anfange, so wie in d. Neustädtischen-Kirche, er nicht im stande sei, in beiden Kirchen die musiquen gehörig zu bestellen u. abzuwarten, weswegen er gebeten, es in die Wege zu richten, dass d. Gottesdienst in d. Neustadt eine halbe Stunde später als in d. Altstadt angefangen werde." Es muss ein hartes Stück Arbeit für die Musikanten gewesen sein, am Sonntag die Musik in den beiden Hauptkirchen zu bedienen. Wirtschaftlich ging es Lauquin recht schlecht. Wir sehen es daraus, dass er am 14. Okt. 1746 von den Webern angeklagt wird, er habe Zeug verfertigt und verkauft. Bei Verlust der Webstühle wird es ihm vom Rat verboten.

Die Neustädtischen Schützen bedienen sich bei ihren Festlichkeiten lieber der Regiments-Hautboisten als Lauquins. Und als er sich 1751 über die niedrigen Bezüge von den Schützen beklagt, antwortet ihm der Rat (12. Juli): „Es kann derselbe angehalten werden, dass gewöhnliche, was er bishero bekommen, anzunehmen, widrigenfalls es der Bruderschaft freigegeben werden solle, sich andere Musikanten zu nehmen." Die alten Rechte des Stadtmusikanten beginnen abzubröckeln. Man sieht den Verfall einer altehrwürdigen Einrichtung. Für „die Musiquen in Territorio" muss Lauquin Abgaben an den Kriegsrat entrichten. 1752 (20. März) klagt er, es seien bisher 24 Taler gewesen, während man nun „auf ordre der Kriegs-Domänen-Kammer 50 Thaler von ihm fordere". Man räumt ihm die Spielerlaubnis dann für 30 Taler ein (26. Mai). Beim Tode des Polenkönigs 1763 durften bis in den Anfang des neuen Jahres keine Hochzeitsmusiken gemacht werden, was ein empfindlicher Einnahmenausfall für den Musikanten war.

Bei der Krönung des neuen Königs (Nov.) bittet Kantor Hingelberg für sich und die Hautboisten, „die in der Kirche u. auf d. Gymnasii aufgewartet, um ein kleines Geschenk. Es soll mit dem Stadtmus. Laukin gesprochen werden, warum er so wenige Leute halte, dass man die Hautboisten zu Hülfe

nehmen müsste". Der Rat will ihm den Betrag für die Hautboisten von seinem Gehalt abziehen. Am 8. März 1747 erfahren wir aus den R.-R., dass in Mitfasten um 11 Uhr das Lied „O Mensch, beweine deine Sünde" vom Turm gespielt wird. „Gewöhnlichermassen werde nur bis Mitfasten auf dem Turm gespielet." Schliesslich interessiert noch eine Anfrage vom 27. März 1749 (R.-R.): „Wie es bei dem vacanten Cantorat mit Aufführung der Passion u. woher die Unkosten dazu genommen werden sollen. Concl. es kann der Stadtmusikant Laukin die Stelle des Cantores hierbei vertreten u. derselbe davor etwas aus dem fond der 20 Thaler bei der St. Marien-Kirche erhalten." Damit sind die wesentlichen Nachrichten bis zur Preussenzeit ab 1772 erschöpft. Lauquin ist darüber hinaus in der Stellung verblieben. 1774 ersucht Salomon Meltzer „einen Hochedlen u. Hochweisen Magistrat" um die Stelle des in den Ruhestand getretenen Lauquin.

Die Stadtmusikanten der Neustadt.

Über den Stadtmusikanten der Neustadt Elbing erfahren wir erst vom Jahre 1631 an etwas. Wahrscheinlich handelt es sich da nicht um den ersten, kein Dokument verrät jedoch etwas über die frühere Zeit. Gotsch registriert (3. Bd. p. 646) 1631: „Den 11. November ist Melcher Rosener Musicus von E. Erb. Rath u. den Vorstehern der Kirchen angenommen, dass er zu Chor in der Kirche, bey der Musik selbst 3ter oder virter aufwarten, und sonderlich umb einem gutten Bassisten befleissigen soll. Sein Salarium soll sein f. 40." Der Name Melcher Rosener begegnet uns 1654 in dem Rechnungsbuch der Kirche. Am 28. August des Jahres wird zum Convivio Musico 20 Mark bewilligt. Melcher Rosener erhält nach Ausweis des Rechnungsbuches 60 Mark Jahrgeld. Den Namen Rosener treffen wir darin zuletzt 1659. Erst 1669 wird Merten Fuhr genannt. Unter dem 15. Juli 1670 findet sich die Eintragung: „Hr. Melcher Rosener des Organisten stelle an der Orgel genommen arrha 4,10." Rossmann wird da noch als Vizekantor geführt. Über den Musicus Instrumentalis Merten Fuhr sagt das Sterberegister B 17,48 b aus, dass er am 22. Juni 1669 im Alter von 69 Jahren gestorben ist. Er stammte aus Pr. Holland. Melchior Rosener sen. ist nach Ausweis von B 17,35 b am 20. Januar 1662 gestorben.

Die Angaben über die Stadtmusikanten der Neustadt sind recht spärlich, zumal das Amt im 18. Jahrhundert nicht selbständig besetzt wurde. Der schon p. 69 erwähnte Petrus Wockenfuss war nach Gotsch (Bd. 5, 543) Stadtmusikant der Neustadt. Am 20. Dez. 1678 starb er. Die letzte erhaltene

Nachricht besagt: „Nach Absterben des Instrumentisten Meister Peter Wockenfuss sindt die Instrumentisten George Landt, Merten Fischer und Matthias Kienast aller drey Meister angenommen und bestallet, in der Neustädtischen Kirche, nebst ihren Gehilfen in denen Festtagen und Sontagen aufzuwahrten." Ab 1678 fehlen weitere Nachrichten, und erst über Lauquin vermerkt Gotsch, dass er auch in der Neustadt die Musik betrieben habe.

Wenn wir auch nicht — wie es Grunau in seiner Chronik der Georgenbrüderschaft (p. 255) tut — von wirklichen Konzerten der durchreisenden Musiker reden wollen, müssen wir doch die überlieferten Namen der nur vorübergehend in Elbing weilenden Musiker registrieren. Zum Teil werden sie als Fahrende auf Wanderfahrten aus Not vorgesprochen haben, zum Teil haben sie sich auch längere oder kürzere Zeit aufgehalten. Es mögen vielfach tüchtige Künstler gewesen sein. Möglicherweise beziehen sich einige der Bemerkungen auf Widmungen von auswärts, ohne dass der Betreffende in Elbing weilte. Vgl. p. 26/27. Die Käm.-R. verzeichnen Namen meist im Zusammenhang mit einer „Vererunge" für eine Widmung. Darin bestand seinerzeit die übliche Art, eine Stadt um ein Almosen oder eine Gabe anzugehen. Als ersten treffen wir in den Käm.-R. 1546 Thomas Enagro, dem (p. 36) 6 scot gegeben werden, „die kurmesse zu singen". p. 40 hören wir nochmals von ihm: „2 Mark 7 scot 6 ch geben Thomas Enagro dem musico zur vererunge, das ehr sein opusculum musices einem Ehrbaren Rathe dedicireth." Die nächste Eintragung dieser Art findet sich erst 1608 p. 2: „3 f Einem Musico, So der Stadt ein Carmen musicum dedicirt und offerirt hat, verehret (am 12. April) — 7 f. 12 gr Einem Componisten wegen dedicirung eines gesanges verehrt (am 22. May)."

1609 (der Jahrgang ist ohne Paginierung) wird ausgegeben: „6 f 21 gr 18 ch — Bartholomeo Bilovio wegen eines dedicirten Carminis — am 23 May". 3 f. 18 gr — Bartholomeo Rottmanno einem Musico pro dedication ettliche gesänge verehrett worden — X br. Vielleicht ist mit dem ersten Carmen auch nur ein Gedicht gemeint. 1610: „2 f 6 gr — Jacobo Fabritio einem Komponisten wegen Dedicirung eines Gesanges verehrett — am 19 October." 1616 p. 204: „am 25 July Einem Musico von Wittenberg pro Carmine musico. 3 fl 14 gr 12 ch." — 1621 p. 170: „20 Octr pro dedicatione carminis Musici ein Studios. 1,12." Grunau glaubt, folgende Eintragungen der Brüderschaften auf reisende Künstler beziehen zu können: Rechnung von St. Georg 1612 S. 17: „Dem gesellen, der aufm positif geschlagen, verehret 1 M. 1 gr." Es ist hier wahrscheinlich ein kleinerer Hörerkreis anzunehmen, auch können die

folgenden Musici in einem anderen Rahmen aufgetreten sein. Rechnung von St. Marien 1613 S. 1: „Noch von eynen, der mestergesang auf dem hofe gesungen 6 gr.“ Rechnung von St. Georg 1623 S. 10: „20. Augusti vom Meistersänger 15 gr.“ Sehr aufschlussreich sind diese Notizen nicht. Aber gerade hier wird nur ein verschwindender Bruchteil der Geschehnisse erhalten sein. Wir kommen darauf bei der Betrachtung der Musikübung noch zurück.

Die Musik im Gymnasium.

Unter den Schulen Elbings hat die grösste Bedeutung das Gymnasium erlangt, dessen Ruf weit über die Grenzen der Stadt hinausreichte, hervorragende Köpfe standen an seiner Spitze. Für die übrigen Schulen lassen wir einen Chronisten sprechen; Nenchen schreibt (B 6,24):

„Nebst diesem (Gymnasium) könte man die andern kleine Schulen rechnen, als die Kloster-Schule an der Münch-Kirche, die polnische an der polnischen Kirche, die Schule zum hl. Leichnam u. die Bergsche Schule, deren jede nur einen Praeceptor der zugl. Cantor an derselben Kirche ist, hat und darinnen der armen auch anderer Leute Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen informiret werden. An der Neustadt ist auch eine, darinn der Cantor u. Organist derselben Kirche dociret, die Cathol. haben auch an ihrer Kirche eine solche.“

Das Gymnasium, das bereits 1535 gegründet wurde, ist für uns von besonderer Wichtigkeit, weil es sicher den besten Singchor besessen hat. Den täglichen Musikunterricht erteilte der Kantor zu St. Marien, und wir müssen annehmen, dass er die Knaben bereits in früher Zeit zu den vierzehntägigen grösseren Kirchenmusiken herangezogen hat. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfahren wir aus Danzig, dass die Kantorei der dortigen Marienkirche 4 Discantisten (Knabensoprane), 3 Altisten und 7 Tenoristen und Bassisten, insgesamt also 14 Stimmen zählte. Ähnlich wird man auch die Kopfzahl des Elbinger Chors bemessen können, zumal die meisten Gebrauchsnoten der Marienbibliothek nur in einem Exemplar vorhanden sind.

Wichtig sind ferner die jährlichen Schulaufführungen, bei denen namentlich in späterer Zeit die Musik eine recht wesentliche Rolle spielte. Wir betreten damit aber bereits das Gebiet der Theatergeschichte. Die Aufführungen fanden am Stiftungstage der Schule (in encaeniis) am 25. November oder kurz darauf statt, auf ihrem „gewöhnlichen Platze“. Hagen (Gesch. d. Theaters, N. Pr. Pr. Bl. X, 1850, p. 255) meint „vielleicht in einem zum Theater eigens eingerichteten Saal“.

Die frühen Schuldramen (bis ins 17. Jahrhundert) werden kaum Musik enthalten haben. Es waren mehr dramatische lateinische Deklamationsübungen. Die ersten gedruckten Texte (von Gnapheus) stammen von 1541. Chroniken berichten über die Schulaktus vom Ende des 16. Jahrhunderts an. 1642 beginnen die Elbinger Schulprogramme. Bei der Einweihung des wieder erbauten Gymnasiums im Jahre 1599 hören wir zwar von Musik, aber nicht von Musik in dem Schulspiel. B 1,189 weiss darüber: „Nach der Predigt sind die Knaben paar-weise aus der alten Pfarr-Schulen gegangen über den Markt nach dem Gymnasium, von ihren Docentibus begleitet und haben den CXXII Psalm, aus dem Lobwasser gesungen . . . dieser Actus mit andächtigem Gebeth und frohen Glückwünschungen wie auch mit einer anmuthigen Vocal- und Instrumental-Music, beschlossen worden. Nachmittage präsentirte der Rector aus dem Nicolas Frischlino eine Comedie genandt Julius Redivivus."

Dem Lobspruch auf Elbing von Christoph Falck (von 1565) können wir dazu noch einen Abschnitt entnehmen, der die Lateinschule, gemeint ist das Gymnasium, zum Gegenstand hat:

Das ander alles wirt vorbracht/
Durch den Schulmeister/ der auffbracht
Die liebliche Kunst der Musica/
Welche er teglich noch list da.
Und zeucht die Knaben fleissiglich/
Das sie drauff müssen üben sich.
Damit die übende Jugent/
Aufferzogen wert in tugent.
Zucht/ Erbarkeit und gutter Lehr/
Allein Christo zu Lob und Ehr."

Auch die Schüler des Gymnasiums, die sich doch vorwiegend aus den wohlhabenden Kreisen zusammensetzten, bekamen gelegentlich die Erlaubnis zum Weihnachtsumgang. B 25 meldet 1626: „21 Dec Studiosi vom Gymnasio mit musiciren Bey den Bürgern in Weynachten Almosina gesammlet." Das Gymnasium wird im übrigen bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts denkbar spärlich im Zusammenhang mit musikalischen Dingen genannt.

Damit haben wir die erreichbaren Nachrichten über die musikalischen Beamten der Alt- und Neustadt Elbing in eine Ordnung gebracht. Leider liess sich sogar in einzelnen wesentlichen Fällen fast nichts über den Ausbildungsgang der wichtigeren Gestalten feststellen, so dass nur sehr vorsichtige Schlüsse auf eventuelle Einflüsse und Schulenzugehörigkeiten gezogen werden dürfen. Ebenso ist über die durchreisenden

Künstler, von denen hin und wieder wertvolle Anregungen mitgebracht sein werden, fast keine Kunde erhalten. Zufällig verzeichnen die R.-R. von 1687 zwei Fälle, die hier angeführt werden können. 9. Juli (p. 242): „Praeses i cediret vor einen fremden Kunstspieler, damit Ihm erlaubt sein möge, seine Kunst zu gemeiner belustigung sehen zu lassen. Concl. dass Ihm solches frey stehen möge.“ 26. Sept. (p. 353): „Ein Studiosus sich angegeben, und umb den zulass sich publice in der Mönch-Kirchen hören zu lassen, angehalten.“ Auch er erhält die Erlaubnis. Im übrigen schweigen sich die Quellen in diesem Punkt vollkommen aus.

Zusammenfassende Betrachtung.

Versuchen wir, den Abschnitt noch in allgemein-kultureller Beziehung zu betrachten. Von 1466 bis um 1530 sind wir auf keine wesentlichen greifbaren Überlieferungen gestossen. Die Musikübung in dem folgenden Jahrhundert wird in dem betreffenden Zeitraum in Elbing ihr Gepräge in erster Linie von dem regen Bürgertum erhalten haben. Für Königsberg kam es erst an zweiter Stelle in Betracht, weil Herzog Albrechts Regiment auf allen Gebieten des geistigen Lebens führend wurde. Wie in Königsberg auch — wir sind da genauer unterrichtet —, bestand eine wichtige neue Anregung in dem evangelischen Kirchenlied und dem Gemeindegesang, der erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der heute üblichen Weise von der Orgel mitgespielt wurde. Bis dahin stellte sich der Organist entweder mit selbständigen Vor- und Zwischenspielen (Präludien, Intonationes) heraus, oder aber das Instrument wird in der Figuralmusik schon gelegentlich Verwendung gefunden haben. Dass Elbing auch im 16. Jahrhundert in Beziehung zu Königsberg stand, weist ein Brief des Rates der Stadt an Herzog Albrecht aus. Er datiert vom 22. Januar 1558 (Staatsarchiv im Schloss), wonach Herzog Albrecht um Übermittlung bat „wegen izlichs gesanges welchen ein senger Muscateller genannd nach seinem absterben alhier hinther sich gelassen“, den man ihm mit dem erhaltenen Brief zuschickte. Als weiteres Dokument sei nochmals der Widmung des ersten Königsberger Vertreters der Musikwissenschaft, Thomas Horner, an die Stadt Elbing gedacht. Zu Königsberg haben die Stadt engere Bande als zu Danzig, wegen der wirtschaftlichen Konkurrenz, gezogen. Im 17. Jahrhundert spricht der Wechsel musikalischer Beamter von bezw. nach Königsberg für die verhältnismässig enge Fühlungnahme.

Die Vokalmusik (a capella) erlebte in jener Zeit eine ihrer schönsten Blüten überhaupt in dem für die Praxis in Deutsch-

land gleichermassen bedeutungsvollen italienischen und deutschen Chorsatz. Auf der einen Seite trat er im kunstvollen Madrigal, in der hohen Kirchenmusik der Willaert, Gabrieli, Palestrina in die Erscheinung, auf der andern kann man Namen wie Isaac, dann Senfl (der direkte Beziehungen zu Königsberg hatte), Scandellus, de Vento, Lasso und Regnart nennen (um in der Zusammenstellung gleich einige auch für die Musik im Osten wesentliche Meister anzuführen).

Den Beginn des Musizierens im Bürgerhause, wie er sich etwa im Locheimer Liederbuch kundgibt, können wir im deutschen Osten nicht verfolgen. Die Zeit war der Kunst nicht günstig. Vorher — bis ins 16. Jahrhundert hinein beinahe — war die Musik ausgesprochen höfisch gebunden. Nachdem die soziologische Umschichtung stattfand, nachdem das Rittertum seine Führermission an das Bürgertum abtrat, lag der Osten kulturell am Boden. Man kann einflechten, dass sich die grosse Umschichtung beispielsweise im Meistergesang in wenig gedeihlichen Formen äusserte. Der Abstieg setzte im Osten nach der Schlacht bei Tannenberg ein, seitdem polnische Unkultur sich ziemlich ungehindert breit machen konnte. Nur langsam erstarkte das Bürgertum auch hier. Obwohl Ostdeutschland, im einzelnen sogar Elbing neben Königsberg in künstlerischen Dingen fühlbar nachhinkte, wird man das frühe mehrstimmige Lied gekannt und gesungen haben. Für die Instrumentalmusik erforderte das Ansehen der Stadt einen Stadtmusikanten, der mit den Gesellen den offiziellen wie den privaten Musikbedarf bei grösseren Anlässen bestritt. Mit dem Beginn der Quellenüberlieferung um 1530 hören wir dann in Elbing von musikalischen Vergnügungen auf dem Junkerhofe, die ein ständiges und bei der allgemeinen geistigen Regsamkeit der Stadt sicher auch künstlerisch durchaus beachtliches Musizieren voraussetzen. Die Instrumentalmusik genoss nach Ausweis der verfügbaren Nachrichten denkbar gute Pflege. Man singt im Norden eben nicht so viel. Auch die Kirchenmusiken fanden unter Hinzuziehung der Stadtpfeifer statt.

Zunächst dürfen wir annehmen (für die Zeit bis ungefähr 1575), dass die Musik über den anhaltenden, sehr ernsten religiösen Streitigkeiten nicht in gebührendem Masse gepflegt wurde. Das Fehlen jeglicher Überlieferung legt diese Annahme nahe. Dann brachen Pestepidemien auch wohl eine schöne Entwicklung vor der lezten Entfaltung plötzlich ab, da die geistigen Führer von dem Würgengel nicht verschont blieben. So 1602 und 1629, in welchen Jahren allein 3911 Personen, meist an der Pest, gestorben sind (B 1,284). Das sind im Verhältnis zur damaligen Grösse der Stadt gewaltige Zahlen. Das

allgemeine Bild, wie es H. J. Moser im 1. Band seiner Geschichte der deutschen Musik für die deutsche Stadt um diese Zeit entwirft, stimmt in seinen Grundzügen auch für Elbing.

Einzelne verstreute Notizen der Chronisten bezeugen mitunter schlaglichtartig, dass trotz des Schweigens der Geschichte eine lebhafte musikalische Betätigung vorhanden war. B 4,14: „1549. Die Bürger sollen nicht teutsche Lieder bei den Leichen singen." B 18,529: 1628 „Musicus Instrumentalis. Erhält das Recht dass Niemand ohne seinen Zulass in der Stadt spielen sollte." Hier wird wahrscheinlich nur eine Erneuerung des an sich altüberlieferten Grundrechtes stattgefunden haben. Dann 1632: [der Stadtmusikus] „soll auf den Bauer-Hochzeiten keine Trompeten und Zinken, sondern nur Violinen brauchen". Dem Sinne nach hierher gehörig ist auch folgende Eintragung: B 2. 1656 „Music auf den Hochzeiten tempore Pestis einzustellen, hingegen in der Kirche und auff dem Thurm beyzubehalten". Diese Bestimmung wird früher sicher zeitweise in noch engerer Formulierung gegolten haben.

Eine starke Einwirkung auf den Kirchen- und Schulgesang erlangte der „Lobwasser", wie ihn die Chronisten als allgemein bekanntes Werk nennen. Herzog Albrecht wurde kurz vor seinem Tode von dem Professor der Rechte, Ambrosius Lobwasser, eine Übersetzung der Calvinistischen metrischen Psalmenbearbeitung (von den Franzosen Marot und Beza) gewidmet. Die französischen Melodien blieben dabei. Wir hören den „Lobwasser" in Elbing oft erwähnt. S. Zitat p. 83 (1599). Erst 1655 verzeichnet B 1,312: „Lobwasser zu singen wird abgeschafft." Die Abschaffung entfachte in Elbing einen aktenmässig sehr umfangreich belegten Streit, der in Einzelheiten kulturell ganz interessant ist.

Um die Wende des 16. Jahrhunderts stossen wir auf das Instrument der Hausmusikübung der Zeit, die Laute. Da sind es die Kompositionen des Elbinger Organisten Petrus Drusina, die in den sogenannten Olivaer Tabulaturen enthalten sind, deren geschlossene Bearbeitung in anderem Rahmen erfolgen wird. Damit stehen wir mitten in der grossen musikalischen Blütezeit Elbings, die im Gefolge des Wohlstandes eintrat, als die englische Handelskompagnie nach 1575 von Danzig nach Elbing übersiedelte. In den folgenden fünfzig Jahren dürfen wir eine selbständige Blütezeit der Musik in Elbing annehmen. Und trotzdem die musikalischen Beamten der Marienkirche führend waren, bestehen die Kantoren und Organisten der Neustädtischen Kirche daneben in Ehren. Wenn die Überlieferung nicht so lückenhaft wäre, kämen die Stadtpfeifer wohl ebenfalls nicht zu kurz. Die erste gedruckt erhaltene

Komposition, die Elbing angeht, stammt von dem derzeitigen Organisten der Kirche zu den hl. drei Königen, von Merten Raphun. Sie trägt folgenden Titel:

Epithalamion zu Ehren vnd besonderem Gefallen / dem Ehrenfesten, Namhaften vnd Wolweisen Herrn Matthiae Cunradem, Rahtsverwanten der Königlichen Stadt Elbing x. x. Bräutigam/ Vnd seiner vielgeliebten Vertrawten Braut ANNAE, des Ehrenvesten/ vnd Wolgeachten Berthel Tolckemitten, weilandt Bürgern/ in Elbing, Eheleiblichen Tochter: Mit 5 Stimmen Componiret durch / Martinum Raphum Pomeran Org. vnd Schuldiener in Elbing. / Gedruckt zu Königsberg durch Johann Schmidt / im Jahr 1616. 20 Juni.

Es handelt sich also um eine Gelegenheitsmusik. Und es wäre verkehrt, die Komposition aus dem Grunde gering zu schätzen. „Im weiteren Sinne ist ja alle Musik des 17. Jahrhunderts Musik zu einer bestimmten Gelegenheit, zu einem Anlass . . . Musik um ihrer selbst willen kennt das 17. Jahrhundert nicht.“ [15]) Die Komposition (siehe Notenanhang Nr. 1) ist in ihrer Fünfstimmigkeit recht geschickt gearbeitet. Ein Beweis, dass der Organist wohl recht viel geschrieben haben wird. Die Haltung ist recht fortschrittlich. Einheitliche Motivik in dem vokalen Teil und den „Tantz“ und „Current“ überschriebenen instrumentalen, schon relativ ausdrucksvolle Linien. Tonal ist das Ganze denkbar einfach gefügt, jeder kleine Abschnitt findet in der Fdurkadenz seinen Ruhepunkt. Man spürt schon den Suitengeist eines Schein, der allerdings überlegener mit den Mitteln umgeht. Immerhin ist Raphun (Raphus) eine beachtenswerte Erscheinung im Elbinger Musikleben.

Bevor wir Einzelheiten der Musikübung in Elbing betrachten, soll noch eines in Elbing beheimateten Musikers Erwähnung getan werden, von dem im 16. Jahrhundert gedruckte Musikalien vorliegen. In Elbing liess sich nichts über ihn erkunden. Er selbst nennt sich J a k o b S c u l t e t u s (Schulz) Elbingensis Borussus. Bemerkenswert ist seine Veröffentlichung:

„Newe vnd lustige Weltliche deutsche Liedlein mit vier vnd fünff stimmen/ So gantz lieblich zu singen/ vnd auff allerley Instrument zu gebrauchen/ Componiret vnd in Druck verfertiget/ durch/ Jacobum Scultetum Elbingensem Boruss. Wittembergk/ Gedruckt durch Matthes Melack. Anno MDXC.“

Die Rückseite des Titelblattes (ausser im Tenor) trägt die Zeilen: Musica blanda capit quae pectora? pectora laeta: Tristia non? refecit: quid mollia? millia tractat: Dura quid, an tractat? Non: intractabile durum.

---

[15]) Zitiert aus Müller-Blattau: Erforsch. d. Mus.-Gesch. Ostpreussens p. 91.

Die Sammlung enthält 14 Lieder:

1. Ich sprach in meinem sinne. à 5
2. Ein Meigdlein sang ein Liedlein. à 5
3. Ich hört ein Frewlein klagen. à 5
4. Ach scheiden jmer scheiden. à 5
5. Mancher der spricht Gott. à 5
6. Elend bringt pein. à 4
7. Schöns lieblichs Bild. à 4
8. Frisch frey frölich freundlich. à 5
9. Ob ich schon arm vnd elend. à 5
10. Fund vber fund ist jtzt. à 5
11. Bawr Bawr Bawr was tregst. à 5
12. Es wolt ein Meigdlein Wasser. à 5
13. Ich weis mir ein Jungfrewlein. à 5
14. Frew dich du schönes Meigdlein. à 5

Die Kompositionen (ein Beispiel im Notenanhang) verraten eine ungemein geschickte Hand. Scultetus war danach vollkommen auf der Höhe des Stils seiner Zeit. Er wird die grossen Italiener, wie Marenzio, Gesualdo, die damals „modern" waren, und natürlich erst recht die älteren deutschen Komponisten genau gekannt haben. Die melodischen Linien sind unabhängig vom Wort, aber aus der Gesamtstimmung der Textvorlage geboren. Der intensiv gestalteten Linien ungeachtet, bleiben die Sätze stark im Harmonischen verankert. Man kann die Eigenheiten des italienischen Madrigals, die um 1600 dann mit gewissen spezifischen Abwandlungen wesentliche Bestandteile des deutschen Chorsatzes wurden, bis in Einzelheiten verfolgen. Der Anfang von „Elend bringt pein" etwa ist bezeichnend dafür, wobei der Alt mit der Umkehrung des Themas einen Takt nach dem Diskant einsetzt, was dann ebenso auf Tenor und Bass übertragen wird. Die imitierten Partien und solche Note gegen Note („homophone") werden nicht in gleicher Schärfe wie bei den Italienern oder auch bei Hasler gegeneinandergesetzt. Mit grosser Virtuosität setzt Scultetus die Stimmen, mit grosser Freiheit werden die Kadenzen gebildet, die er gern durch eine orgelpunktartig vorgehaltene Stimme einleitet. Die ungewöhnlich schön klingenden Sätze sind wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Wir müssen uns an dieser Stelle mit dem Hinweis auf eine geplante Sonderstudie begnügen.

Döring[16]) weiss aus einer unbekannten Quelle zu berichten, dass Scultetus 1629 in Leipzig gestorben sei und nach den „deutschen Liedlein" noch „Sacrae melodiae" habe erscheinen lassen, worüber sich nichts beibringen liess. Die Möglichkeit

---

[16]) Döring, Beiträge zur Geschichte der Musik in Preussen. 1. Elbinger Musiker an auswärtigen Orten. In N. Pr. Pr. Bl. 3. F. Bd. 9, 1866, p. 262.

liegt nahe, dass er mit dem von Eitner (Quellenlexikon) angeführten Dr. beider Rechte Jakob Schultes identisch ist, von dem zwei Hochzeitskompositionen teilweise erhalten sind (Staatsbibl. Kbg.), die beide 1618 in Leipzig gedruckt sind.

Über die Musikpraxis in Elbing gibt uns die Bibliothek der Marienkirche von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab indirekte Auskunft. Sie ist in bestem Zustande erhalten. Das älteste Verzeichnis der Musikalien stammt von 1686 (enthalten in E 81, Inventar v. S. Marien, im Stadtarchiv): „Verzeichniss der Musicalischen Bücher welche Joahnni Friederico Steinröck bey Antretung dess Cantorats an der S. Marien Kirche denselben Anno 1686 Mense Martio zum Gebrauch ihm Chor sindt übergeben worden.“ Der Katalog zählt 37 Nummern, die heute noch vorhanden sind. Jede Nummer enthält mehrere (bis zu 12) verschiedene Drucke, die in Stimmbüchern (bis zu 11) gebunden sind. Der heute benutzte und über vierhundert Nummern enthaltende Katalog ist von Theodor Carstenn angelegt (veröffentlicht im Kirchenmusikalischen Jahrbuch 1896).

Sollen wir nun mit Döring[17]) annehmen, die Musikalien seien so aktuell angeschafft, dass die Erscheinungsjahre der Drucke zugleich für die Zeit der frühesten Benutzung massgebend wären? Am frühesten datiert die Sammlung des Antwerpener Tilemann Susato Liber I, II, III Missarum (Nr. 29), nämlich 1547. Handschriftlich ist dem Band noch ein sechsstimmiger Gesang von Alexander Uttendal angefügt. Der Nachtrag kann schlecht vor 1570 hinzugekommen sein, wo die Stimmbücher — deren Einbände in ihrer prächtigen Auszierung handwerkliche Meisterstücke darstellen — entweder noch in Benutzung waren oder erst dazu kamen. Die letzte Annahme wird noch bestärkt dadurch, dass als zeitlich nächstes Werk (neben zwei Sammlungen von Lasso) der Thesaurus Musicus des Peter Joannellus erscheint, eine der verbreitetsten Sammlungen jener Zeit, deren Einband jedoch erst von 1578 stammt. So wird immer wahrscheinlicher, dass die für damalige Verhältnisse ausserordentlich kostspieligen Musikalienanschaffungen — zum Teil waren es auch Spenden reicher Bürger — nicht wesentlich vor die Zeit der englischen Handelsniederlassung in Elbing fallen.

Die Musikalien sind bis auf wenige Ausnahmen bei Eitner (Quellenlexikon) verzeichnet (nach Carstenn), weshalb sich eine bibliographische Beschreibung vorerst erübrigt. Der erste Kantor, dessen Musizierstoff wir an Hand der Noten wenigstens in schwachen Umrissen übersehen können, ist somit Joachim Trebin, der[18]) 1570/1577 Kneiphöfischer Kantor in Königsberg und 1577/1589 Kantor in Elbing war. Aus seiner Königsberger

[17]) Mus. Ersch. p. 614.
[18]) Küsel, Beiträge, p. 23.

Zeit wissen wir, dass er auch als Tonsetzer hervorgetreten ist mit einer Motette (1576), die aber nicht erhalten ist. Mutmasslich wird er auch in Elbing einen Teil seiner Musik selber geschrieben haben. Die bisher genannten Sammlungen bringen vorwiegend niederländische Meister. Daneben finden sich von den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts an eine ganze Reihe geistlicher und weltlicher Werke Orlando di Lassos (1562, 33b; 1567, 24a; 1568, 6f), denen sich auch noch spätere zugesellen. Teilweise sind die Stimmsätze sogar doppelt vorhanden, was ihre starke Verwendung am besten illustriert. Eingebunden sind sie fast stets wesentlich später, als sie erschienen. So ist der Lassosche Stimmsatz von 1569 (Nr. 6b) mit einem von 1582 (6g) zusammengebunden. Die Kantoren Johann Fabricius und David Geermann (—1619) haben also schon ein sehr reiches Repertoire besessen.

Man wird eine persönliche Bevorzugung einer gewissen Komponistenschule von seiten des betreffenden Kantors, wie sie Döring sehen will, nur sehr mangelhaft nachweisen können. Da sich die Schwierigkeiten nur beim genauen Studium der ganzen Bibliothek (in bezug auf die Datierung eventueller handschriftlicher Korrekturen und Randbemerkungen aus der Zeit etc.) und dann auch nur annähernd überwinden lassen, begnüge ich mich mit einer Aufzählung der in Frage stehenden Bestände in chronologischer Anordnung. Die Aufstellung (am Ende dieses Kapitels) vermittelt rein tatsachenmässig eine aufschlussreiche Übersicht.

Die zahlreichen weltlichen Sammlungen der Marienbibliothek verweisen einmal darauf, dass der Kantor hier wohl auch die weltliche Musik aufbewahrte, die er beim Unterricht im Gymnasium und den Gelegenheitsmusiken weder umgehen wollte noch konnte. Zugleich sprechen sie für die beachtliche Höhe des damaligen Schulgesanges, da die polyphonen Sätze erhebliche Anforderungen an die Sänger stellen. Noch mehr werden die weltlichen Tonsätze bei den Conviviis musicis in Anwendung gekommen sein, zumal sie grossenteils sehr lustige und verliebte Texte haben. Wir hören öfter davon, dass von den „Erb. Gerichten“ oder auch von den Kirchen (hl. drei Könige, Kirchenrechnung v. 1654, 28. Aug.) eine Summe Geld oder eine Tonne Bier zum Convivio musico bewilligt wurde. Der Hauptzweck mag auf das gesellige Beisammensein der Bürger abgezielt haben. Sie werden mit grosser Wahrscheinlichkeit selbst musizierenderweise dabei gewesen sein. Gesungen bezw. gespielt worden kann demnach nur für damalige Verhältnisse leichte Musik sein.

Ein anderes Niveau hatten die Collegia musica, wobei nicht ausschliesslich weltliche Musik zu Worte kam. Bei

der „Cantorey“ überwog dann wieder die geistliche Musik. Das wohl regelmässig abgehaltene Convivium hat sich der Gunst der Stadtväter erfreut, sonst wären nicht durch Jahrzehnte die Summen für Getränke bewilligt worden (bis 1662 nachweisbar). Nachrichten haben wir allerdings nur für die Neustadt, trotzdem dürfen wir auch für die Altstadt eine gleiche Einrichtung als selbstverständlich betrachten. Die schon von Döring stark zitierte handschriftliche Sammlung „Thannenwald“ [19]) vermittelt ein lebendiges Bild von dem Musizieren in einem solchen Convivium musicum. Die Sammlung ist um 1600 angelegt und enthält 137 Kompositionen instrumentaliter und vocaliter für drei bis sechs Stimmen. Meist sind die Texte weltlichen Inhalts. In bunter Folge finden wir Namen wie Lasso, Luc. Lupi (Schüler des H. Vecchio), H. Vecchio, Marencio, Pittanus, Zangius, Demantius, Hausmann, Gastoldi, Chr. Erbach, Th. Walliser, Joh. Eccard, Lemlin etc. Erhalten sind fünf Stimmbücher, denen Lassos Newe teutsche Liedlein in einem Druck von 1567 vorgebunden sind. Hausmann ist sehr zahlreich vertreten. Etliche Kompositionen bleiben ohne Autorangabe. Es finden sich viele Trinklieder, Landsknechtgesänge, Liebeslieder usw. (einige Beispiele s. im Notenanhang).

Die Kantoren und Organisten waren tüchtige Leute, die die Musik gut im Zuge hatten. Und mancher hervorragende Musiker ist gern in Elbing eingekehrt. In die Elbinger St. Martinsbrüderschaft hat sich beispielsweise Eccard eingetragen: „Anno 1596 d. 17 Juli bin Ich Johannes Eccardus Mulh. bruder worden in St. Martins bank.“ Das gleiche wissen wir von J. Celscher, der später in Thorn war. Bei ihrer Anwesenheit werden sie sich sicher auch an den musikalischen Geselligkeiten beteiligt haben. Als ein Convivium musicum von besonders grossen Ausmassen haben wir wahrscheinlich das von Döring mehrfach besprochene Musikfest von 1633[20]) zu betrachten. Was für Quellen er dafür hatte, ist noch dunkel. Jedenfalls macht er recht genaue Angaben. Als Veranstalter haben der sehr musikliebende Prediger von St. Annen, Christoph Alt, und der damalige Kantor zu St. Marien Johann Tragner zu gelten. „Gott zu Ehren und zur Beförderung der edeln Musik“ wollen sie die Veranstaltung in die Wege leiten. Sie wird ausserhalb des Gottesdienstes gestanden haben. Es handelt sich um eine „Cantorey“, woran 12 (Mus. Ersch.: 13) zum Teil auswärtige Sänger und „Allesambt der edeln Musik zugethanen Freunde und Liebhaber“ teilnahmen. Auch Johann Stobäus

---

[19]) Musik in Preussen, p. 175 ff.

[20]) Döring: Musik in Preussen p. 44; Mus. Ersch. p. 636; Festesworte zur Stiftungs-Feier des Elbinger Liederkranzes, Kgb. 1850, p. 6

war eingeladen, nahm jedoch nicht teil. Als Festesgruss schickte er „ein fünfstimmiges Motett über die Worte: Freuet Euch der Barmherzigkeit Gottes zu". Damit wurden die Darbietungen eröffnet. Vier Jahre darauf, als Tragner schon als Kantor in die Altstadt Königsberg berufen war, soll Alt allein noch ein ähnliches Fest veranstaltet haben aus Anlass des zwischen Schweden und Polen geschlossenen Friedens. Döring spricht hier von „erhöhter Teilnahme hiesiger und auswärtiger Dilettanten". Auch zu diesem Fest schrieb Stobäus eine Motette. Als Christoph Alt 1642 starb, hatte er sich von seinem Freunde Stobäus noch kurz vor seinem Tode einen Gesang über die Worte „Der Gerechte wird stehen mit grosser Freudigkeit" erbeten.

Ein Chr. Werner (aus Dresden) hat 1627 der Marienbibliothek das „Convivium musicum" von Vecchio entlehnt, um es ins Collegium musicum zu nehmen. Daraus schliessen zu wollen, dass schon früher konzertartige Unternehmungen in der Art des Festes von 1633 stattgefunden haben, wie es Döring tut, erscheint recht fraglich.

Das Auftauchen des Christoph Werner in Elbing ist bedeutsam. Aus der Bemerkung, dass er aus Dresden stammt, erhalten wir die Gewissheit, dass er die Verbindung Danzigs und Elbings mit dem Schütz-Kreis darstellt. Über seine Tätigkeit in Elbing liegt keine weitere Angabe vor. Er wird der spätere Kantor der Danziger Katharinenkirche sein (ab 1646). Christian Werner, der Nachfolger Kaspar Försters in Danzig (ab 1652), mit dem Christoph häufig verwechselt wird, kann schwerlich in Frage kommen. Christoph Werner ist (mit Paul Siefert) der Lehrer Christoph Bernhards in Danzig.[21]) Wir können jetzt mit Bestimmtheit schliessen, dass Bernhard schon in Danzig bewusst für Dresden vorbereitet wurde und dass ihm die Empfehlung Werners einen Platz in dem damaligen deutschen Musikzentrum verschaffte. Welche Wertschätzung Christoph Werner in Dresden genoss, bezeugt seine 1650 erfolgte Berufung als Vizekapellmeister, die jetzt auch erst voll verständlich wird. Er starb bekanntlich, bevor er sein Dresdener Amt antreten konnte. Auch zu Königsberg hat er Beziehungen gehabt, da dort 1649 „Musicalische Arien" von ihm gedruckt sind.

Wir müssen noch des Elbinger Musikers Jacob Schmidt gedenken, der 1622 Kapellmeister in Berlin war. Er muss sich bald darauf in seine Heimatstadt Elbing zurückgezogen haben, wo er dann noch eine Reihe von Jahren gelebt hat. Entgegen

---

[21]) Müller-Blattau: „Die Kompositionslehre Heinrich Schützens. Lpz., 1926, p. 3f

den Angaben Dörings[22]), der ihn Kapellmeister der herzoglichen Kapelle in Königsberg gewesen sein lässt, hat Mayer-Reinach[23]) festgestellt, dass Jacob Schmidt ab 1620 in Berlin amtierte. Der Name Schmidt kommt in Königsberg um diese Zeit überhaupt nicht vor. Aus dem Anstellungsdekret von Schmidts Vorgänger William Brade ersehen wir, dass er unter dessen Direktion Vizekapellmeister war. Es heisst in dem Dokument: „die Capellknaben aber haben wir Vnserm Vice Capellmeistern Jacob Schmieden zugegeben". Ein Aktenstück des Hausarchivs Charlottenburg von 1619 nennt ebenfalls den „Vice Capellmeister Jacob Schmieden", dem rückständiges Gehalt ausgezahlt wird. Mayer-Reinach zitiert ein weiteres Dokument von 1620, in dem Schmidt um Gehaltsaufbesserung einkommt und dabei eine genaue Aufstellung macht, was seine Vorgänger im Kapellmeisteramt Eccard und Nicolaus Zangius als Zulage für die Kapellknaben erhielten. Sein Tod erfolgte nach Dörings Angaben bald nach dem Heimgange des Predigers Alt, also bald nach 1642, in Elbing. Gelegenheitsgedichte jener Zeit nennen ihn einen Mann „von heller Stimm, der konnte moderiren und in der Compagnie die Musika wohl führen", und in einem anderen Elbinger Gedicht hören wir von ihm als dem „Hochgenannten, den der Held aus Lypara von seiner Kunst geschickt hie an des Drausens Kanten".

Die Verbindungsfäden im 18. Jahrhundert von den allgemeinen künstlerischen Strömungen in Deutschland und ihre Ausstrahlungen nach Elbing sollen im zweiten Teil der Arbeit genauere Berücksichtigung finden. Die musikalische Barockperiode, der Stil eines Bach etwa, scheint fast gar nicht hierhergedrungen zu sein. Der Name Händels begegnet immerhin einige Male. Um so besser können wir den folgenden Übergangsstil verfolgen. Mit dem Beginn des öffentlichen Konzertlebens setzt eine neue Epoche ein, die dann gleich zum 19. Jahrhundert überleitet.

Bei der folgenden Aufzählung der Musikalien der Bibliothek St. Marien in Elbing gebe ich in chronologischer Folge die Titel meist in abgekürzter Form, zumal, wenn es sich um bekannte Werke handelt. Besonders erwähnt wird, wenn ein Exemplar nicht bei Eitner (Quellenlexikon) mit aufgezählt ist oder wenn es ein Unikum darstellt. Die chronologische Folge wird lediglich bei der Zusammenstellung der vorhandenen Kompositionen Lassos durchbrochen.

---

[22]) Musik in Preussen, p. 44/45; s. auch von Winterfeldt, Geschichte des ev. Kirchengesangs II p. 103.

[23]) Albert Mayer-Reinach: Zur Geschichte der Königsberger Hofkapelle in den Jahren 1578/1720 in S. I. M. G., Jg. 6, 1904/05 p. 53 u. 55.

1546. Liber Primus, Secundus, Tertius Missarum. Sammelwerk des Tilemann Susato, zu 4 u. 5 St.
Liber I, II, III (1547) Sacrarum Cantionum. Sammelwerk des Tilemann Susato zu 5 St.
1562. Lasso, Orlando di: Sacrae cantiones. Zu 5 St. Nicht bei Eitner. (33b)
1565. ———, Sacrae Lectiones novem ex Propheta. Zu 4 St. (6f)
1567. ———, Newe teutsche Liedlein mit 5 St. Ex. nicht bei Eitner (24a).
1568. ———, Selectissimae cantiones 6 et plur. voc. (4).
1569. ———, Cantiones aliquot 5 voc. Ex. nicht bei Eitner. (8 Stimmb. Nr. 6d.)
1570. ———, Selectiorum aliquot cantionum sacrar. 8 Stimmb. (6b).
1579. ———, wie 1568, Ausgabe v. Lechner (6a).
1581. ———, Missarum Liber 4 et 5 vocum. Ex. nicht bei Eitner aufgeführt. (23a.)
1582. ———, Motetta 6 voc. Ex. nicht bei Eitner. (3a.)
1582. ———, Lectiones sacrae novem. Zu 4 St. Ex. nicht bei Eitner. (6g)
1590. ———, Novae aliquot ad Duas voces Cantiones. Ex. fehlt bei Eitner, wohl spätere Ausgabe von 1577. (20m)

1568. Novi Thesauri Musici. 5 Bücher. (1)
1570. Uttendal, Alexander: Septem Psalmi poenitentiales. 4 Stb. (6e)
Tonsor, Michael: Selecta quaedam cantiones sacrae. Zu 5 St. (21d)
1571. Vento, Ivo de: Liber Motettorum. (33d)
Uttendal, A.: Sacrae cantiones. (22a) Lib. I.
1573. ———, Sacrae cantiones. (22b) Lib. II.
1574. Hollander, Chr. J.: Newe auserlesene teutsche Lieder. (5f)
Regnart, J.: Il primo libro delle Canzone ital. zu 5 St. (21f)
Tonsor, Michael: Sacrae cantiones plane novae 4, 5 et plurium voc. (21c)
1575. Kerle, J. v.: Selectae quaedam Cantiones sacrae, zu 5 u. 6 St. (33c)
Schröter, L.: Cantiones. Einz. Ex. (33f)
Meiland, J.: Sacrae aliquot cantiones. (22g)
1577. Riccio, Th.: Il primo libro delle Canzone alla Napolitana. Zu 5 St. (21h)
Uttendal, A.: Sacrae cantiones, liber 3. (22c)
Vento, J. de: Newe Teutsche Lieder. Zu 4 St. (33i)
1578. Peuernage, Andreas: Cantiones aliquot sacrae. Zu 6 St. (30a)

Scandellus, A.: Nawe und lustige Weltliche Deudsche Liedlein. (33h)
1579. Riccio, Th.: Liber primus missarum. (23d)
———, Magnificat 8 tonorum. (31i)
1580. Schröter, L.: Cantiones, secund. pars. Einz. Ex. (33g)
Riccio, Th.: Magnificat 8 tonorum.
Secundus liber sacrarum. (31k)
Wanningus, J.: Sacrae Cantiones. (31b)
dasselbe unter 33e.
1581. Regnart, J.: Il sec. libro delle Canzone ital. (21f)
1583. Lechner, L.: Harmoniae miscellae. Sammelwerk. (21a)
de Wert, J.: Modulationes sacrae. (21b)
1584. Lechner, L.: Liber Missarum. (21e)
1585. Reich, Z. (Richart): Sacrae Cantiones. (31h) Einz. Ex.
Sacrae Cantiones cum 5, 6, et pluribus voc.
Sammelwerk von Frid. Lindner. (3g u. 6c)
1586. Handl, Jakob: Musici Operis Harmoniarum 4, 5, 6, 8 et plurium voc. Tomus I—IV. (5)
1587. Lechner, L.: Septem Psalmi poenitentiales. Zu 6 St. (3b)
1588. Hasenknopf, Sebastian: Sacrae cantiones 5, 6, 8 et plurium voc. (3f)
Lindner, Fr.: Continuatio Cantionum Sacrarum. Sammelwerk. (32a)
Mell, Renatus del: Cantiones sacrae. (31a)
1589. Chustrovius, Joannes: Sacrae cantiones plane novae 4, 5, 6 et plurium v. (3e)
Handl, J.: Quartuor vocum liber 1, 2, 3 Harmoniarum Moralium. 1589/1590. Ex. nicht bei Eitner. Einz. vollst. Ex. (31c, d, e)
1590. Corollarium Cantionum Sacrarum. Sammelwerk von Lindner. Ex. nicht bei Eitner. (32b)
Missae quinque. Sammelwerk von Lindner. (23b)
Waelrant, H.: Symphonia angelica. Sammelwerk. (22e)
Wanningus, J.: Sententiae insign. 5, 6 et 7 vocum. (3c)
———, Sacrae Cantiones 5 et 6 vocum. (3d)
1591. Melodia Olympica. Sammelwerk v. Pietro Philippi. (22d)
Il lauro verde. Madrigale zu 6 St. Sammelwerk. (22f u. 30d)
1593. Marenzio, L.: Madrigale a 5. (30b) Ges.-A.
1594. Marenzio, L.: Madrigali a 6. (30c) Ges.-A.
1596. Celscher, C.: 3 Gesänge. Zu 6 u. 7 St. Einz. Ex. (20d)
Handl, J.: Moralia. 5—8 St. (20c)
1597. Hassler, L.: Cantiones sacrae. Ex. nicht bei Eitner. (26c)
Eccard, J.: Gelegenheitsmusiken. 1597 ff. (20a, b, e, f, g)
1599. Hassler, L.: Missae 4—6 u. 8 v. (26a)
Husmann (Hausmann): Harmonia melica pro felic. novi

anni. (20k, s. auch 20i u. l, Gelegenheitsmusiken.)
Praetorius, H.: Cantiones sacrae. (26f)
Regnart, J.: Missae sacrae. (28e)
1600. Magnificat octo Tonorum. Sammelwerk, bei Kaufmann, Nürnbg. (26d)
Sacrarum Symphoniarum Continuate. Sammelwerk des Caspar Hasler. Verlag Kauffmann, Nbg. (26b)
1600. Gastoldi, G.: Balletti a 5 St. (26e)
1601. Agricola, Chr.: Motettae novae. Vollst. Ex. (35c)
1601. Gumpeltzhaimer, A.: Sacri concentus. (35b)
Hassler, L.: Sacri concentus. Ex. nicht bei Eitner. (35a)
1603. Florilegium Portense. Sammelwerk von Bodenschatz. Ex. nicht bei Eitner. (37f u. 38a)
Regnart, J.: Continuatio Missarum sacrar. (28f)
1604. Erbacher, Chr.: Modorum sacrorum liber 2. (35d)
Lobwasser: Psalmen Davids in Teutsche Reymen. (41)
Reiner, J.: Sacrar. Missarum Liber 1. (35e)
1605. Neander, A.: Sacrae cantionum. 1. Teil. (28a)
2.—3. Teil 1608. (28b, c)
Regnart, J.: Sacrarum cantionum. Liber primus. (28d)
Vulpius, M.: Canticum beatissimae. M. V. (36d)
Praetorius, M.: Musae Sioniae. (27b).
1.—4. Teil. 1605—1607.
1606. Aichinger, G.: Vulnera Christi. (37a)
Lasso, Rudolph de: Selectae aliquot Cantiones. (37b u. 39a)
Lagkhaerum, Daniel: Flores Jessai. Einz. vollst. Ex. (37c)
1607. ———: Florum Jessai semine vocibus quatuor. Einz. vorh. Ex. (37d)
Dulichius, Ph.: Prima pars Centuriae 8 et 7 v. (39b)
2., 3. u. 4. Teil 1608, 1610, 1612. (39c, d, e)
Henning, Faber: Harmonia musica. Einz. vorh. Ex. (36n)
Marcus, Joachim: Musici operis novi Sacrarum Cantionum. 4—8 u. mehr St. 1. Teil. (39k)
Praetorius, M.: Musae Sioniae. (27a)
1608. Gottschovius, N.: Centuriae sacrar. cantionum. (36e)
1609. Mangon, Richard: Canticum canticorum Salomonis. Einz. vorh. Ex. (36p)
Zindelin, Ph.: Primitiae odarum sacrar. 4 v. Einz. vollst. Ex. (37e)
1610. Gottschovius: Dialogi mus. Einz. Ex. (36m)
Vulpius, M.: Cantiones sacrar. 1. u. 2. Teil. (34a u. b)
———: Opusculum Novum. (34c)
1611. Dulichius, Ph.: Dictum Psalmi 30. Einz. Ex. (36i)
Praetorius, M.: Missodia Sionia. (42)
1614. Walliser: Ecclesiodiae, d. i. Kirchengesäng. Zu 4—6 St. (9a)

1615. Hakenberger, A.: Sacri Modulorum concentus. (39g)
1619. Demantius, Chr.: Te Deum laudamus. (37g)
——: Triades Sioniae. (37h)
Leisring, V.: Cymbalum Davidicum. (37k)
Widmann, E.: Neue geistl. Teutsche und latein. Motetten. Einz. vollst. Ex. (37i)
1620. Scheidt, S.: Cantiones sacrae. (11)
Altenburg, M.: 1. u. 2. Theil Christlicher Kirchen- und Hauss Gesänge. (37l u. m)
Duling, Ant.: Cithara Melica. Vollständigst erh. Ex. (37n)
Engelmann, Georg: Quodlibitum novum latinum 5 vocum cum B. generali. (37p)
Fritsch, Thom.: Novum et insigne opus Musicum. (37o)
Schattenberg, Th.: Jubilus S. Bernhard de nomine J. Christi. Einz. Ex. (39h)
1621. Florilegium Musicum Portense. Sammelwerk von M. Bodenschatz. (38b)
1623. Franck, M.: Gemmulae Evangeliorum musicae. (39m)
1624. Selich, Daniel: Opus novum, geistlicher lateinisch und deutsch Conzerten. (19)
1625. Walliser, Ch. Th.: Ecclesiodiae novae, d. i. Kirchen gesäng. (9b)
1628. Franck, M.: Sacri convivii musica sacra. (39n)
——: Rosetulum musicum, d. i. newes musical. Rosengärtlein. (39o)
1630. Dulichius, Ph.: Primus Tomus Centuriae penarum. Einz. Ex. (39f)
1631. Franck, M.: Psalmodia sacra. (39l)
1634. Eccard, J., und Stobäus, J.: Geistl. Lieder mit fünff Stimmen. (2)
1639. Schütz, H.: Ander Theil kl. geistl. Conzerten mit 1—5 St. u. G.B. (8c)
1640. Movius, Caspar: Triumphus musicus spiritualis. 9 Stb. Einz. vollst. Ex. (16)
1642. Eccard, J., und Stobäus, J.: Preussische Festlieder. 1. u. 2. Theil. (40a u. b)
1644. Staden, J.: Seelen-Music 1. Teil. (39i)
1646. Hammerschmidt, A.: Mus. Andachten. 4. Teil. (17)
1647. Schütz: Symphoniarum sacrar. 2. pars, deutsche Conzerten mit 3—5 St. und Bc. (8a)
1648. Schütz: Musicalia ad Chorum sacrar. Geistl. Chormusik mit 5—7 St. (8b)
Rosenmüller: Kernsprüche. 3—7 St. u. Bc. (8d)
1657. Ahle, J. R.: Neu gepflanzter Thüringischer Lustgarten (18b)
1658. Hammerschmidt, A.: Fest-, Buss- und Danklieder. (7)

Strutius, Th.: Sonata ab 8 Instr. Einz. Ex. (18c). 18d: Canon a 3, Geistl. Aufmunterung.[24])
1659. Havemann: Erster Theil geistl. Concerten. (18a)
1661. Zeutschner, Tobias: Musicalische Kirchen- und Hausfreude. (12)
Bütner, Crato: Psalm Lobet den Herrn. a 4
Wo der Herr nicht wäre a 6; Anima Christi a 6. (18c)
1679. Briegel, W. C.: Musical. Trostquelle. (15)
1684. ———: Rehefelds Psalmen. (Im Cantus: Der Kirche geschenkt v. Barthol. Meyenreis jun. anno 1686.
Wen nicht der süsse Ton in der Musik ergetzet
dem ist kein menschlich Hertz ins Menschen Leib gesetzet.
Joh. Steinröck C.
(14)
1695. Wecker, Kaspar: 18 geistl. Concerte. (10)
1697. Briegel: Concentus Apostolico — Musicus. (13)

Einzelne Bände enthalten umfangreiche handschriftliche Nachträge, die noch genauer Bearbeitung bedürfen. Die in Klammern beigefügten Nummern in unserer Aufstellung sind die jetzigen Katalognummern.

Die Stadtmusikanten der Altstadt.

um 1550	Mester Hans.
1560—?(1565)	Clement Ohrmann.
1565—?(1567)	Sebastian Hengst.
1567— ?	Urban Brand.
1581— ?	David Endermann.
1583— ?	Benedictus Zölner (1602 letzte Nennung).
1610—1617	Mattis Tebinger (Debinger).
1618—1621	Christoff Dygert.
1621— ?	Adam Riedel.
1630— ?	Merten Ledtke.
1639—1676	Merten Fuhr.
1677(?)—1681	Georg Fuhr.
1682—1699	Georg Landt.
1700—1709	Philip Jacob Hintz.
1709—1710	Christian Krufky (Krussky?).
1711—1730	Gottfried Guttmann.
1730—1741	George Albrecht Cariger (Cariere).
1741—1774(?)	Friedrich Lauquin.
1774—1778	Salomon Meltzer.
1778—1812	Balisius Schmidt.
ab 1812	Christian Urban.

[24]) Der schöne Kanon des Organisten der Nachbarstadt Danzig ist dem Notenanhang als letztes Stück beigegeben.

Kirche zu St. Marien.

a) Kantoren.

1536—1541	Donatus.
1541—1550	?
? —1562(?)	Georgius.
1577—1589	Joachim Trebin.
1589—1601(?)	Johann Schmidt.
1601?—1619	David Gehrmann (Geermann).
1619—	Nicolaus Marpurg.
—1625	David Gericius.
1626—1634	Johann Tragner.
1634—1641	Andreas Marci.
1641—1649	Henricus Lüdicke (Liedtke).
1649—1664	Johann Fabritius.
1664—1685	Michael Sidovius.
1686—1695	Johann Friedrich Steinröck.
1695—1735	Johann Harnack.
(1730—1733)	Hiob Adolph Dietrich (Dieterich), Adjunctus.
1735	N. Fischer.
1735—1749	Christian Lau.
1749—1761	Johann Jakob Burchard.
1761—1771	Gottfried Hingelberg.
1771—1815	Adolph Friedrich Bourbiel.
1816—1838	Christian Theodor Brandt.
ab 1838	Gottfried Döring.

b) Organisten.

15 —1611	Petrus de Drusina.
1611(?)—1622	Henricus Marti (Marci).
1623— ?	Jacob Romken.
? —1644	Georgius Werner.
1686(?)—1707	Samuel Werner.
1707—1740	Daniel Dibbe.
(1737—1739)	Johann Jeremias Du Grain (Hilfsorganist).
1740—1745	Daniel Ohlert.
1745—1787	Friedrich Ernst Borck.
1787—1818	Carl Christ. Thiel.
1818—1832	Carl Kloss.
ab 1834	Johann August Papau.

c) Präzentoren.

15..—1608(?)	Caspar Rosenfeld.
1613—1625	Michael Sidovius (I).

1624—1627	Martin Preuss.
1627—1628	Jacobus Hillenius.
1628—1629	Jacob Finovius.
1631—	Adam Pollio.
um 1654(?)	Michael Sidovius (II).
1664(?)	Johann Krintz.
1669—	Christoph Hoffmann.
1674—1680(?)	Christian Schefler.
1680—1685	Johann Friedrich Steinröck.
1686—170 .(?)	Samuel Sendel.
? —1704	Joh. Christoph Wollmann.
1705—1710	Gottfried Schöfler.
1710—1716	Christian Surcovius.
1716—1722	Conrad Hochgräff.
1722—1736	Christian Zimmermann.
1736—1737	Georg Kullick.
1737—1766	Georg Kopka.
1766—1804	Gottfried Eigenfeld.
ab 1804	Johann Woynar.

Kirche zu den hl. 3 Königen.

a) Kantoren.

1612	Victor.
1621	Johannes Lechnhardus Frörer (1622 dito).
? —1629	Marx Stube.
1629—1631	Joachim Steger.
1632—1635	Andreas Marci.
1635—1661	Jacob Hillenius (Hille).
1661—1671	Melcher Rosener.
1671—1685	Jacob Rossmann.
1685—1701	Andreas Wahl.
1703—1709	Heinrich Baumann.
1710—1713	George Bähr.
1713—1719	Christian Baginski.
1719—1727	Christian Friderici.
1728—1746	Christian Werner.
1746—1757	Christian Brühn.
1757—1761	Gottfried Hingelberg.
1761—1792(?)	George Baehr.
1792—1832	Joh. Gottfried Schönfeldt.
1832—1854	Samuel Pankrath.
1854—1862	Wilh. Carl Ludwig Battke.
1862—1891	Hermann Gottfried Evers.
1892—1899	Eugen Korell.

b) Organisten.

um 1543	Lucas Allewelt.
1594(?)—1595	Martino.
1597—1626	Merten Raphun.
1627—1629	Michael Belkau.
1630	Johann Hertzberg.
1630—1631	Hinrich Krause.
1632	Salomon König.
1632—1635	Bartolomeus Wahl.
1635—1639	Andreas Ehrlich.
1639—1641	Andreas Buhren.
1641—	?
1649—1650	Jacob Degner (vielleicht von 1642).
1650	Achatius von Domsdorff (Vertreter).
1651—1654	Carolus Stappenbec.
1654—1658(?)	Peter Sohr.
1659—1661	Melcher Rosener jun.
1661—1666(?)	Peter Sohr.
1666—1670	Merten Fuhr.
1671—1672	Christof Michel.
1672—1679	Johann Wolfsdorff.
1679—1685	Andreas Wahl.
1685(?)—1698	Melcher Stiegler.
1698—1704	?
1704—1709	Nicolaus Schröter.
1710—1722	Johann Christian Zimmermann.
1722—1726	Gottfried Thiel.
1727—1741	Christian Ohlert.
1741—1746	Christian Heinrich Brühn.
1746—1753	Bernhard Metzger.
1754—1813	Johann Jacob Freymuth.
1814—1851	Jacobsen.
1851—1864	Hildebrandt.
1864—1884	Battke (Bruder des Kantors).
1884—1906	J. Peters.

Anhang I

Aus der Schulchronik von Neuheide. (Zu Seite 57.)

Lebenslauf

des weiland ehrenfesten und kunsterfahrenen Nicolai Schröter, wohlmeritiert gewesenen Organisten der evangelischen Gemeine und Schulbedienten der deutschen Schule allhier. Seines Alters 69 Jahre 9 Monate, 3 Wochen, welcher Anno 1737, den 3. Novembri im Herrn sanft und selig entschlafen, den 10. Novembri mit christüblichen Zeremonien zur Erde bestattet.

Wie nun die frommen und gottgelassenen Christen nach ihren ausgestandenen Trübsalsproben endlich eine gewünschte Befriedigung alles ihres Kummers erlangen und zu einer seligen Ruhe gebracht, als ist solches auch zuteil worden unserm in Gott ruhenden Glaubensbruder, dem weiland ehrenfesten und kunsterfahrenen Herrn Nicolai Schröter, wohlmeritiert gewesenen Organisten der evangelischen Gemeine und Schulbedienten der deutschen Schule allhier, welcher am heutigen Tage zu seiner Ruh- und Grabesstätte ist begleitet worden. Er ist geboren Anno 1668, den 30. Januarii in der Stadt Bojanowo in Kron-Polen gelegen. Sein seliger Herr Vater ist gewesen der weiland ehrenfeste, wohlweise und kunstreiche Herr Gottfried Schröter, wohlverdientgewesener Ratsverwandter, Balbierer und Wundarzt in obbeschriebener Stadt Bojanowo. Seine Frau Mutter war die weiland viel ehr- und tugendsame Anna Maria, eine geborene Opitzin. Von diesen seinen christ- und ehrlichen Eltern ist unser Wohlselige gleich anfangs nach seiner leiblichen Geburt durch die heilige Taufe als das Bad der geistlichen Wiedergeburt Christo dem Herrn und seiner Kirche einverleibet und mit dem Namen Nicolaus benannt, folgendes auch mit zunehmenden Jahren zur Schulen und zur Erlernung wahrer Gottesfurcht auch andern wohlanständigen Sitten angeführet worden. In seiner Jugend, als er noch nicht das 6. Lebensjahr seines Alters erreichet, wurde er zwar durch das frühzeitige Absterben seines geliebten Herrn Vaters in den betrübten Waisenstand versetzet, von seiner geliebten Frau Mutter aber nichtsdestoweniger mit sonderbarer Sorgfalt und aufs fleissigste angehalten worden, damit er in den nötigen

Stücken seines Christentums desto mehr möchtet unterrichtet werden.

Anno 1680, im 12. Jahre seines Alters ist unser Wohlseliger vom damalen ehrenfesten und wohlgelahrten Herrn Christoph Teubelio, wohlverdienten Kantore und Organisten der luth. ev. Kirchen in Bojanowo die Instrumentalmusik zu erlernen auf- und angenommen, auch nach treulich ausgestandener fünfjähriger Frist mit einem rühmlichen Testimonio dimittieret worden. Anno 1686 ist unser Wohlseliger durch die sechs Städte nach Leipzig gereiset, daselbst, um sich in seiner Profession immer mehr zu perfektieren, zwei Jahr verblieben; von dar begab er sich nach Preussen und zwar nach Königsberg, da ihm dann die Vorsehung Gottes den 5. Mai Anno 1689, wie er eben zum Organisten nach Neukirch, im Elbingschen Werder gelegen, berufen worden, die weiland viel ehr- und tugendbegabte Jungfrau Reginam, geb. Eisenblätterin zuführete, mit welcher er in einer höchst ruhigen und vergnügten Ehe gelebet 15 Jahre, 3 Monate, 3 Wochen und während der Zeit miteinander gezeuget 8 Kinder = 3 Söhne und 5 Töchter, deren 6, nämlich 2 Söhne und 4 Töchter ihrer Frau Mutter nachgefolget und unserm Wohlseligen in die Ewigkeit vorangegangen. 1 Sohn aber und 1 Tochter annoch durch Gottes Gnade am Leben sind und ihren seligen geliebten Vater schmerzlich beweinen.

Anno 1704, da unser Wohlseliger kurz zuvor von Neukirch nach Elbing zum Organisten und Kollegen bei der dasigen Neustädtischen Kirchen berufen worden, entriss ihm der höchste Gott seine im Leben liebwerteste Ehegattin. Ihr trauriger Todesfall lehrete ihm, dass, wie auf Reisen ein erquickender Sonnenschein mit nassen Stürmen wechselt, also auch in diesem Leben kein Vergnügen so beständig ist, welches nicht durch schmerzliche Unglücksfälle unversehens unterbrochen werde. Allein eben dieses Jahr und zwar der 28. Tag des Monats Oktobris versüsste ihm diese schmerzliche Trauer, da er sich in ein angenehmes Ehebündnis eingelassen mit der damalen viel ehr- und tugendbegabten Jungfrauen Maria, geborenen Carlsonin, jetzo höchst betrübten Frau Wittibin, mit welcher er in höchst vergnügter Ehe gelebet 5 Jahre in Elbing und 28 Jahre in Marienburg, sintemal er Anno 1709 als Organist und Kollege an der lateinischen Schule berufen wurde und also zusammen 33 Jahre, auch während der Zeit durch Gottes Segen mit ihr gezeuget 11 Kinder, nämlich 5 Söhne und 6 Töchter, davon 4 Söhne und 6 Töchter ihrem seligen geliebten Vater in die ewige Seligkeit vorangegangen, 1 Sohn aber am Leben ist und anjetzo auf der Universität Rostock studienhalber sich aufhält, wird allda den Verlust seines Herrn Vaters mit Schmerzen betrauern. Bei dieser so vielfältigen Abwechslung verglingter

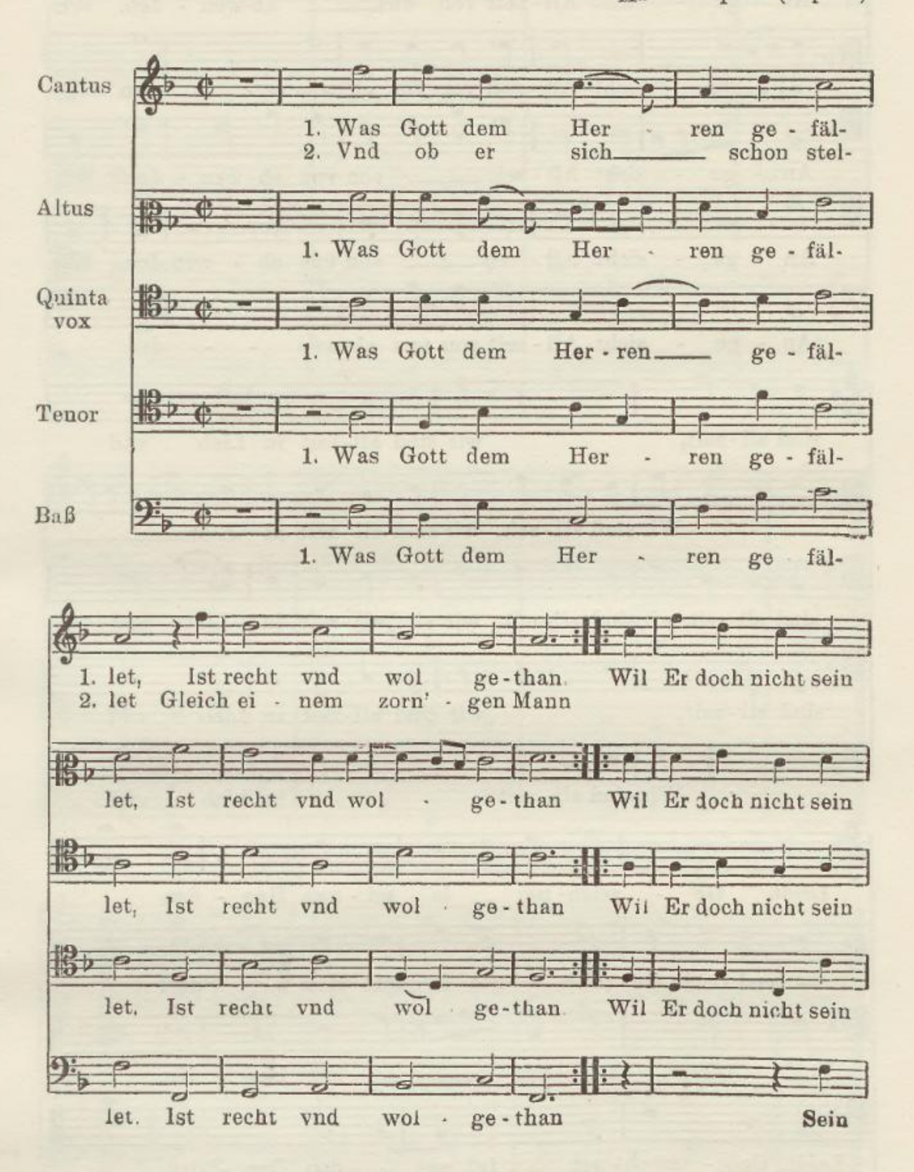
und betrübter Zufälle blieb unser Wohlseliger jederzeit bei einem unveränderten gottgelassenen und seligen Beruf getreulich obwaltenden Wandel. Da denn unser Wohlseliger den 3. Nov. am vergangenen Sonntag zwischen 3 und 4 Uhr des Morgens nach vorangegangenem herzlichen Abschied von den Seinigen und insonderheit seiner bis in den Tod geliebten Ehegattin erteilten Segen bei vollkommenem Verstande und Vertrauen auf seinen Seligmacher aufgelöset und der Seelen nach in die Ewigkeit versetzet wurde, nachdem er sein Leben gebracht auf 69 Jahre, 9 Monate, 3 Wochen und ist 19 Kinder Vater und 5 Kinder Grossvater worden. Seine Dienste, wozu ihn Gott von unterschiedenen Örtern berufen, hat er treulich verwaltet und zwar als Organist in Neukirch im Elbingschen 12 Jahre, in Elbing an der Neustädtischen Kirche 8 Jahre, in Marienburg bei St. Georgen Kirchen 28 Jahre.

Requiescat in pace!

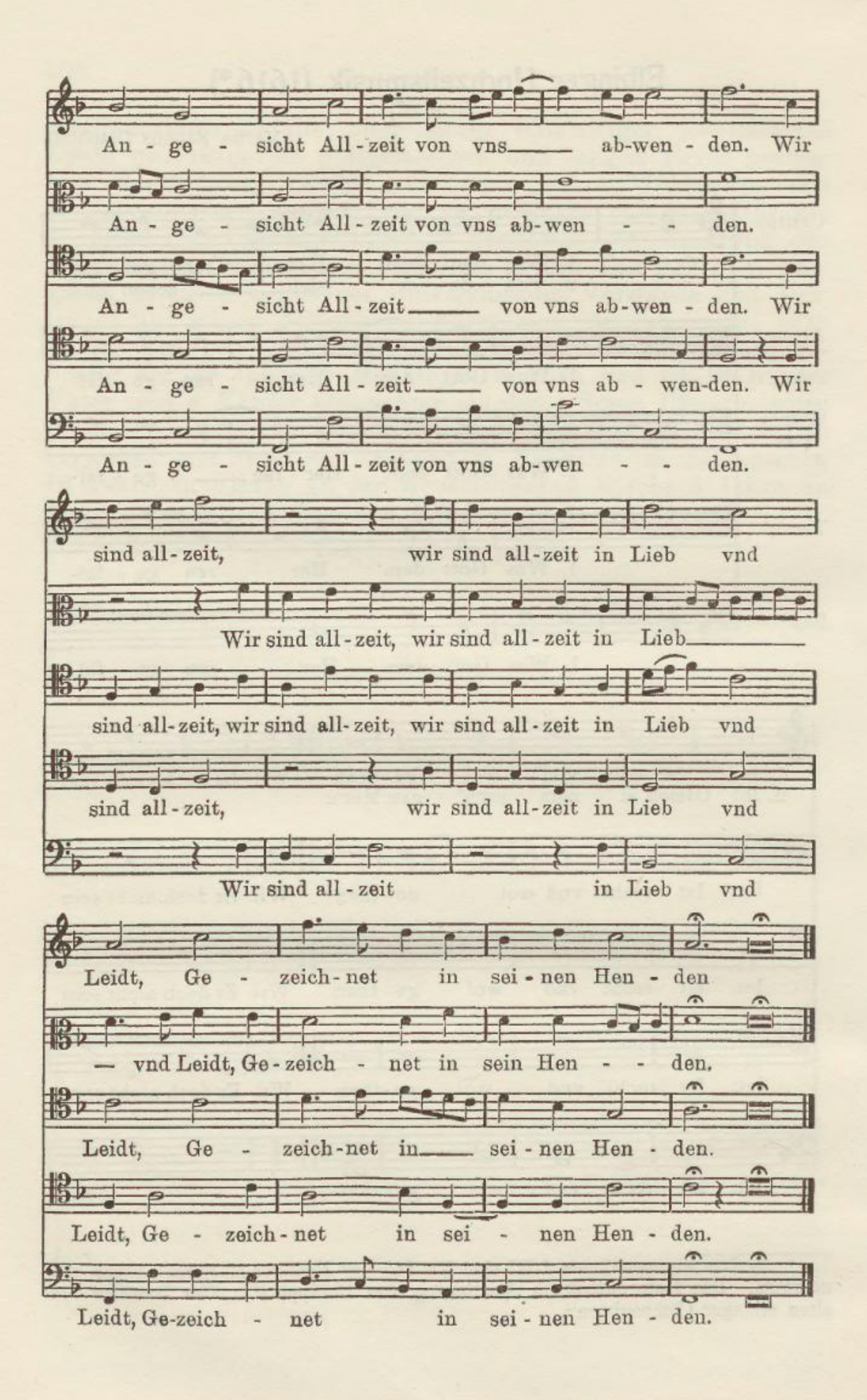
Elbinger Hochzeitsmusik (1616*)

(Zu p. 87)

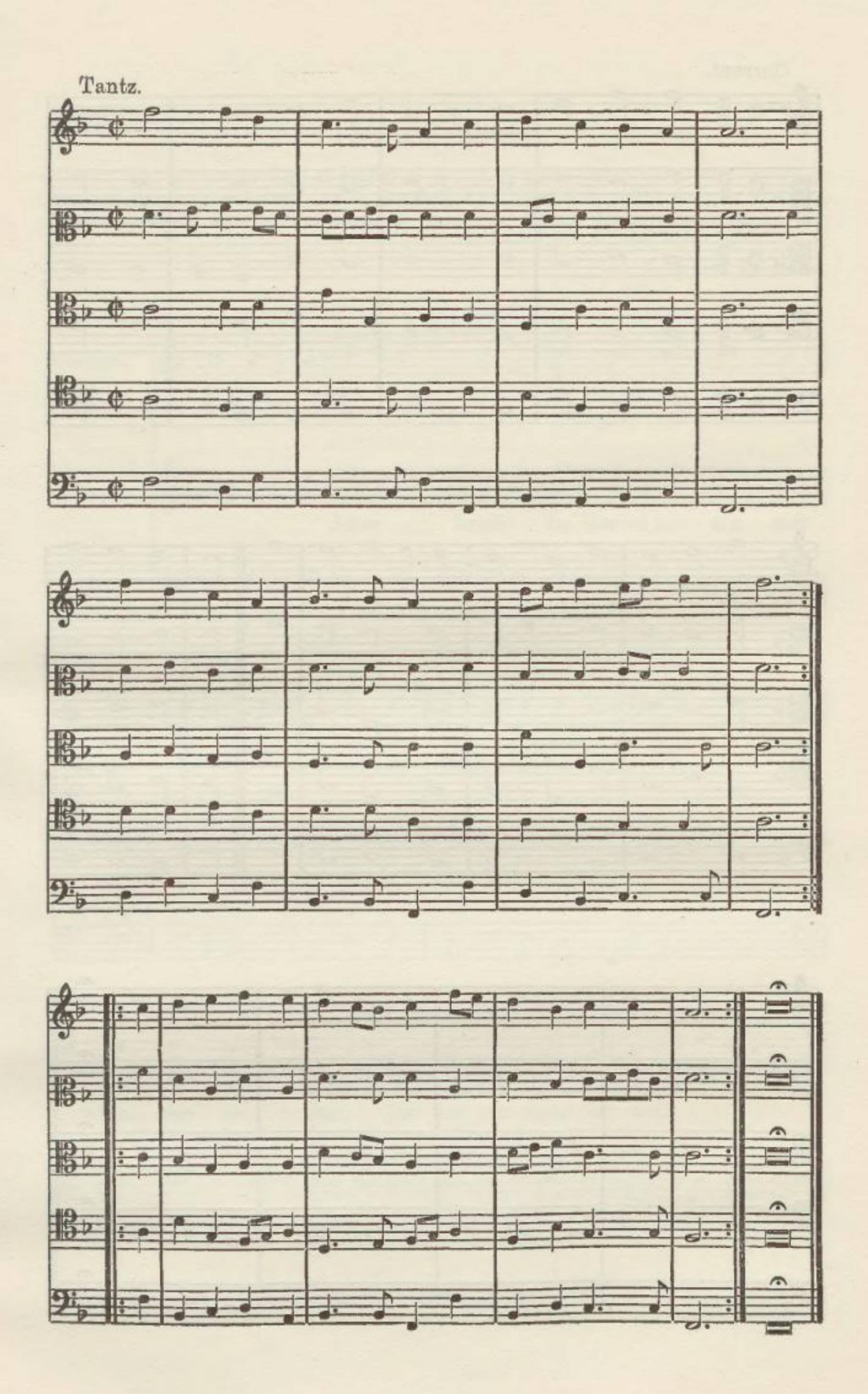
Martin Raphus (Raphun).



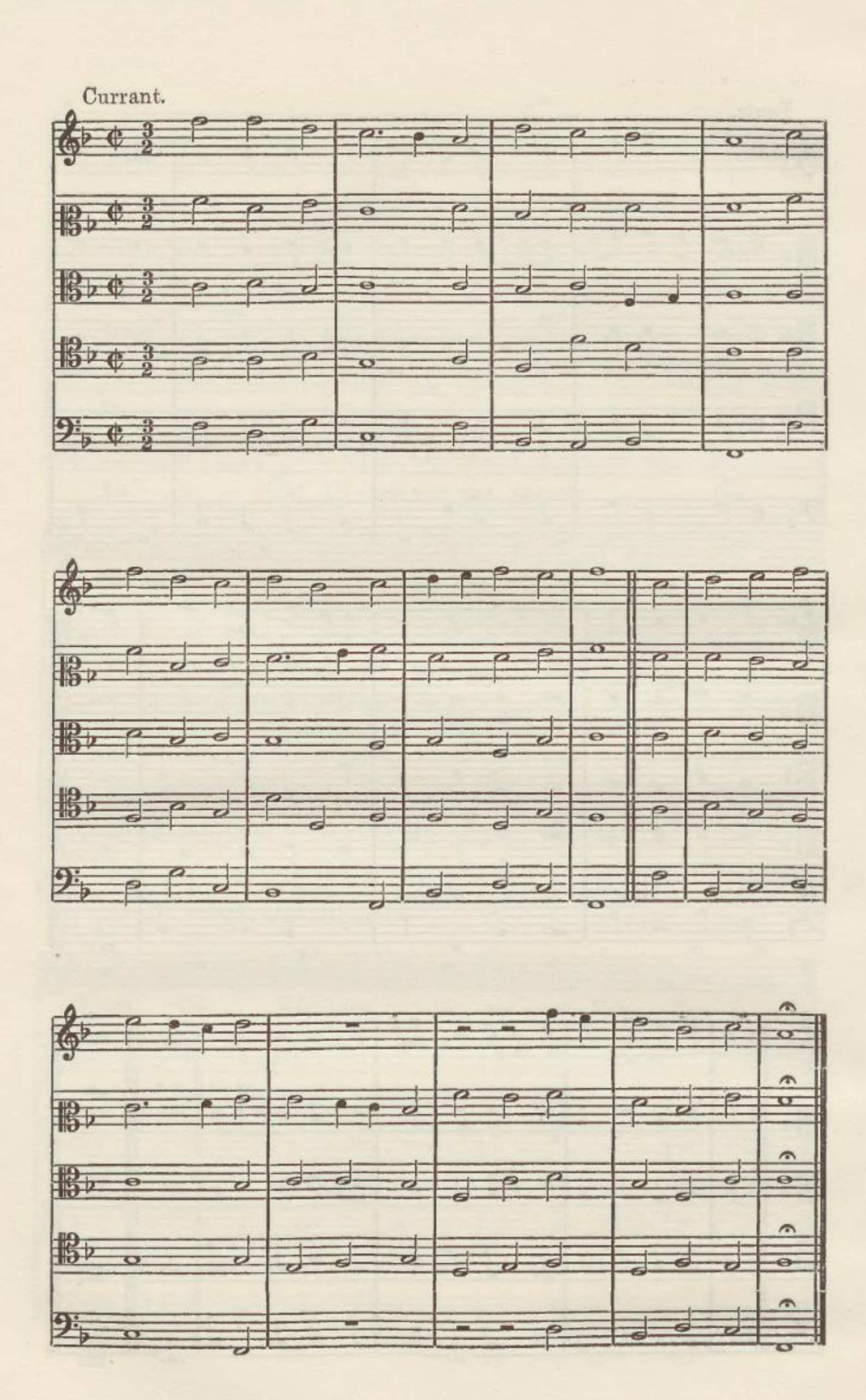
*) Die Kompositionen I-III sind Nr. 145 der Elbinger Marienbibliothek entnommen. Das Heft enthält in Spartierung von Philippi (?) „Vier Tonsätze von alten elbinger Componisten“.


An - ge - sicht All - zeit von vns ab-wen - den. Wir
An - ge - sicht All - zeit von vns ab-wen - - den.
An - ge - sicht All - zeit von vns ab-wen - den. Wir
An - ge - sicht All - zeit von vns ab - wen-den. Wir
An - ge - sicht All - zeit von vns ab-wen - - den.
sind all-zeit, wir sind all-zeit in Lieb vnd
Wir sind all-zeit, wir sind all-zeit in Lieb
sind all-zeit, wir sind all-zeit, wir sind all-zeit in Lieb vnd
sind all-zeit, wir sind all-zeit in Lieb vnd
Wir sind all - zeit in Lieb vnd
Leidt, Ge - zeich-net in sei-nen Hen - den
— vnd Leidt, Ge-zeich - net in sein Hen - - den.
Leidt, Ge - zeich-net in sei-nen Hen - den.
Leidt, Ge - zeich-net in sei - nen Hen - den.
Leidt, Ge-zeich - net in sei-nen Hen - den.

Tantz.



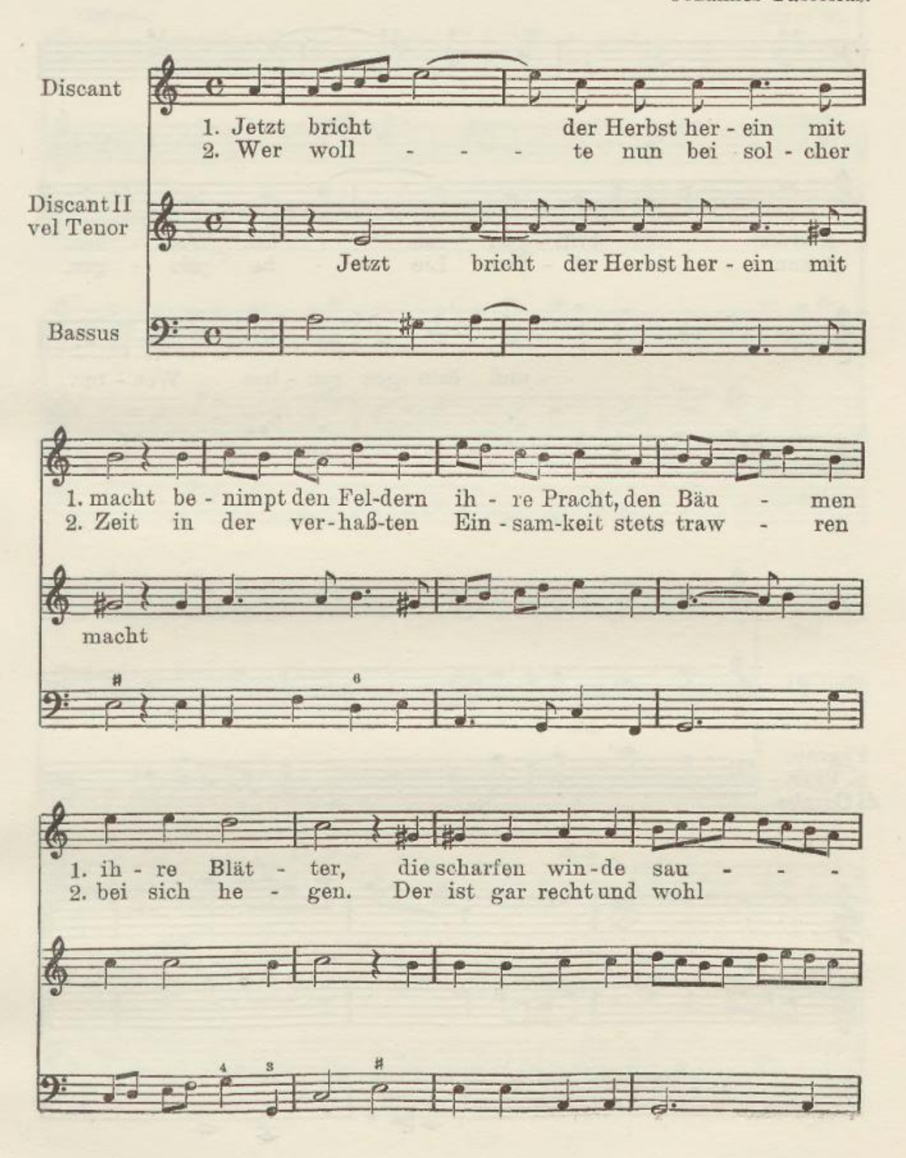
Currant.

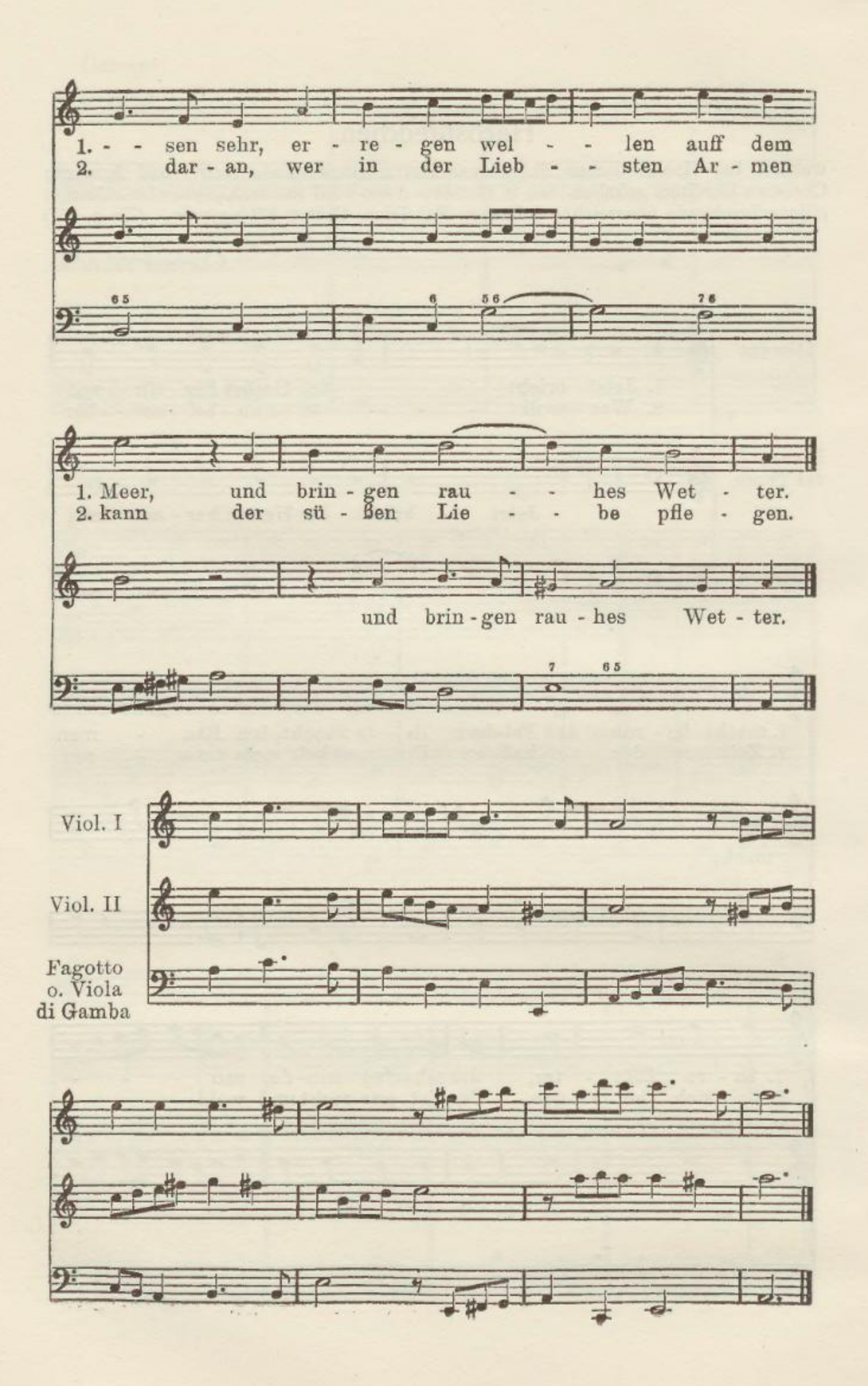


Herbstliedchen

welches bey Hochzeitlicher Ehrenfeyer Herrn Daniel Fadenrechts und Jungfrau Christian Bardings gehalten den 9. Octobris Anno 1657 aus wohlgemeinter affection glückwünschende überreichte Johannes Fabricius, Cantor Elbingensis. (Zu p. 33.)

Johannes Fabricius.

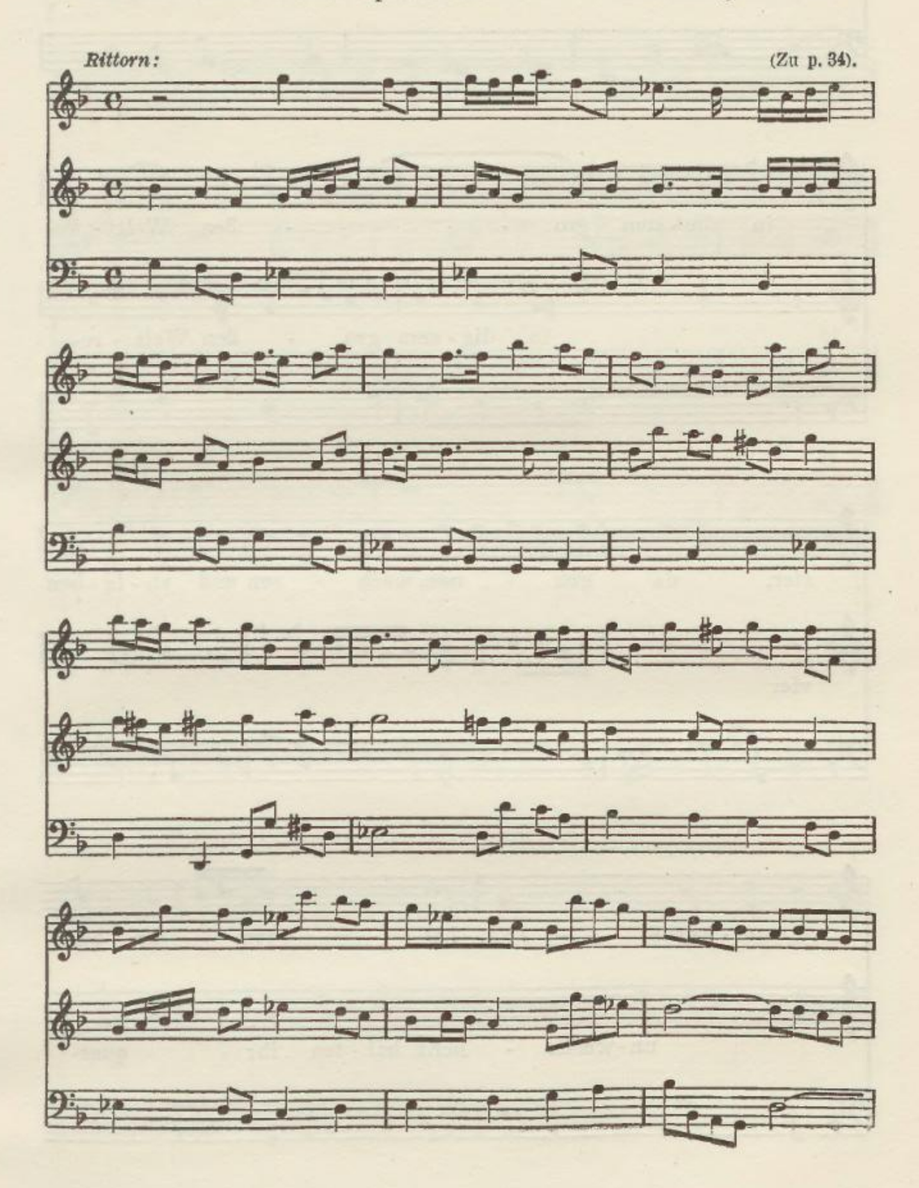


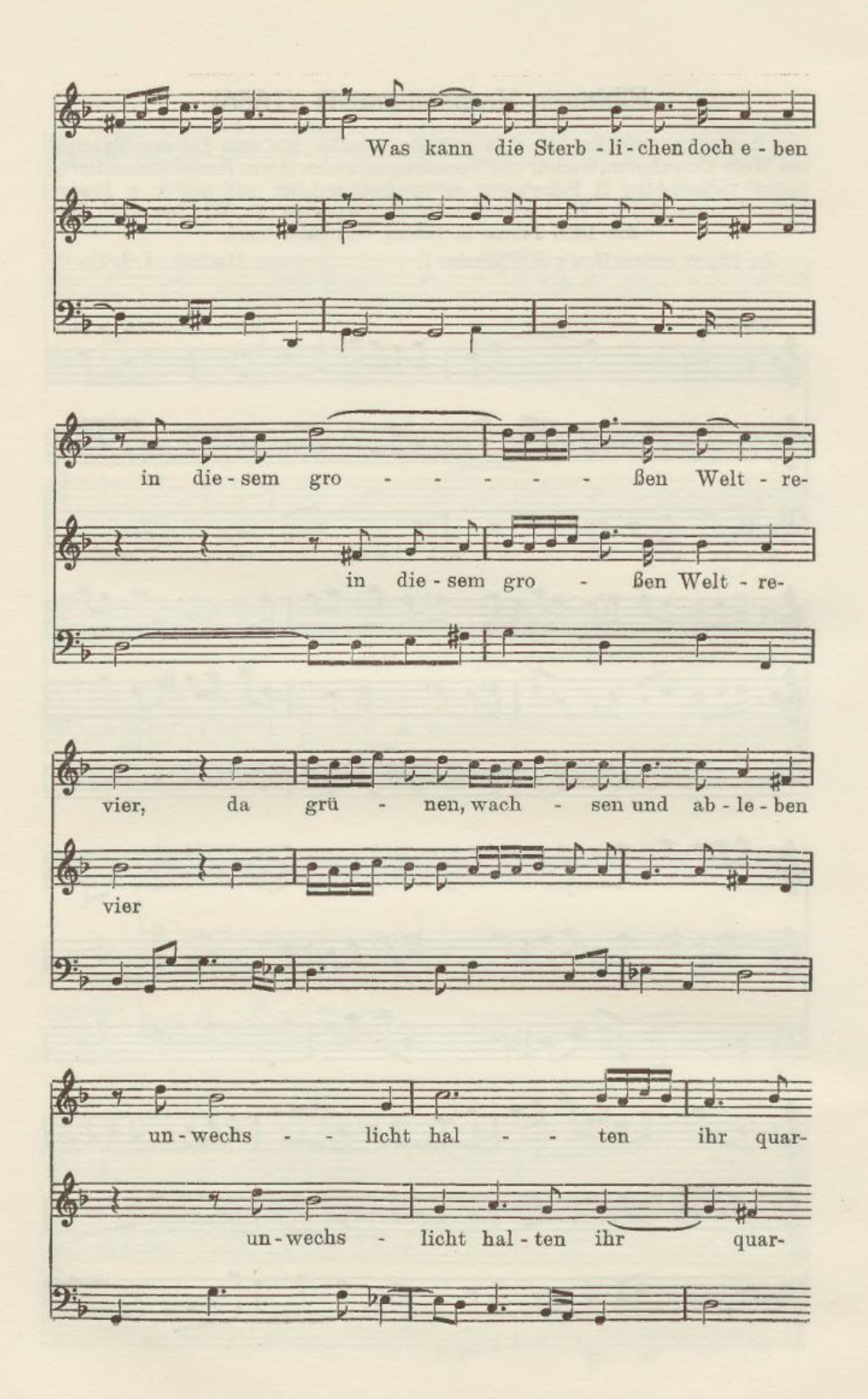

1. - - sen sehr, er - re - gen wel - - len auff dem
2. dar - an, wer in der Lieb - - sten Ar - men
1. Meer, und brin - gen rau - - hes Wet - ter.
2. kann der sü - ßen Lie - - be pfle - gen.
und brin - gen rau - hes Wet - ter.
Viol. I
Viol. II
Fagotto o. Viola di Gamba

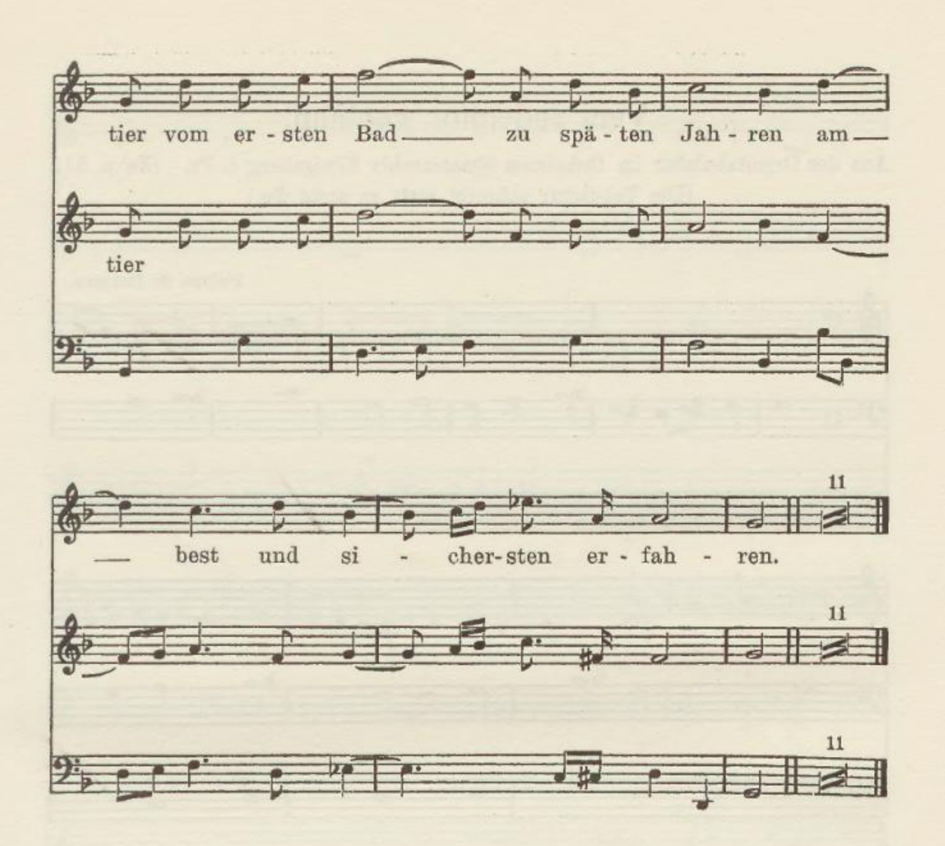
Elbinger Hochzeitsmusik (1656).

Gott hat keinen verlaßen, der fest auff ihn gehoffet, wie dem aus dem Exempel des Wohl Ehrenfesten, Weisen und Vornehmgeachteten Herrn Daniel Rittersdorffs, seines vielgeliebten H. Schwagers zu ersehen, welcher mit der x x Frauen Cath. Braunen, des x x H. Achatz Schultzen nachgeblieb. Fr. Wittiben d. 25. July des 1656 Jahres in Elbing vermählet ward.

Zu Ehren entworffen von Ephraim L von Dantzig. L L St.



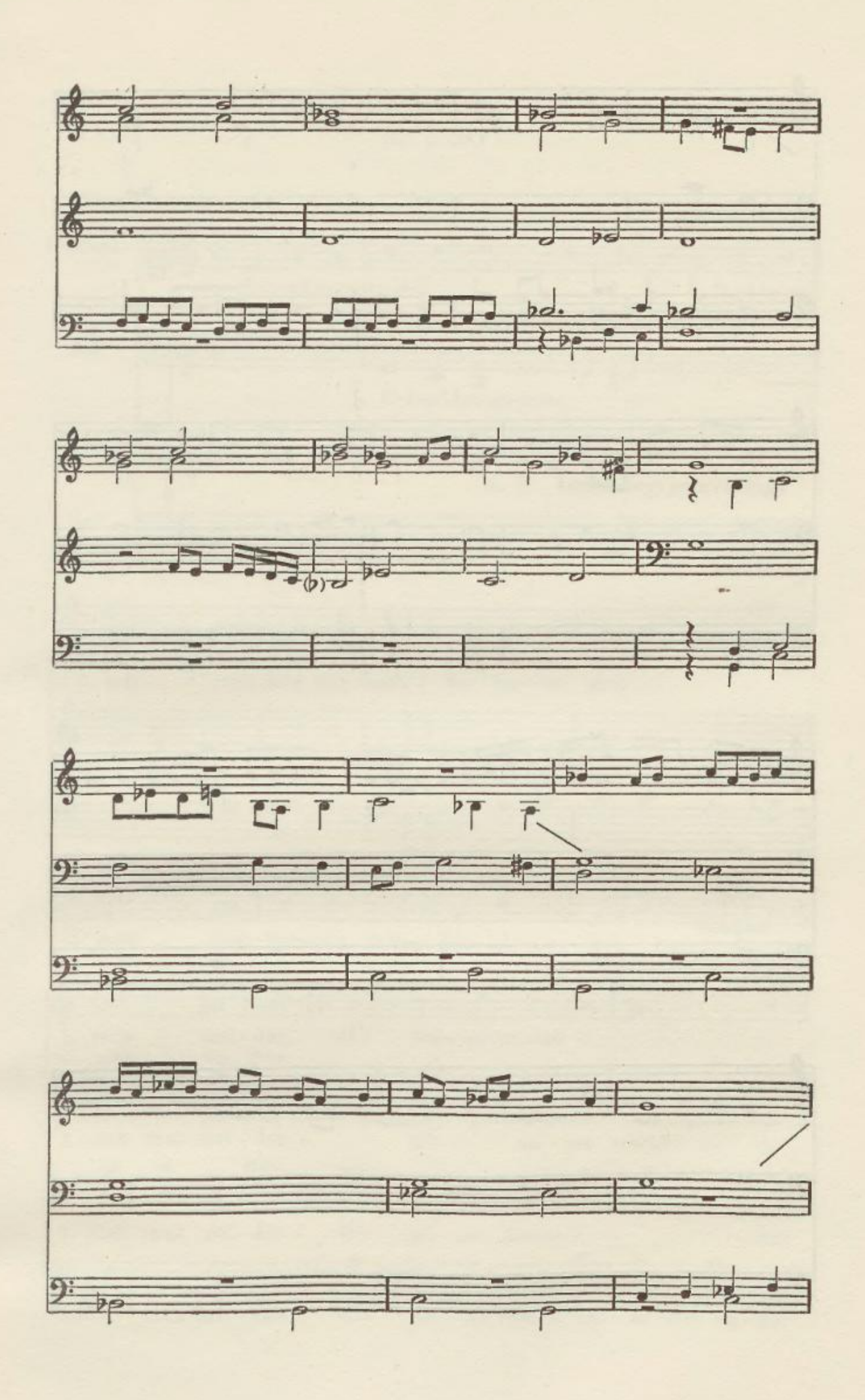

Was kann die Sterb - li - chen doch e - ben
in die - sem gro - - - - - ßen Welt - re-
in die - sem gro - ßen Welt - re-
vier, da grü - nen, wach - sen und ab - le - ben
vier
un - wechs - - licht hal - - ten ihr quar-
un - wechs - licht hal - ten ihr quar-

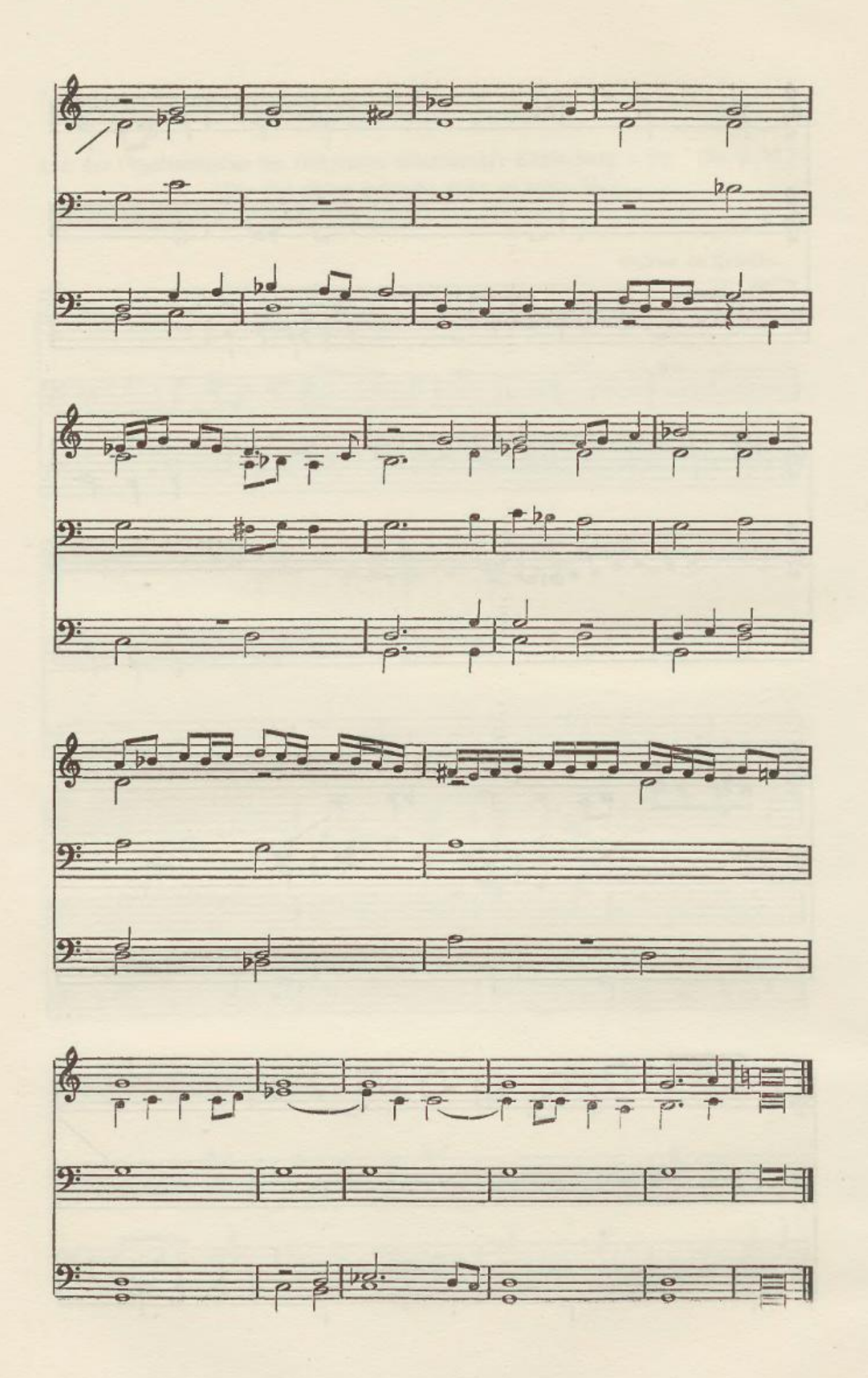

tier vom er - sten Bad — zu spä - ten Jah - ren am —
tier
— best und si - cher-sten er - fah - ren.
11
11
11

Veni redemtor gentium.

Aus der Orgeltabulatur im Geheimen Staatsarchiv Königsberg i. Pr. (Zu p. 51.)
(Die Tabulatur schreibt statt es stets dis.)

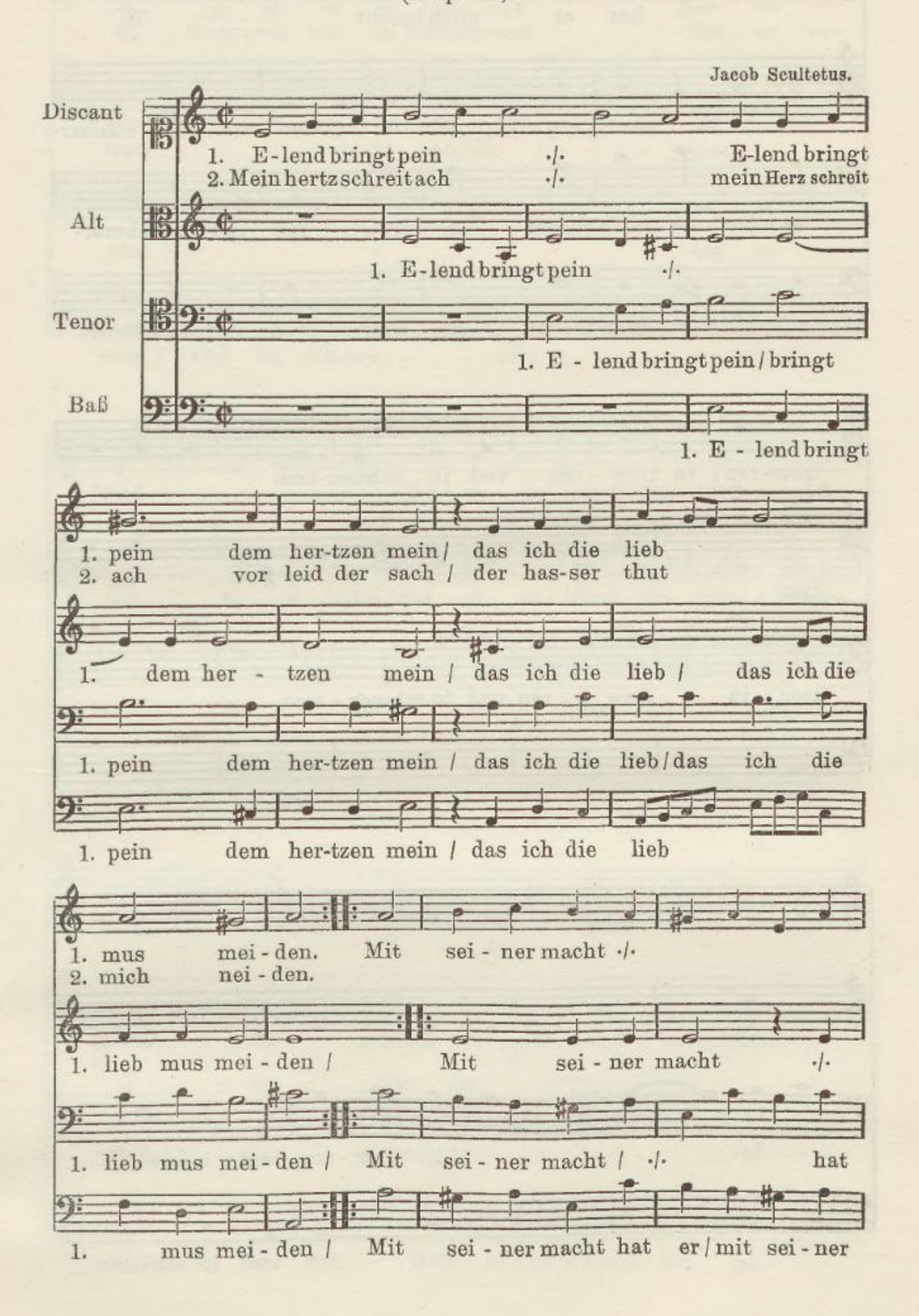


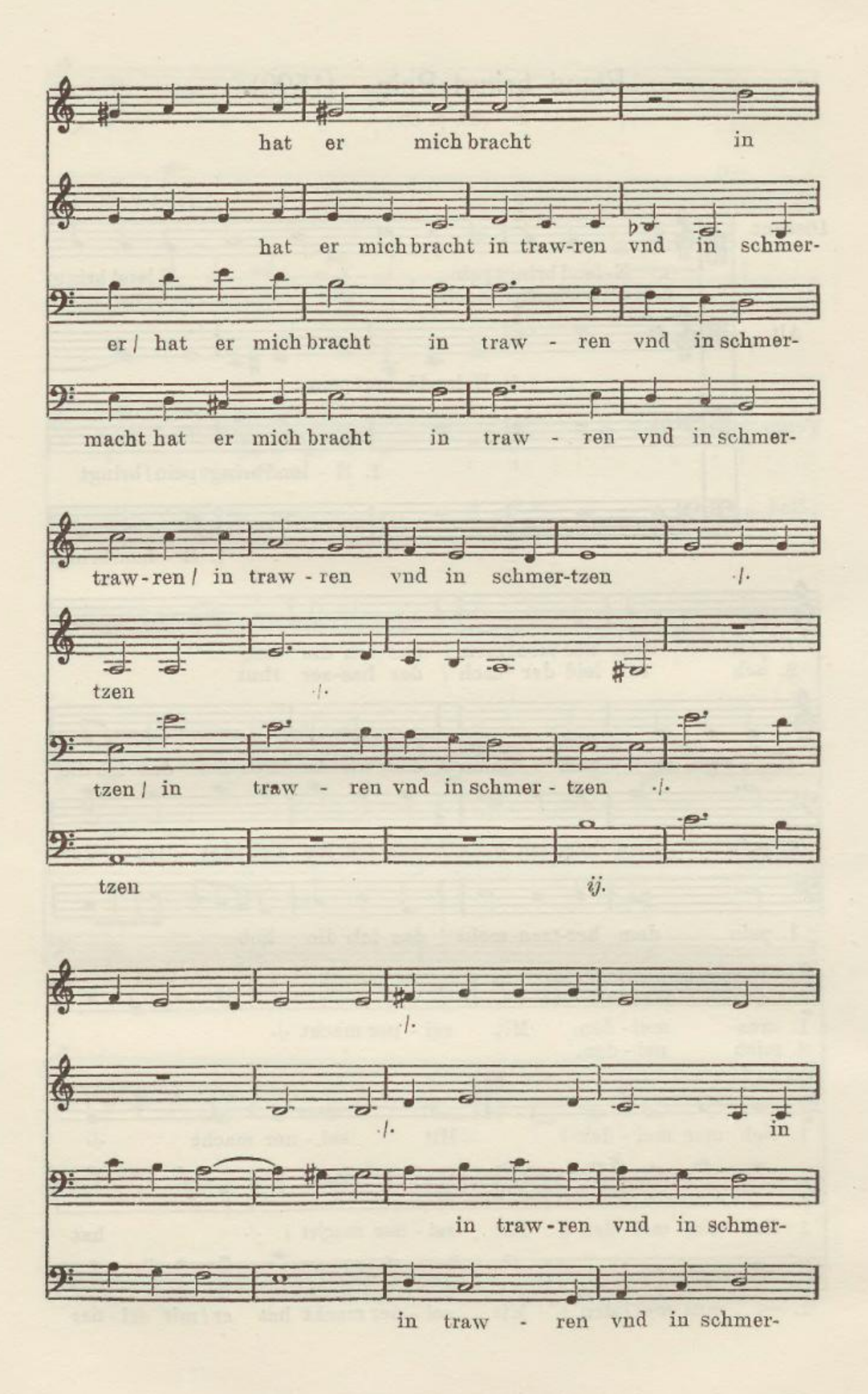




Elend bringt Pein. (1590).

(Zu p. 88.)




hat er mich bracht in
hat er mich bracht in traw-ren vnd in schmer-
er / hat er mich bracht in traw - ren vnd in schmer-
macht hat er mich bracht in traw - ren vnd in schmer-
traw-ren / in traw - ren vnd in schmer-tzen ·/·
tzen ·/·
tzen / in traw - ren vnd in schmer - tzen ·/·
tzen ij.
·/·
·/· in
in traw-ren vnd in schmer-
in traw - ren vnd in schmer-



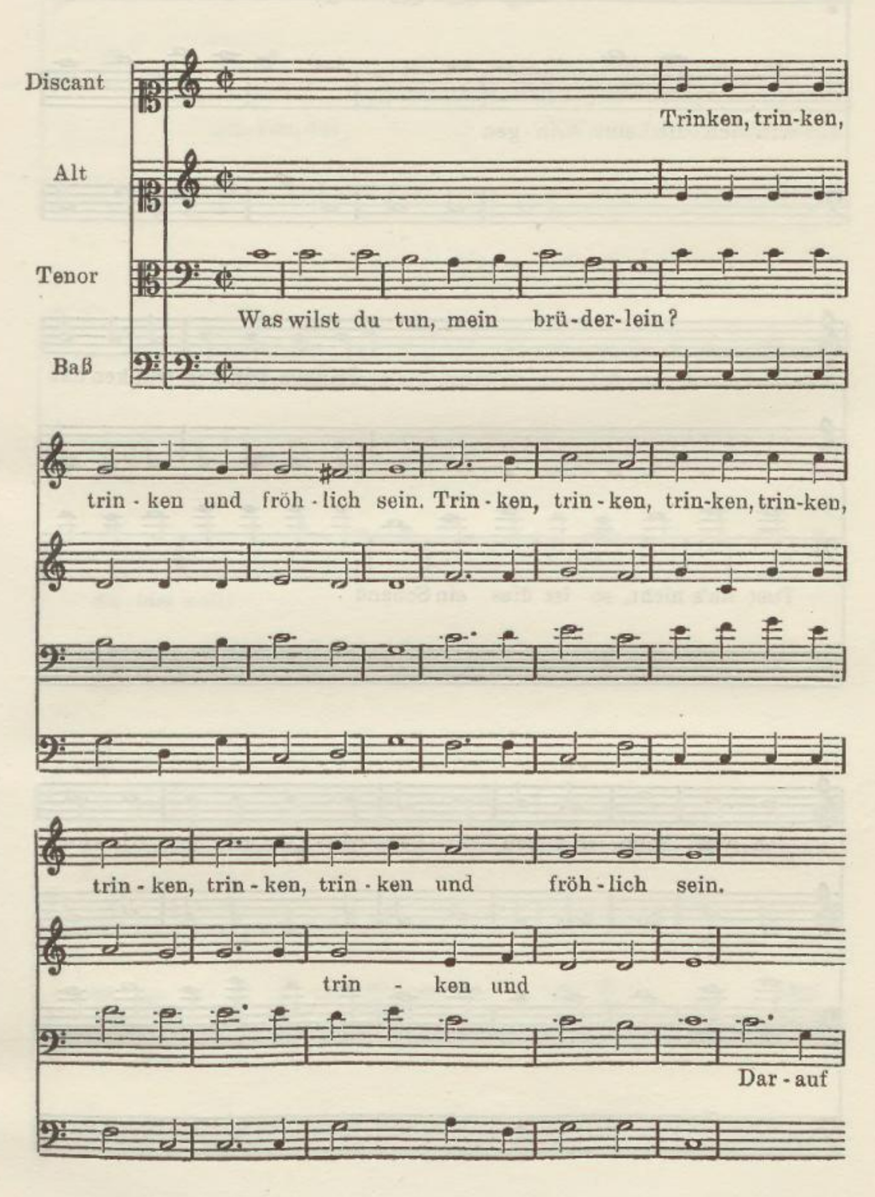
in traw - ren vnd in schmer-tzen das er er-
traw - - ren vnd in schmer - - - tzen /
tzen / das er er-
tzen / vnd in schmer - - tzen /
blind ·/· das er er - blind der mirs nicht
das er er - blind / das er er - blind der mirs nicht
blind / das er er - blind der mirs nicht
gönt / das wünsch ich jm von her - tzen / ·/·
gönt / das wünsch ich jm von her-
gönt / das wünsch ich jm von
gönt / das das wünsch ich jm /

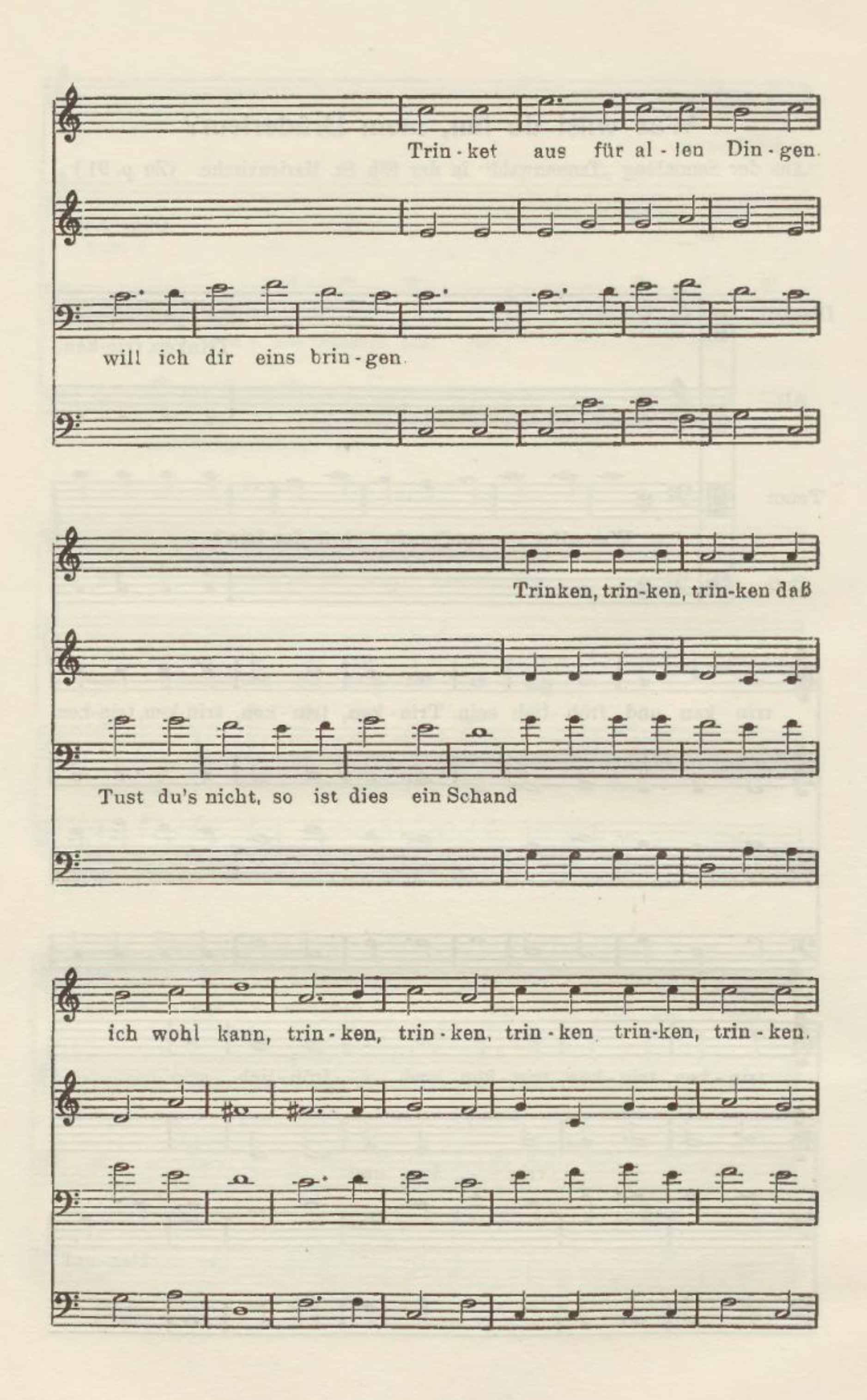

das wünsch ich
tzen / ·/·
her - tzen / das wünsch ich jm ·/·
das wünsch ich jm ij.
jm von her - - - - -
das wünsch ich jm von her - tzen / ·/·
das wünsch ich jm von her - tzen /
ij. von her - tzen / von her - - -
tzen das wünsch ich jm von her - tzen.
·/· von her - - tzen.
tzen / das wünsch ich jm von her - tzen.

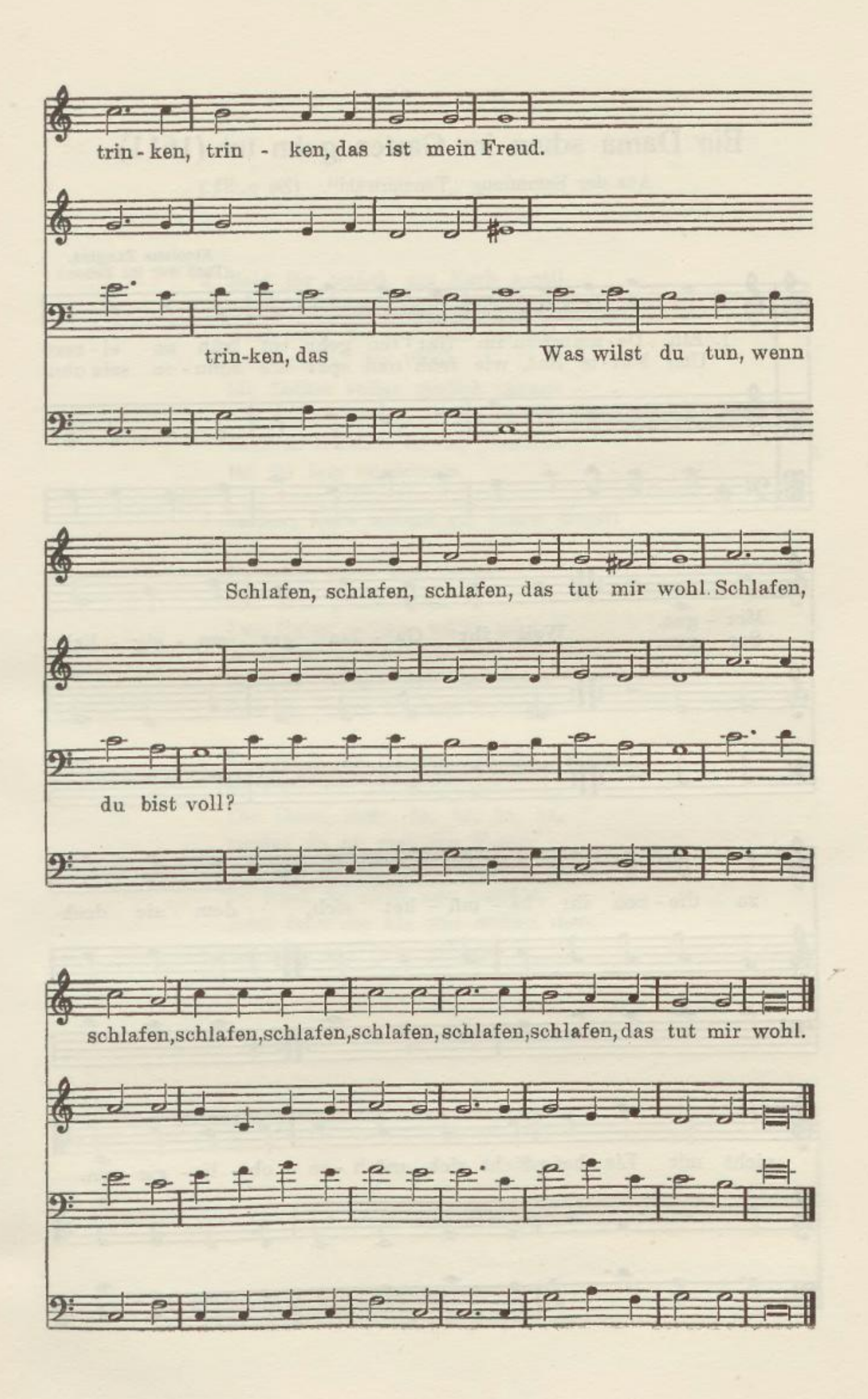
Was wilst du tun, mein Brüderlein?

Aus der Sammlung „Tannenwald" in der Elb. St. Marienkirche. (Zu p. 91.)

Ohne Autor.



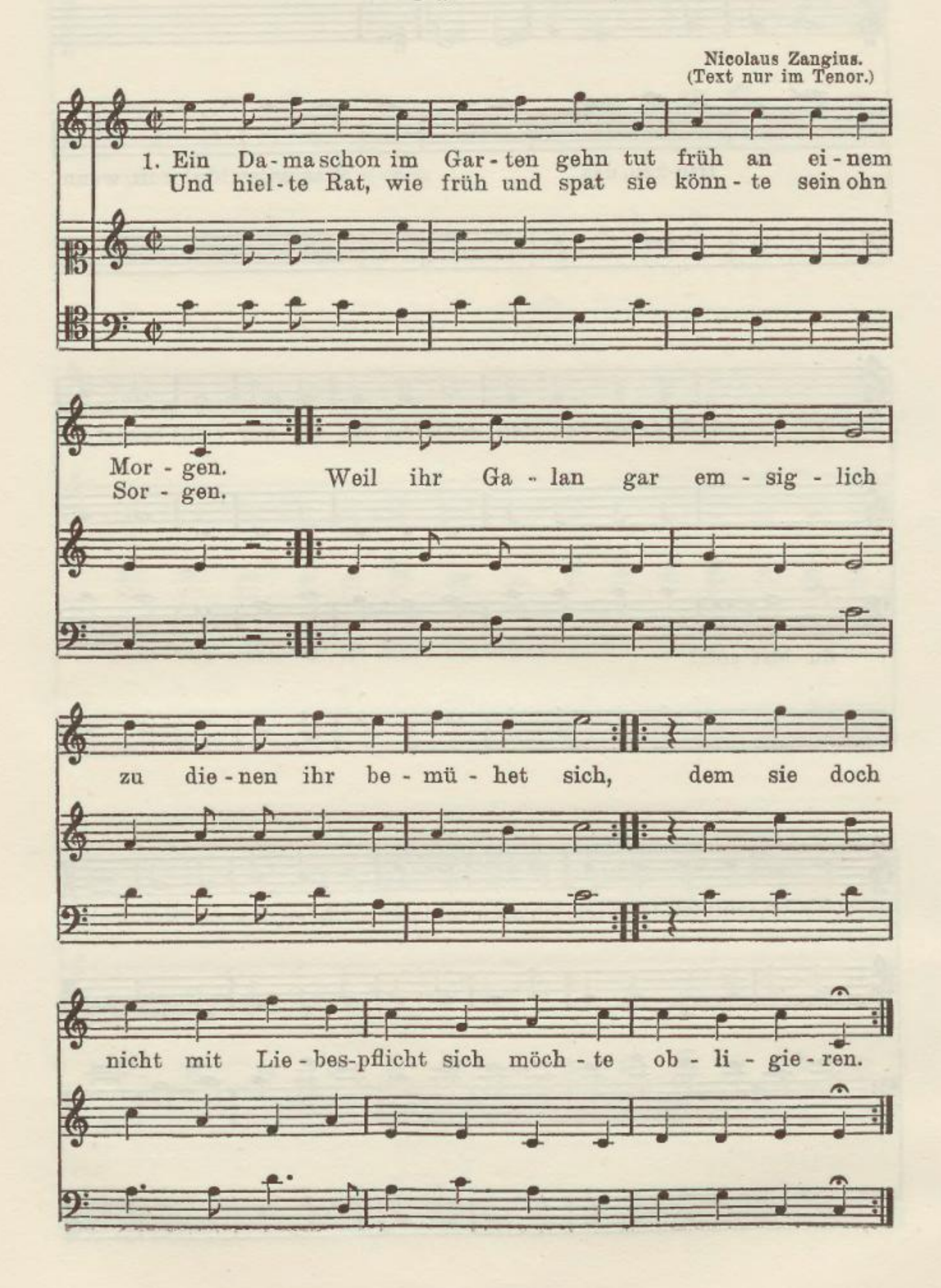

Trin - ket aus für al - len Din - gen.
will ich dir eins brin - gen.
Trinken, trin-ken, trin-ken daß
Tust du's nicht, so ist dies ein Schand
ich wohl kann, trin - ken, trin - ken, trin - ken trin-ken, trin - ken.



trin - ken, trin - ken, das ist mein Freud.
trin-ken, das
Was wilst du tun, wenn
du bist voll?
Schlafen, schlafen, schlafen, das tut mir wohl. Schlafen,
schlafen,schlafen,schlafen,schlafen, schlafen,schlafen, das tut mir wohl.

Ein Dama schon im Garten gehn tut (1611).

Aus der Sammlung „Tannenwald“. (Zu p. 91.)



2. Bald ihr einfiel, ein Korb suptil,
zu flechten ohn Unwillen.
Auch ward der Rat bald mit der Tat
vollzogen in der Stille,
Sie flochte selbst zierlich zusamt
Die Stück zum Korb mit ihrem Nam,
Erstlich Schabab zu der Handhab
tat sie fein applicieren.

3. Solchen Korb alsbald gar schön gemalt
liess sie ihm praesentieren.
Er sollte drein sich setzen
und drin gallanisieren.
Der Galan solches willig tat,
er meint, er wär der Best am Brett.
Da riss entzwei der Boden neu,
dass er musst hindurch springen.

4. Er sprach im Grimm, wie ich vernimm,
so werd ich ausgeschlossen.
Die Dama lacht, ha, ha, ha, ha,
merkst du nu erst den Possen.
Ein andernmal lieb, wer dich liebt,
So wirst du nicht also betrübt,
Jetzt fahr nur hin und andern dien,
da dies mag bass gelingen.

Geistliche Aufmunterung.

Wie nach dem CXXXIII Psalm wolmeinende Hertzens Freunde, als Bruder in Christo sich zu solcher Gottseligen Andacht und Lobgesängen einander annehmen und dem HErrn in ihrem Hertzen spielen sollen.

In einem dreystimmigen Canone den Liebhabern der Music zu gefallen auffgesetzet, und auf Begehren etlicher gute Freunde an die Lobsingende Andacht angefügt von T. S. O. (Thomas Strutius Organista?)



Ladislaus Welen von Zierotin im Kampf um die Heimat und sein Aufenthalt in Elbing 1629/30

Aus den Schicksalen der böhmischen Emigranten während des dreissigjährigen Krieges

Von

DR. FRANTIŠEK HRUBÝ

Direktor des Mährischen Landesarchivs

in Brünn

Ladislaus Welen von Zierotin im Kampf um die Heimat und sein Aufenthalt in Elbing 1629/30

Aus den Schicksalen der böhmischen Emigration während des dreissigjährigen Krieges

Von

DR. FRANTIŠEK HRUBÝ
Direktor des Mährischen Landesarchivs
in Brünn

Im Jahre 1858 wurden in der Marienkirche zu Elbing vier altertümliche Särge und in diesen erstaunlich gut erhaltene, vielleicht einbalsamierte und prächtig gekleidete Leichname, offenbar von Angehörigen höherer Stände aus der Zeit des 30jährigen Krieges entdeckt. Die in den Särgen vorgefundenen ebenfalls wohlerhaltenen Andenken schienen darauf hinzudeuten, dass es sich um die irdischen Hüllen von Mitgliedern des in der tschechischen Geschichte berühmt gewordenen Geschlechts der Herren von Zierotin handelte. Auf diese Nachricht hin haben sich wohl alle Zeitungen des alten Österreich, besonders auch die dazumal noch spärlichen tschechischen Zeitungen in der Berichterstattung über den interessanten Fund überboten. Wiewohl der emsigen und verdienstvollen Arbeit der Herren G. Doering und R. Philippi[1]) in Elbing der Nachweis gelang, dass die Toten Familienangehörige des mährischen Emigranten Ladislaus Welen von Zierotin waren, fanden doch die Ergebnisse dieser Untersuchung so gut wie keinen Widerhall bei der Wissenschaft, nicht einmal in den tschechischen Fachkreisen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil der Stand des Studiums der böhmisch-mährischen Genealogie und auch der Zeit des 30jährigen Krieges damals ganz und gar unzureichend war. Auf diese Tatsache weisen auch die beiden Verfasser hin, die bei der Identitätsfeststellung der Leichen den grössten Schwierigkeiten begegneten, ja selbst die Nachfrage bei den Grafen von Zierotin, von denen ein Zweig noch jetzt in Mähren lebt, vermochte ihren Forschungen keine wesentliche Förderung zu bringen.

Die Gestalt des Ladislaus Welen von Zierotin beginnt erst in letzter Zeit auf dem Schauplatze der böhmischen Geschichte in hellerem Lichte zu erscheinen. Die neueren tschechischen historischen Arbeiten, die sich mit Interesse jener Geschichtsperiode zuwenden, welche das Ende der politischen Selbständigkeit des ehemaligen böhmischen Staates bedeutet, zeigen diesen Zierotin — einen nahen Verwandten Karls v. Zierotin, der mehr aus den Jahrzehnten vor Ausbruch des böhmischen Aufstandes von 1618 bekannt ist — als Persönlichkeit, die mit Recht die

[1]) G. Doering — R. Philippi, Die altertümlichen Leichen im Tresor der Marienkirche zu Elbing. Königsberg 1861. Sep.-Abdruck aus den Neuen Preuss. Prov.-Blättern, 3. Folge, Bd. VII, Seite 252—278.

Aufmerksamkeit des Historikers verdient. Namentlich das Studium der mährischen Ereignisse in der Zeit von 1618—1620 ergibt, dass dieser bisher nahezu unbekannte Mann[2]), dessen Landespolitik sich im schroffsten Gegensatz befand zu dem Standpunkte seines älteren habsburgtreuen Vetters Karl, eine hervorragende politische, ja, man möchte sagen, historische Rolle gespielt hat. Denn nur durch seinen Einfluss ist Mähren nach hartnäckigen politischen Kämpfen in den böhmischen Aufstand mit hineingerissen worden, wodurch die Erhebung der Böhmen gegen Habsburg, die sich ein ganzes Jahr hindurch nur auf Böhmen, Schlesien und die Lausitz beschränkt hatte, eine ganz neue Richtung erhielt.

In einigen meiner Arbeiten hatte ich schon auf diese neue Bedeutung unseres Zierotin hingewiesen[3]), über den in der bisherigen Literatur mehr romantische Märchen als wahre Lebensschilderungen kreisten, Märchen, zu denen hauptsächlich seine Flucht ins Ausland nach der Schlacht am Weissen Berge, sein Herumirren in der Welt und seine fruchtlosen Bemühungen um die Möglichkeit der Rückkehr in die Heimat den Anknüpfungspunkt geboten haben.[4]) Auf der Suche nach Material zur ausführlicheren Schilderung seines Lebens haben mir die obenerwähnten Zeitungsnachrichten auch den Weg nach Elbing gewiesen, um dort nähere Informationen über den Fund vom Jahre 1858 einzuholen. Durch die Liebenswürdigkeit des Stadtbibliothekars Herrn Dr. Bauer sind mir nicht nur sehr erwünschte Mitteilungen über die im städtischen Museum in Elbing aufbewahrten Andenken an diesen ehemaligen Angehörigen der tschechischen Nation zuteil geworden, sondern auch Verweisungen auf die Ortsliteratur und überhaupt so viele Winke bezüglich der tschechischen Emigration in Elbing, dass ich es mit Freuden begrüsse, wenn ich gerade an dieser Stelle auf diese bezeichnende Kundgebung wissenschaftlicher Solidarität mit herzlichsten Danksagungen hinweisen kann.[5]) Auf die Anregung und freundliche Aufmunterung dieses historischen

---

[2]) Auch das grosse Werk des Ant. Gindely über den böhmischen Aufstand „Dějiny českého povstání 1618“ bringt über ihn verhältnismässig nur spärliche Nachrichten.

[3]) Diese Arbeiten (einige Artikel) sind in der Prager historischen Zeitschrift „Český Časopis Historický“ in den J. 1921—29 erschienen.

[4]) Vergl. z. B. in Hormayrs Taschenbuch 1828 den Artikel „Die Goldgrube“ oder Wurzbachs Biographisches Lexikon, Bd. 60, S. 91—93.

[5]) Von seiner Freundlichkeit konnte ich auch in meiner Arbeit über Heinrich Matthias Grafen v. Thurn und dessen 1629 verstorbenen und in Elbing beerdigten Sohn Franz Bernhard Gebrauch machen. Sie ist gleichfalls in der Zeitschrift „Český Časopis Historický“, 1928, unter dem Titel „Z vídeňských papírů Jindř. M. hrab. z Thurnu“ (aus den Wiener Papieren des Heinrich Matthias Grafen v. Thurn) erschienen und bringt eine Reihe neuer auf Elbing Bezug nehmender Beilagen.

Forschers geht auch die vorliegende kleine Studie zurück.[6]) Beim Lesen der Abhandlung von Doering und Philippi habe ich, da mir bedeutend mehr Material zur Verfügung stand, erkannt, dass es trotz ihres Fleisses und ihrer scharfsinnigen Kombination doch notwendig sein wird, die Geschichte des mährischen Geschlechtes v. Zierotin in so mancher Hinsicht anders auszulegen. So ist diese Arbeit entstanden, die im historischen Interesse des Preussenlandes nicht nur eine Art Ergänzung bezw. Richtigstellung der wertvollen Arbeit der beiden Elbinger Verfasser darstellt, sondern auch eine Erinnerung sein soll an jene gewiss eigenartige, kurze Spanne Zeit in der Geschichte Elbings. Ist doch diese ferne Stadt in den Jahren 1627—1630 einer ganzen Schar von unglücklichen Flüchtlingen aus Böhmen und Mähren Zufluchtsstätte und Gastgeberin gewesen, wo ihre Hoffnungen auf Restitution unter der Ägide des heldenhaften Schwedenkönigs eine neue Aufmunterung erfahren haben.

Ladislaus Welen v. Zierotin, der nach mancherlei Schicksalen in den Jahren 1629 und 1630 in der preussischen Stadt Elbing als einer aus der Schar der tschechischen Emigranten erscheint, entstammte einem Geschlecht, das vor 1620 in Mähren so reich begütert war, dass sich ein ganzes Zehntel der damals auf insgesamt 90 000 bezifferten untertänigen Anwesen des Landes in seinem Besitze befand. Dieser wirtschaftlichen Stellung entsprach auch die politische Bedeutung des Geschlechtes, dessen Mitglieder seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts zu den hervorragendsten Repräsentanten des sog. Herrenstandes, des höchsten böhmischen Adels, gehörten. Welen v. Zierotin war aus der Linie, die nach ihrem Gute Břeclav-Lundenburg in Südmähren den Beinamen „die Lundenburger" führte; so wird auch Welen zum Unterschied von seinen Vettern „der Lundenburger Zierotin" oder kurzweg „der Lundenburger" genannt. Da man für Lundenburg volkstümlich auch „Lumpenburg" sagte, heisst auch unser Zierotin häufig „der Lumpenburger", so namentlich in manchen fremden Quellen aus der Zeit des böhmischen Aufstandes und der Waldsteinischen Verschwörung. Sein Vater Johann ist, obwohl er verhältnismässig jung das Zeitliche segnete, in der böhmischen Geschichte durchaus keine unbekannte Person. Der unter dem Namen Esrom Rudinger bekannte Schwiegersohn des Joachim Camerarius hat ihm z. B. das dritte Buch

[6]) Sie ist ihrem Wesen nach ein Ausschnitt aus einer grösseren Arbeit, die in Prag erscheinen und als Beilagen eine Auswahl der wichtigsten Stücke aus der Welen v. Zierotin und seine Familie betreffenden Korrespondenz enthalten wird.

seiner Psalmen gewidmet.[7]) Aus Rudingers interessantem Vorworte ist zu ersehen, dass Johann v. Zierotin diesem jungen deutschen Gelehrten und Emigranten, der durch 12 Jahre (1576 bis 1588) die Schule der Böhmischen Brüder in Eibenschitz in Mähren leitete, freundschaftlich gewogen war, und dass Johann schon in ganz jungen Jahren von seiner religiösen Begeisterung nach Genf in der Schweiz geführt wurde, dem Sitze des Kalvinertums, dessen Glaubenslehre nahe verwandt war mit der der Böhmischen Brüder. Tatsächlich wissen wir auch aus heimischen tschechischen Quellen, dass Johann ein eifriger Anhänger und Beschützer der Brüderkirche war, die seit Kaiser Rudolfs Zeiten neue Unterdrückungen und Verfolgungen zu erleiden hatte, und dass die Schule in Eibenschitz ihre langjährige Blütezeit hauptsächlich der werktätigen finanziellen und moralischen Förderung Johanns v. Zierotin verdankte.

Welen v. Zierotin, der im Jahre 1579 geboren wurde und schon als Kind verwaiste, ist in demselben Glauben aufgewachsen. Nachdem er im 11. Lebensjahre auch die Mutter verloren hatte, übernahmen die Vormünder seine Erziehung. Von den Eltern hatte er ein so grosses Vermögen geerbt — es gehörten ihm die mährischen Güter Lundenburg, Mähr.-Trübau, Hohenstadt und Eisenberg —, dass es leicht war, ihm gemäss dem elterlichen Wunsche eine hervorragende Bildung angedeihen zu lassen. Dazu gehörten nach damaliger Gepflogenheit insbesondere der Besuch fremder Universitäten und Reisen ins Ausland, die ihm Gelegenheit boten, einen Überblick über die Vorgänge in Europa zu gewinnen. In der vatikanischen Bibliothek wird noch heute Welens Tagebuch aufbewahrt, in dem seine Erlebnisse in Deutschland und in der Schweiz während der Jahre 1590—1594[8]) verzeichnet sind. Dies interessante Buch zeigt nicht nur, wo er jeweilig zu Bildungszwecken seinen Aufenthalt genommen hat, sondern gibt auch ein anschauliches Bild davon, in welchem Sinne seine Erziehung geleitet wurde. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Wien, wohin er in seinem 11. Lebensjahre geschickt wurde, um deutsch zu lernen, studierte der junge Zierotin seit dem Herbst 1591 auf der berühmten Akademie zu Strassburg und sodann auf den kalvinischen Universitäten in Basel und Heidelberg. Sein Erzieher war zu jener Zeit der später als kalvinischer Theolog und Professor der Basler Universität bekannte Amand Polan von Polansdorf, ein Troppauer Landsmann. Aus verschiedenen Eintragungen

[7]) Liber tertius paraphraseos psalmorum autore Esromo Rudinger. Gorlicii 1581.

[8]) Das Tagebuch gelangte während des 30jährigen Krieges mit der Kriegsbeute aus Mähren nach Schweden und von dort mit der Bibliothek der schwedischen Königin Christina nach Rom. Vgl. B. Dudík, Iter Romanum. Wien 1855, S. 195.

im Tagebuch kann man entnehmen, wie Polan den Gesichtskreis seines Zöglings auch durch den Besuch der benachbarten Länder zu erweitern suchte, wie vorsichtig er ihn in der kalvinischen Glaubenslehre und Lebensanschauung unterwies und wie zweckmässig er ihn auch überall in die entsprechenden Gesellschaftskreise einführte. So wohnten sie in Basel direkt im Hause des bekannten Theologen und Professors der dortigen Universität J. J. Grynaeus und standen in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu den französischen kalvinischen Glaubensflüchtlingen, die in Basel eine ganze Gemeinde bildeten. In Heidelberg vermittelte Polan seinem Schüler den nahezu täglichen Zutritt zum Hofe des pfälzischen Kurfürsten. Schon in diesem jugendlichen Alter hatte er also Gelegenheit, die bedeutendsten der Gelehrten, Politiker und Theologen kennen zu lernen, die der späteren pfälzischen Politik die Richtung gaben. Hier schloss er auch Bekanntschaft mit vielen Mitgliedern hervorragender deutscher, österreichischer, polnischer und anderer Familien, die dem kalvinischen Glauben ergeben waren und sich immer zahlreicher um den pfälzischen Hof und um die dortige Universität sammelten. So lernte er in Heidelberg neben anderen auch Christian von Anhalt kennen und in Strassburg den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, der später als Eigentümer des Fürstentums Jägerndorf in Schlesien und als Zierotins Nachbar und Freund ebenso wie Christian von Anhalt in der Geschichte des böhmischen Aufstandes eine hervorragende Rolle spielte. Beide Männer haben auch auf die Politik Welens v. Zierotin einen grossen Einfluss ausgeübt.

Diese seine erste Schulbildung, Weltumschau und auch die religiöse Richtung seiner Erziehung hat dann Welen v. Zierotin während eines längeren Aufenthalts in Genf im Jahre 1596, wo er engere Beziehungen mit Theodor Beza unterhielt, und während seines zweijährigen Aufenthalts in Italien noch ergänzt und vertieft. Nach seiner Rückkehr aus dem Auslande 1599 erscheint er in der mährischen Geschichte als ein Mann von feinerer Kultur und Lebensanschauung, die er sich in den vorgeschritteneren westlichen Ländern erworben hatte und nun in kostspieligen Bauwerken und einem vornehmen Auftreten zum Ausdruck brachte. Zugleich aber zeigte er sich auch als entschiedener Opponent gegen die katholische Regierung Rudolfs II. und Matthias' und als Gegner ihrer gegenreformatorischen Bestrebungen. Sofort bei Ausbruch des böhmischen Aufstandes trat Welen v. Zierotin in das mährische Heer ein, wo er von Anfang an gemäss seiner politischen Bedeutung eine wichtige Stellung einnahm. Es ist bekannt, dass Mähren lange zögerte, sich dem Aufstande anzuschliessen. Unter dem Ein-

fluss Karls v. Zierotin, des politischen Führers der protestantischen Partei, hat Mähren trotz seiner nichtkatholischen Mehrheit die Neutralität bewahrt, da der vorsichtige Vetter des Welen, ein guter Kenner der politischen Verhältnisse in Europa, von vornherein überzeugt war, dass die böhmische Aktion gegen die Dynastie ein schlechtes Ende nehmen musste. Es war natürlich, dass, je länger Mähren schwankte, desto stärker auf beiden Seiten das Bestreben wurde, dieses Land zu gewinnen. In Böhmen wusste man sehr gut, dass die Revolution ohne mährische Teilnahme ein blosses Stückwerk bleiben, dass ohne Mähren weder die österreichischen Länder noch Ungarn für den Aufstand zu gewinnen waren und dass so das Unternehmen letzten Endes scheitern müsste. Auf diesem Gedanken baute denn auch die Gegenpartei ihren Plan auf, stand es doch noch in guter Erinnerung, dass auch im Jahre 1547 die böhmische Aktion zur Unterstützung der deutschen Evangelischen hauptsächlich deshalb versagt hatte, weil sich Mähren, das zweitwichtigste Land der böhmischen Krone, den Böhmen entgegenstellte. Deswegen war auch Wien besonders bemüht, sich die Treue der bedeutendsten Persönlichkeiten der protestantischen Partei in Mähren zu erhalten, namentlich die des Welen v. Zierotin, eines der hervorragendsten ihrer Mitglieder. Und wir haben interessante Belege dafür, dass selbst Ferdinand II. nach dem Tode des Kaisers Matthias (1619) darauf bedacht war, durch mancherlei Aufmerksamkeiten Welen v. Zierotin auf seiner Seite zu halten.

Graf Heinrich Matthias Thurn rechnet es sich in einem seiner Memoranden über den böhmischen Aufstand zu seinem Verdienst an, dass es ihm endlich nach langen Kämpfen im Schosse der Gesellschaft der mährischen Stände gelungen sei, Welen v. Zierotin für die böhmische Partei zu gewinnen. Dies geschah allerdings nicht ohne Mitwirkung auch anderer Freunde Zierotins, unter denen besonders der Jägerndorfer Markgraf Johann Georg und der Pfälzer Joachim Camerarius eine hervorragende Rolle innehatten. Mit dem revolutionären Umsturz, den Welen v. Zierotin mit Hilfe des von ihm gewonnenen mährischen Heeres am 2. Mai 1619 in Brünn herbeiführte, trat endlich auch Mähren dem Aufstande bei. So stand nun das ganze Königreich Böhmen geeinigt da — Schlesien und die Lausitz hatten sich schon früher den Böhmen angeschlossen —, und der Konflikt mit der Dynastie war tatsächlich unversöhnlich geworden. Die revolutionäre Regierung Mährens wählte v. Zierotin zum Landeshauptmann und legte zugleich die finanzielle Verwaltung des Landes in seine Hände. Da der Landeshauptmann kraft seines Amtes auch Oberbefehlshaber sämtlicher Streitkräfte des Landes war, ver-



Ladislaus Welen h. von Zierotin

Nach einem Porträt aus der Bildergalerie
der gräflichen Familie Zierotin in Blauda (Mähren).



Schloss Lundenburg in Mähren (Teilansicht). Stammsitz Welens v. Zierotin, jetzt Besitz des Fürsten Liechtenstein, nur noch teilweise bewohnt.



Mährisch-Trübau. Schlossturm. Erbaut 1611 von Welen v. Zierotin.

einigte Welen im wesentlichen die gesamte Gewalt[9]) in seiner Person. Und er hat diese Stellung trotz der Opposition der gemässigten und der katholischen Partei auch mit aller Entschiedenheit behauptet.

Der hauptsächlich durch den Misserfolg der pfälzischen auswärtigen Politik herbeigeführte Zusammenbruch des böhmischen Aufstandes bedeutete selbstverständlich auch den Sturz seiner sämtlichen Führer. Nachdem alle Versuche, einen Pardon zu erwirken, versagt hatten, musste im April 1621 auch Welen v. Zierotin von seinem Wohnsitz Mähr.-Trübau flüchten. Er begab sich nach Neisse zum Jägerndorfer Markgrafen Johann Georg, der in dieser Gegend den letzten Widerstandsversuch organisierte und sodann in Verbindung mit dem Fürsten Bethlen Gabor den Krieg in Mähren und in Ober-Ungarn bis zum Beginn des Jahres 1622 weiterführte. Das erfolglose Ende auch dieses Unternehmens[10]), in dem sich besonders Welen v. Zierotin und Graf Heinrich Matthias Thurn exponiert hatten, bewirkte, dass sich diese erste böhmisch-mährische Emigration sozusagen über die ganze Welt zerstreute. Die einen blieben in Ungarn und Siebenbürgen bei Bethlen Gabor, die anderen suchten Zuflucht in Deutschland, Holland oder England, kurz überall dort, wo ihnen die Möglichkeit einer weiteren politischen oder kriegerischen Betätigung in habsburg-feindlichem Sinne winkte oder wo sie in Sicherheit eine glücklichere Wendung in der böhmischen Sache erwarten konnten. Welen v. Zierotin begab sich von Siebenbürgen über Venedig in die Schweiz, wo in Genf seine beiden älteren Söhne Johann und Bartholomäus studierten, und von da zu Friedrich von der Pfalz und zum Grafen Mansfeld, der im Jahre 1622 in der Pfalz einen weiteren Kampf um das Geschick seines Herrn und somit auch um das Geschick der böhmischen Emigranten führte. Der Misserfolg auch dieser Mansfeldischen Aktion veranlasste Zierotin, im Einvernehmen mit Friedrich von der Pfalz, den westlichen Kriegsschauplatz zu verlassen, um näher der Heimat einen günstigeren Augenblick zum abermaligen Eingreifen abzuwarten. Während des Jahres 1623 weilte er teils in Frankfurt a. d. O., teils in Berlin, wo er die böhmische Emigrantin Anna Maximiliana v. Oppersdorf heiratete, nachdem seine erste Gemahlin Elise v. Thurn, eine Nichte des Grafen Heinrich Matthias v. Thurn, aus Gram und Aufregung über den Sturz ihres Mannes und

[9]) Über den Verlauf des böhmischen Aufstandes berichtet A. Gindely in seiner Arbeit „Dějiny českého povstání" (Geschichte des böhmischen Aufstandes), in der auch kurze Abhandlungen über die mährischen Ereignisse enthalten sind, insoweit Gindely von ihnen Kenntnis hatte.

[10]) Über den Jägerndorfer Markgrafen siehe die Arbeit des H. Schulz, „Markgraf Johann Georg v. Brandenburg-Jägerndorf". Halle 1899.

über die Konfiskation seines gesamten Vermögens zu Beginn des Jahres 1622 in Mähr.-Trübau gestorben war.

Anna Maximiliana v. Oppersdorf, mit der wir uns noch in der Elbingischen Geschichte der Zierotins befassen werden, war eine Tochter Wilhelms von Oppersdorf und stammte aus einer ursprünglich zwar schlesischen Familie, die jedoch seit längerer Zeit auch in Böhmen und Mähren ansässig und daher schon ziemlich tschechisiert war. Sie war die Witwe Peters v. Schwamberg, eines der reichsten böhmischen Magnaten und Erben des fürstlichen Vermögens des berühmten Geschlechts von Rosenberg, das in Böhmen im Jahre 1611 ausgestorben war.[11]) Peter v. Schwamberg hatte das Ende des Aufstandes nicht mehr erlebt, 1620 war er in Prag plötzlich gestorben. Seine Gemahlin Anna Maximiliana hatte noch in diesem Jahre nach der Schlacht am Weissen Berge (8. Nov.) samt ihren Kindern Prag in aller Eile verlassen und sich ins Ausland begeben. Infolgedessen waren nicht nur die Güter ihres Mannes, die die Konfiskationskommission auf viele Millionen abschätzte und auf denen einige Tausend Untertanen sassen, bedingungslos beschlagnahmt worden, sondern auch ihr eigenes Vermögen, das hauptsächlich aus der Herrschaft Ronsberg in Böhmen bestand, obwohl sonst das Vermögen der Rebellenfrauen, sofern sie in der Heimat verblieben, der Konfiskation nicht anheimfiel. Ihre Flucht war so überstürzt, dass sie nicht einmal ihre beweglichen Kostbarkeiten, wie Silbergefässe, Tapeten, Kleidungsstücke usw., deren Wert sie auf 100 000 Taler schätzte, mitnehmen konnte, sondern sie in 11 Kisten einem kaisertreuen Adligen mit dem Vorbehalt der späteren Ausfolgung in Verwahrung gab. Diesem Vorbehalt hat der betreffende Adlige nicht entsprochen, sondern alles mit dem bekannten bevollmächtigten kaiserlichen Gubernator in Böhmen, Fürsten Karl von Liechtenstein[12]), geteilt, so dass die unglückliche Frau um ihr ganzes Vermögen kam. Als 12 Jahre später der Kurfürst von Sachsen von dieser dazumal in Meissen lebenden Dame ein Darlehn zugunsten der Kriegserfordernisse zu erlangen suchte, antwortete sie ihm in bitterer Erinnerung an ihren ehemaligen Reichtum, dass sie seinerzeit aus Böhmen nicht einmal soviel mitgenommen habe, um davon ein halbes Jahr mit der Familie leben zu können, und dass sie ohne die Unterstützung von Freunden und Gönnern in der Fremde hätte elend zugrunde gehen müssen. Anna Maximiliana hatte näm-

[11]) Israel Hoppe hat etwas über die Vergangenheit dieser Frau gehört, wie aus seiner freilich nicht ganz richtigen Notiz zum 22. Juni 1629 hervorgeht. Bei Toeppen, S. 409.

[12]) F. Bílek, České konfiskace. (Die böhmischen Konfiskationen.) Prag 1882, Bd. I, S. 664.

lich, als sie von Böhmen floh, acht Kinder, von denen die jüngste Tochter noch unmündig war. Welen v. Zierotin hatte, wie aus manchen Nachrichten erhellt, zu dieser Zeit seine Barschaft zum grössten Teil bereits verbraucht, wohl nicht zum geringsten Teil auch zur Bestreitung des Krieges, den er in den Jahren 1621—1622 in Verbindung mit dem Jägerndorfer Markgrafen führte. Dass er sich trotzdem zur Ehe mit Anna Maximiliana entschloss, ist wohl einerseits auf ihre verwandtschaftlichen Beziehungen — die Nichte der Anna Maximiliana war in Mähren mit einem nahen Verwandten Welens verheiratet — zurückzuführen, anderseits vielleicht auch auf die geistigen Qualitäten dieser Frau, die es nach ihrer Flucht aus der Heimat verstanden hat, drei Jahrzehnte lang mit der Ungunst des Schicksals zu ringen und standhaft für das Wohl ihrer schwer geprüften Familie Sorge zu tragen.

Ein neuer Krieg Bethlen Gabors mit dem Kaiser im Jahre 1623 brachte unsern Zierotin abermals auf den Kampfplatz. An der Seite des Markgrafen Johann Georg, des Grafen Thurn und anderer Freunde aus der Emigration trat er wiederum in Mähren gegen das kaiserliche Heer in den Kampf und war hier nicht ohne Erfolg bemüht, einen neuen Aufstand gegen Ferdinand II. ins Werk zu setzen. Seine Korrespondenz aus derselben Zeit mit Friedrich von der Pfalz erweist, dass all dies im Einvernehmen mit dem ehemaligen böhmischen König erfolgte. Aber auch diese Unternehmung blieb für die Emigration erfolglos, weil die westlichen Verbündeten Bethlen Gabor keine Hilfstruppen in die böhmischen Länder zu schicken vermochten. Welche Bedeutung man aber trotzdem der Anwesenheit Welens v. Zierotin und des Grafen Thurn in Mähren beimass, bezeugt die Tatsache, dass man in den Friedensbedingungen von Bethlen Gabor ursprünglich die Auslieferung dieser beiden „Hauptrebellen" und Führer der politischen Bestrebungen der im Ausland weilenden Flüchtlinge verlangte.

Nach diesem Kriegsversuch nahm Welen v. Zierotin mit dem ganzen Kreis der böhmischen Emigration seinen Aufenthalt in Berlin, wo der damalige Kurfürst von Brandenburg den Flüchtlingen gern Zuflucht gewährte. Zierotins Briefwechsel mit Joachim Camerarius und daher auch mit dem Kreise um Friedrich von der Pfalz zeigt, dass die böhmische Emigration in Berlin trotz aller bisherigen Misserfolge ständig auf die Politik der westlichen Mächte blickte und von diesen ein neues kriegerisches Eingreifen zu ihren Gunsten zu erreichen suchte, wobei Zierotin selbst den schriftlichen Verkehr namentlich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, auf dessen Mitwirkung man stets rechnete, vermittelte. Im Jahre 1625 wurde auch Zierotin von der böhmischen Emigration im Einvernehmen mit dem

Berliner Hofe mit der Aufgabe betraut, Friedrich von der Pfalz ein schön geschriebenes Exemplar der Revelation des Sprottauers Christoph Kotter nach dem Haag zu überbringen, durch die Friedrich zu weiterer Tätigkeit angespornt werden und aus der er neue Hoffnungen auf eine glücklichere Wendung seines Geschickes schöpfen sollte. Und als dann im Westen eine neue Koalition unter englischem Einfluss zugunsten des Pfälzers zustande kam, hat sich Welen v. Zierotin an dem Versuch, einen abermaligen Aufstand in den böhmischen Ländern und einen Krieg in Mähren unter Mithilfe Bethlen Gabors anzufachen, wiederum lebhaft beteiligt. Dies geschah in dem bekannten Feldzuge des Grafen Mansfeld und der dänischen Truppen nach Schlesien in den Jahren 1626—1627. Es gelang ihnen, einen bedeutenden Teil Schlesiens, namentlich des Troppauer und Jägerndorfer Gebiets, und ein Stück des benachbarten Mähren zu nehmen und auch längere Zeit besetzt zu halten.[13]) Wie aus manchen Dokumenten hervorgeht, trat damals Welen v. Zierotin unter den Emigranten, die mit den Dänen zurückkehrten, als bevollmächtigter Kommissär des dänischen Königs hervor, namentlich im Jahre 1627. Gemeinsam mit den dänischen Offizieren half er die Streitkräfte der Verbündeten gegen Waldstein organisieren und wirkte auch bei diplomatischen Botschaften an Bethlen Gabor mit. Aber auch diese ganze Aktion scheiterte bekanntlich, da es nicht gelang, Bethlen Gabor zu wirksamen Operationen zu bewegen. Das Ende war die abermalige Vertreibung der Zurückgekehrten aus der Heimat. Im folgenden Jahre weilte Zierotin schon wieder im Haag, beschäftigt mit den Vorbereitungen auf den einzigen politischen und militärischen Schritt, der noch übrig blieb. Der Weg führte nach Preussen, dorthin, wo der junge Gustav Adolf von Schweden mit seiner siegreichen Armee in Kämpfen gegen die Polen und Kaiserlichen stand. Auf ihn waren jetzt die letzten Hoffnungen der so oft getäuschten Emigranten gerichtet.

Aus der Chronik des Elbingers Israel Hoppe[14]) ersehen wir, welche erhöhte Bedeutung Westpreussen und namentlich die Stadt Elbing durch die Anwesenheit des Schwedenkönigs erlangte, als er im Kriege mit Polen diese Stadt 1626

[13]) Siehe hiezu J. O. Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg, Bd. II u. III. Magdeburg 1878 und 1894. Ferner Jul. Krebs, Schlesien in den J. 1626 u. 1627, in der Zeitschrift für die Gesch. Schlesiens, Bd. 20, 21, 25 und Jos. Zukal, Slezské konfiskace (Die schles. Konfiskationen) 1620—1630. Historický archiv české Akademie. (Hist. Archiv der böhm. Akademie). Prag 1916.

[14]) Israel Hoppes, Burggrafen zu Elbing, Geschichte des ersten schwedisch-polnischen Krieges in Preussen. Herausgeg. v. Max Toeppen in der Sammlung „Die preussischen Geschichtsschreiber des XVI. u. XVII. Jahrh.". Leipzig 1887.

zum Hauptquartier seiner Kriegsoperationen erwählt hatte und bald darauf auch zum Sammelplatz seiner Streitkräfte, mit denen er endlich den Religionskampf auf deutschem Boden aufzunehmen gewillt war. Die Chronik entrollt ein interessantes Bild davon, wie sich seit dem Jahre 1627 hervorragende militärische und politische Persönlichkeiten der österreichischen und böhmischen Emigration nach Elbing wandten und wie gern sie hier empfangen und gesehen wurden. Gustav Adolf hat ihre Verhältnisse gut gekannt, denn schon seit 1624 befand sich bei ihm der Sohn des Heinrich Matth. Grafen v. Thurn, Franz Bernhard v. Thurn, der sich bereits damals, als der Feldzug in Deutschland unter Führung des Grafen Mansfeld und Christians v. Halberstadt missglückt war, in die Dienste dieses Königs gestellt hatte, in der Hoffnung, unter ihm mit mehr Glück für die Sache der deutschen Evangelischen und somit auch für die der böhmischen Exulanten kämpfen zu können. Nach Preussen kam der junge Graf Thurn im September 1626 aus Livland, und zwar mit einem grösseren Truppenkörper.[15]) Aus der Chronik geht klar hervor, welcher Bedeutung und Beliebtheit er sich im schwedischen Heer und auch beim König selbst erfreute, der ihm in so manchen Dingen mehr ein Freund als ein Herr zu sein schien. Offenbar war es auch dieser junge böhmische Emigrant, der seinen Landsleuten und Schicksalsgenossen den Weg zum König ebnete, namentlich nach der Ankunft seiner Frau in Elbing, als er in dieser Stadt für längere Zeit festen Fuss gefasst hatte.[16])

Anfangs waren es besonders österreichische Edelleute, die sich, enttäuscht über den Ausgang des dänischen Krieges und zumeist von verwandtschaftlichen Beziehungen zur Familie Thurn geleitet, an Gustav Adolf anschlossen. Zu ihnen gehörten vor allem Maximilian Teufel von Gundersdorf und Johann Streif von Lauenburg, die im Jahre 1627 schon mit ganzen Regimentern nach Schweden zogen. Auch Freiherr von Preissing, Kapitän im Regiment des jungen Thurn, und ebenso vier Mitglieder der freiherrlichen Familie von Buchheim, die laut unserer Chronik in den Jahren 1627 und 1628[17]) in Elbing auftauchen, entstammen dem österreichischen Adel, waren aber schon vor 1620 auch in Mähren ansässig.

Um diese Zeit erscheinen in Elbing neben dem alten Grafen Thurn, der im Juli 1628[18]) aus Dänemark in dieser Stadt angekommen war, auch schon einige Vertreter der böhmischen Emigration. So Georg von Wartenberg, Wilhelm von

[15]) Hoppe, S. 101.
[16]) Ebenda, S. 117.
[17]) Ebenda, S. 208, 228, 249 u. 258.
[18]) Ebenda, S. 268.

Waldstein und ein „Herr von Zierotin", die zugleich als Mitglieder des königlichen Gefolges genannt werden[19]), ferner Andreas Kochticky, ein bedeutendes Mitglied der Emigration aus Schlesien. Welen von Zierotin selbst ist, wie Hoppe angibt, erst im April 1629 in Elbing angekommen, und zwar über Schweden. Der obenerwähnte Herr von Zierotin war Welens ältester Sohn Johann. Dieser junge Mann, der uns noch weiter in der Elbinger Geschichte interessieren wird, hatte, wie schon erwähnt, zugleich mit seinem jüngeren Bruder Bartholomäus in Genf studiert. Noch bevor Mähren dem Aufstande beigetreten war, hatte der Vater beide Söhne über Heidelberg nach Strassburg geschickt. Von dort waren sie mit ihrem Erzieher Johann Steinberger von Görlitz, dem späteren Professor der Akademie zu Groningen, wieder nach Genf zurückgekehrt, da ihnen nach der Katastrophe ihres Vaters die Heimat sozusagen ganz versperrt war. In der schweren finanziellen Lage Welens hatte sich dessen Vetter Karl von Zierotin, der im Aufstande kaisertreu geblieben war, der beiden Jünglinge angenommen und sie trotz seiner Entzweiung mit ihrem Vater Jahre hindurch im Auslande unterstützt. Erst im Jahre 1627, als auch ihn die immer ärger werdenden Verhältnisse in den böhmischen Ländern beinahe an den Rand des wirtschaftlichen und finanziellen Verderbens gebracht hatten, sah er sich gezwungen, die beiden Studenten ihrem Schicksal zu überlassen.[20]) Dies war gerade zu der Zeit, da ihr Vater nach dem Ende der dänischen Okkupation Oberschlesiens auf der Rückkehr nach Holland begriffen war, um dort Rettung zu suchen. Die Situation fand ihre Lösung in der Weise, dass der ältere der beiden Genfer Studenten sich sofort an den Schwedenkönig wandte, der ihm die Würde eines königlichen Kämmerers[21]) verlieh und ihm die Aufnahme in sein Heer gewährte. Als Gustav Adolf in dem blutigen Gefecht auf der Stuhmer Heide Gefahr lief, in die Gefangenschaft der kaiserlichen Truppen zu geraten, die Waldstein den Polen zu Hilfe geschickt hatte, da erwies sich der junge Johann v. Zierotin zum erstenmal als ein tapferer Kämpe, so dass sich in seiner Heimat das Gerücht verbreitete, er sei in diesem Treffen ums Leben gekommen.[22]) Am 6. Juni 1629

[19]) J. Hoppe, S. 276, 320.

[20]) Die Konzepte der Briefe Karls von Zierotin an die jungen Studenten und an ihren Erzieher Johann Steinberger befinden sich im schriftlichen Nachlass Karls v. Zierotin, der auf dem Schlosse der Grafen v. Zierotin in Bludow in Mähren aufbewahrt wird.

[21]) Laut der Belege im Stockholmer Reichsarchiv.

[22]) Hierüber hat Karl v. Zierotin am 1. September 1629 an Johann Amos Komensky (Comenius), der als Emigrant in Thorn u. Lissa lebte, geschrieben und ihn um Bestätigung dieser Nachricht gebeten, die ihm selbst über Genf zugekommen war.

brachte Welen von Zierotin auch seinen jüngsten Sohn Karl[23]) nach Elbing. Dieser war jahrelang in Mähren unter Karl v. Zierotin erzogen und 1628 nach Paris[24]) geschickt worden, von wo er nicht mehr in die Heimat zurückkehrte, sondern mit seinem Vater gleichfalls nach Preussen zog. Wie Hoppe berichtet, siedelte in demselben Monat auch Anna Maximiliana mit ihren Kindern von Stettin nach Elbing über, so dass seit Mitte des Jahres 1629 die ganze zahlreiche Familie in dieser Stadt untergebracht war. Die Bemerkungen Hoppes über Welen selbst und über seine Gemahlin[25]) zeigen, dass er über Vergangenheit und Bedeutung der Familie sehr gut unterrichtet war; ebenso hat er auch die Vergangenheit der Thurns gekannt, zu denen er übrigens ziemlich enge Beziehungen unterhielt, worauf auch der Umstand hinweist, dass ihm die Briefe des alten Grafen Thurn zur Verfügung gestanden haben.[26])

Die Lage der Familie, die in der Heimat eine sozusagen fürstliche Stellung innegehabt hatte, war nach dem nun zehnjährigen Exil nicht gerade glänzend. Im Reichsarchiv zu Stockholm befinden sich zwei Briefe der Anna Maximiliana von 1628 aus Stettin, aus denen hervorgeht, dass sie dort mit wirklichem Mangel zu kämpfen hatte. Hinweisend auf ihre Not, „die aller Sachen eine Meisterin ist", bat sie den Kanzler Oxenstierna, ihr möglichst bald jene 500 Taler auszuzahlen, die der schwedische König Welens Sohn Johann von dem Zoll in Elbing angewiesen und die Johann ihr abgetreten hatte. Auch Chrousts Angabe[27]), dass Welen v. Zierotin im Jahre 1629 den Grafen Abraham von Dohna, mit dem und mit dessen Brüdern er aus seinen pfälzischen Beziehungen gut bekannt war, gebeten habe, er möge ihm von dem Dohnaschen Gute Schlobitten bei Elbing irgendwelche Lebensmittel schicken, lässt auf missliche Verhältnisse schliessen. Sie offenbaren sich auch in einem Schreiben des damaligen königlich englischen Gesandten Thomas Roe, der in den Jahren 1629 und 1630 in Elbing bei Gustav Adolf eine diplomatische Mission hatte und von dort aus auch mit dem ehemaligen böhmischen König Friedrich von der Pfalz korrespondierte. Am 25. Februar 1630 übermittelte der Gesandte die Bitte Welens v. Zierotin an Friedrich, dieser möge, wenn es bei den allgemeinen Friedensverhandlungen möglich sein sollte, auch ihn, Welen, aus dem Exil und aus seinen Widerwärtigkeiten befreien, eingedenk

[23]) Hoppe, S. 402.
[24]) Laut Korrespondenz Karls v. Zierotin aus diesem Jahre.
[25]) Hoppe, S. 402 u. 409.
[26]) Ebenda, S. 312, 316, 290, 306.
[27]) A. Chroust: Abraham von Dohna, München 1896, S. 177. Chroust verwechselt jedoch hier Welen v. Zierotin mit dessen Vetter Karl, der niemals in Elbing war.

seiner Leiden und der Dienste, die er Friedrich erwiesen hätte.[28]) Daraus erhellt, dass Welen trotz seiner bisherigen Tätigkeit und trotz seines Bestrebens, die ganze Familie in den Diensten des Schwedenkönigs unterzubringen, doch je länger je lieber in die Heimat zurückgekehrt wäre, wenn die Bedingungen nur einigermassen erträglich gewesen wären. Das schwere Emigrantenleben, die vielen Opfer und das Scheitern aller bisherigen Kriegsunternehmungen hatten sie offenbar in einen Zustand versetzt, in dem sie an einer günstigen Wendung der Kriegsgeschicke und an der glücklichen Heimkehr in die Heimat zu zweifeln begannen.

Diese drückende Lage hat es verursacht, dass zu der Zeit, da fast in ganz Preussen eine verheerende Pest ausbrach, die auch in Elbing wütete, Welen v. Zierotin mit den Seinen vor der drohenden Gefahr nicht anderwärts Zuflucht suchen konnte, wie es dazumal allgemein üblich war. Nach einer Bemerkung von Döring und Philippi zu dem französischen Schreiben Welens v. Zierotin an den polnischen Obersten Grafen G. Dönhoff[29]), mit dem Welen offenbar aus früherer Zeit bekannt war, scheint es ihm selbst wohl gelungen zu sein, für eine gewisse Zeit bei der Familie Dönhoff in Danzig Unterkunft zu finden, vielleicht sogar mit einem seiner Söhne. Seine Gemahlin Anna Maximiliana ist jedoch mit der ganzen übrigen Familie in Elbing von der bösen Seuche ergriffen worden, der auch sechs ihrer Kinder zum Opfer fielen. Sie selbst schwebte längere Zeit zwischen Leben und Tod. Karl von Zierotin, den inzwischen die Religionspatente gegen die Nichtkatholiken in Mähren aus der Heimat vertrieben hatten, weilte um diese Zeit als Emigrant in Breslau. Als er von diesem schweren Schicksalsschlage Kenntnis erhielt, hat er seinem Vetter in einem Schreiben vom 16. Februar 1630 sein aufrichtiges Beileid zum Ausdruck gebracht und ihm sofort 200 Dukaten geschickt, da er erfahren hätte, dass seine Familie wegen augenblicklichen Geldmangels nicht rechtzeitig Elbing habe verlassen können. Übrigens war es wohl schwer, sich vor der Pest in Sicherheit zu bringen, denn nach Hoppes Darstellung verbreitete sie sich, offenbar vom Militär verschleppt, über das ganze Land und raffte auch viele bedeutsame Persönlichkeiten dahin, so die Gemahlin des schwedischen Feldmarschalls H. Wrangel, den ältesten Sohn des schwedischen Kanzlers Oxenstierna und viele Offiziere, die sicherlich vorübergehend auch anderwärts hätten Aufenthalt nehmen können. Von dieser Katastrophe ist die Familie wohl zu Beginn des Jahres 1630 heimgesucht worden, denn das Schreiben Karls

[28]) S. R. Gardiner, Letters relating to the mission of Sir Thomas Roe to Gustavus Adolfus 1629—1630. London 1875, S. 74.

[29]) Doering u. Philippi, S. . .

v. Zierotin spricht von Anna Maximiliana als von einer infolge der Seuche noch immer schwer kranken Frau. Hier ist zwar davon die Rede, dass ihr sechs Töchter gestorben seien („... sechs Edelfräulein von Schwamberg, Kinder Eurer Frau Gemahlin, infolge Ansteckung von der Seuche ..." heisst es in diesem tschechisch geschriebenen Briefe). Es muss jedoch „sechs Kinder" heissen, denn von den acht Kindern Anna Maximilianas waren, wie Hoppe selbst anführt, nur vier Töchter. Das stimmt auch mit den Nachrichten tschechischer Genealogen überein, die hingegen vier Söhne der Anna Maximiliana[30]) kennen. Aus der Korrespondenz und weiteren Geschichte dieser Familie kann man entnehmen, dass nur die jüngste Tochter übrig geblieben ist, Maria Katharina, die noch nach Jahren in einer Supplik an den Kurfürsten von Sachsen daran erinnert, dass sie nach der Schlacht am Weissen Berge noch als unmündiges Kind von ihrer Mutter aus dem Königreich Böhmen ins Ausland gebracht wurde; ferner ein Sohn, der später in militärischen Diensten des Kurfürsten von Sachsen sein Leben beendete.

Aus diesen Nachrichten über den Tod von sechs Kindern der Frau Anna Maximiliana und aus dem Bericht Dörings und Philippis von den sechs ursprünglich im Tresor der Elbinger Marienkirche beigesetzten Särgen kann man schliessen, dass tatsächlich alle vier im Jahre 1859 gefundenen Särge und auch die beiden schon in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts geöffneten die Leichen der Kinder Anna Maximilianas geborgen haben. Hiermit würden allerdings alle Kombinationen der beiden Verfasser über den Tod eines von den Söhnen Welens von Zierotin und über ihre Ehen mit den Töchtern der Anna Maximiliana fallen. Denn wir besitzen bestimmte Nachrichten darüber, dass alle drei Söhne Welens diese Katastrophe überlebt haben. Johann ist erst 1632 in Süddeutschland als schwedischer Obristlieutenant gefallen, Bartholomäus fiel in den vierziger Jahren. Über den jüngsten Sohn, Karl, ist zwar nichts mit Sicherheit festgestellt, aber Anna Maximiliana selbst hat nach Jahren in einer nach Schweden gerichteten Supplik darauf hingewiesen, dass alle diese Söhne in den Diensten der schwedischen Krone den Tod gefunden haben. Zu Beginn des Jahres 1630 stand — wie wir auch später hören werden — noch nicht einmal Bartholomäus in der schwedischen Armee, um so weniger Karl, der um diese Zeit noch keine 20 Jahre zählte. So ist die Ro-

30) Der tschechische Genealog August Sedláček führt in seinem großen Werke „Hrady a zámky české" (Die böhm. Burgen und Schlösser) Prag 1884, Bd. III, S. 142 an, daß Anna Maximiliana 4 Söhne und 3 Töchter hatte. Unter den Töchtern nennt er jedoch nicht die jüngste, Maria Katharina, die schon früher erwähnt wurde. Von der Existenz dieses Kindes hat er offenbar deshalb keine Spur gefunden, weil er nur aus Nachrichten aus der Zeit vor 1620 schöpfen konnte.

mantik des Schicksals dieser böhmischen Familie in Elbing etwas ärmer geworden. Auch die Erzählung von dem schwedischen Ehepaar, das in Elbing plötzlich ein grausamer Tod ereilte, ist wohl später entstanden oder bezieht sich auf einen anderen Fall. Es wäre allerdings die Kombination möglich, dass Welens ältester Sohn Johann um diese Zeit bereits mit einer der Töchter Anna Maximilianas verlobt war, denn ein ähnlicher Fall hat sich später tatsächlich ereignet, als Welens zweitgeborener Sohn Bartholomäus die letzte und jüngste Tochter der Frau Anna Maximiliana heiratete. Bestimmteres lässt sich darüber jedoch nicht sagen, wenn auch das prächtige Kleid der einen in Elbing begrabenen Dame, wie es von den beiden Lokalhistorikern beschrieben wird, auf etwas Ähnliches hindeuten könnte.

Jedenfalls verkünden die Andenken an diese unglücklichen böhmischen Glaubensflüchtlinge heute noch eine Tragödie, wie sie die Geschichte nur spärlich aufweist, die Tragödie nicht nur eines der ältesten und bedeutsamsten böhmischen Geschlechter, der Herren von Schwamberg, sondern auch die Tragödie einer Nation, die im Kampfe um Gewissensfreiheit und politische Selbständigkeit in den religiösen Kämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts unter allen Völkern Europas das schwerste Opfer hat bringen müssen. In der Stadt Elbing ist auch der junge Franz Bernhard von Thurn, der Sohn des Führers des böhmischen Aufstandes, Grafen Heinrich Matthias v. Thurn, begraben, den der Tod gerade in dem Augenblick ereilte, als sich sein König zu jener Reise anschickte, die auch über das Geschick der böhmischen Exulanten entscheiden sollte. Auch all das, was der Chronist von Elbing über diesen jungen und heldenhaften böhmischen Emigranten und über sein Lebensende schreibt, ergibt zusammen mit anderen gleichzeitigen Erinnerungen noch heute, nach Jahrhunderten, ein Bild, das man nicht ohne Rührung betrachten kann.[31])

Hiermit ist die Aufzählung böhmisch-mährischer Edelleute in Elbing keineswegs erschöpft. In der in den schwedischen Staatsarchiven aufbewahrten Korrespondenz Welens v. Zierotin findet man auch eine Erinnerung an einen jungen mährischen Landsmann Zierotins. Er war ein Angehöriger des alten Geschlechts der Herren von Náchod, der im Jahre 1630 als Exulant gemeinsam mit seinem Freunde, dem Grafen Zdenko von Hoditz — der später als hervorragender Emigrantenoffizier der schwedischen Armee bekannt wurde —, in Elbing

---

[31]) Vgl. z. B. auch das von dem Elbingischen Prediger Joh. Schilius verfasste und zum Begräbnis des jungen Grafen Thurn herausgegebene Büchlein unter dem Titel: Ehrenschild der guten Streiter Christi ... Elbing 1624, und die dem Andenken des jungen Thurn gewidmeten und dort gedruckten Gedichtlein. (Stadtbücherei Elbing.)

bei Gustav Adolf Zuflucht suchte. Auch ihn hat aber dort der Tod ereilt. Auch Oberst Ehrenfried von Berbisdorf, der im Jahre 1630 in der schwedischen Armee diente, gehörte zur Schar der Vertriebenen, die schon seit 1621 an allen Kämpfen bis zur Beendigung des dänischen Krieges teilnahm. Und aus einheimischen tschechischen Quellen wissen wir, dass im Jahre 1630 unter dem Schutze des Schwedenkönigs auch der aus der böhmischen Geschichte wohlbekannte Historiker Pavel Skála von Zhoř in Elbing geweilt hat. Er verfasste hier im Exil ein umfangreiches Werk, eine zeitgenössische Geschichte Böhmens und eine zeitgenössische Weltgeschichte. Und vermutlich haben auch andere namhafte Emigranten in Elbing ihren Aufenthalt genommen, so dass hier eine Zeitlang eine ganze Gemeinde böhmischer Flüchtlinge bestand. War doch, wie Hoppe berichtet, der böhmische Zuzug nach Preussen damals in stetem Anwachsen. Auch anderwärts finden sich solche Gemeinden, z. B. im nahen Thorn oder in Lissa, wo die aus den Böhmischen Brüdern hervorgegangenen Emigranten ihren Hauptsitz hatten. Unsere Blicke richten sich aber ganz besonders auf die Elbinger Exulantengruppe, denn sie hat dem Streben eines grossen Teils des tschechischen Volkes nach Restitution die allerschwersten Opfer gebracht. Die meisten davon sind während des langen Krieges auf den Schlachtfeldern geblieben, freilich ohne dass sie damit ihren Landsleuten irgendeinen Nutzen gebracht hätten.

Bald nach den tragischen Vorgängen in Elbing ist auch Welen v. Zierotin selbst in schwedische Dienste getreten. Der König verhandelte darüber mit seinem Kanzler Oxenstierna schon im Oktober 1629[32]), und am 8. April 1630 befahl er ihm, Zierotin zum schwedischen Kriegsrat mit dem Gehalt eines Obristen[33]) zu ernennen. Aus schwedischen Akten geht hervor, dass Zierotin bei Gustav Adolf einige Audienzen hatte, in denen er dem König seine Gutachten über den zukünftigen Krieg gegen den Kaiser abgab. Auf eine dieser Unterredungen bezieht sich auch das Schreiben Gustav Adolfs an Oxenstierna vom 30. August 1630. Dem Kanzler wird neuerdings anbefohlen, Zierotin ein solches Einkommen zu bemessen, dass er imstande sei, eine seiner Stellung entsprechende[34]) Lebensweise zu führen. Dies war zur selben Zeit, als auch Welens zweiter Sohn Bartholomäus in die schwedische Armee eintrat, und zwar direkt in die

[32]) Rikskanslern Axel Oxenstiernas skrifter och brefvexling. II, 1. S. 531.
[33]) Ibidem. II, 1., S. 585.
[34]) Ibidem. S. 642.

berittene Leibgarde des Königs.[35]) Im Juni 1631 brachte Welen v. Zierotin seine Familie von Elbing nach Stettin zurück, wohin inzwischen das Hauptquartier für die in Vorbereitung stehenden schwedischen Operationen in Deutschland verlegt worden war. In Elbing kehrte wieder mehr Ruhe ein, doch verliessen erst im Januar 1636 die letzten schwedischen Truppen die Stadt.

Welen wurde zu der in Brandenburg stehenden schwedischen Armee geschickt, und zwar zu dem Truppenkörper, der nach seinen eigenen Vorschlägen für den Feldzug nach Schlesien bestimmt war, um dort und in den benachbarten böhmischen Ländern einen neuen Aufstand gegen den Kaiser hervorzurufen. So war Zierotin wieder zu dem Plane zurückgekehrt, den die Emigration schon einigemal, zuletzt während des dänischen Krieges, ins Werk hatte setzen wollen. Aus seinem Briefwechsel mit dem Kanzler Oxenstierna erhellt, dass Zierotin in diesem Sinne auch schon eine weitverzweigte Korrespondenz mit seinen Landsleuten eingeleitet hatte. Der Lauf der Ereignisse in Deutschland zwang jedoch den König, von dem schlesischen Plane Abstand zu nehmen und sich mit ganzer Wucht ins Innere des Reiches zu wenden. Die Schlacht bei Breitenfeld bot indessen der böhmischen Emigration eine neue Möglichkeit zur Rückkehr in die Heimat, nämlich den Weg von Sachsen unmittelbar nach Böhmen. Es ist bekannt, dass Gustav Adolf selbst die Kriegsaufgaben unter seine Freunde in der Weise verteilte, dass sich die Sachsen nach Schlesien zu wenden hätten, während die böhmische Emigration selbst unter Führung des Grafen Thurn und Welens v. Zierotin in Böhmen und Mähren operieren sollte. Am 7. November 1631 erhielt Welen in Würzburg vom König ein Patent, das ihn als ehemaligen Hauptmann der Markgrafschaft Mähren — „zu unsern Diensten und seines Vaterlandes des Markgraftums Mähren heilsamer Restauration und Restabilierung der darinnen fast zerfallenen Libertät" — zur Anwerbung von 3 Fussregimentern zu je 1800 Mann und 2500 Pferden auf künftige Rechnung der Markgrafschaft Mähren ermächtigte.[36]) Wie bekannt, hat Sachsen, das von Anfang an der Emigration nicht geneigt war, diesen Plan vereitelt, indem es Prag und einen Teil Böhmens durch sächsische Truppen besetzte. Graf Thurn und Welen v. Zierotin kehrten daraufhin in die Heimat zurück, und Welen, der mit seiner Familie damals nach Sachsen übergesiedelt war, bemühte sich,

[35]) Schreiben des Bartholomäus v. Zierotin an den Kanzler Oxenstierna im schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm.

[36]) Sächsisches Staatsarchiv zu Dresden: Originalbrief Gustav Adolfs an den Kurfürsten Johann Georg und Kopie des königl. Patents an Welen v. Zierotin.

in Böhmen wenigstens die ehemaligen Güter seiner Frau wiederzuerlangen. Die sächsische Politik leistete jedoch, wie aus der umfangreichen Korrespondenz der Emigranten mit dem Dresdener Hofe über eine ähnliche Angelegenheit hervorgeht, der Emigration nur sehr geringe Hilfe. Die Enttäuschung der Familie war um so bitterer, als eben damals, im Jahre 1632, Zierotins ältester Sohn Johann, der schon in der grossen Schlacht bei Breitenfeld an des Königs Seite gekämpft hatte und im September 1631 bereits Oberstleutnant in der Hornschen Armee geworden war, bei der Belagerung der Stadt Hochstätten im Bistum Bamberg fiel. Ebenso ein Verwandter der Zierotins, der uns schon aus Elbing bekannte Oberstleutnant Wilhelm von Waldstein. Dies geht aus den Briefen Karls v. Zierotin hervor, der die beiden tüchtigen jungen Männer tief bedauerte. Es scheint, dass obendrein um diese Zeit auch Welens jüngster Sohn Karl als schwedischer Offizier gefallen ist, da Karl v. Zierotin nach Johanns Tode nur noch von Bartholomäus als dem einzigen noch lebenden Sohn Welens spricht. (Schreiben an seine Tochter Bohunka vom 6. Mai 1632.) Auch hat Bartholomäus selbst im Jahre 1640 dem General Banér geschrieben, dass seine beiden Brüder „in der löblichen Cron Schweden Diensten ihr Leben treu geendet“ haben.

Der Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen war für die Emigration ein neuer schwerer Schlag. Der König war seinen böhmischen Freunden sehr gewogen gewesen, und seine Gunst und Hochschätzung steigerte sich mit dem Anwachsen ihrer Zahl in den schwedischen Regimentern. Waren diese Soldaten doch keine blossen Söldner, sondern auch Kämpfer für ihre eigene Sache, die grosse materielle Opfer brachten, indem sie ganze Truppenkörper zunächst auf eigene Kosten anwarben, um so dem Könige die Kriegsführung im grossen Maßstabe zu ermöglichen. Nunmehr nahm der Krieg einen anderen Charakter an, da die schwedische Politik immer mehr auf die verschiedensten Interessen Bedacht nehmen musste. Nichtsdestoweniger ist in den Operationsplan, den der Kanzler Oxenstierna nach des Königs Tode entwarf, der Feldzug nach Schlesien aufgenommen worden. In den Jahren 1633 und 1634 sehen wir Welen v. Zierotin bei den Schweden in Breslau, wo er an der Seite des Obersten Duwal und des Grafen Heinrich Matthias v. Thurn eifrig bemüht war, das Land für die Koalition und für die Verbündeten zu gewinnen. In Schlesien hat er dann all die unglücklichen Phasen der militärischen Unternehmungen

[37]) G. Loesche, Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Jahrbuch der Gesellschaft f. d. Gesch. des Protestantismus im ehem. Österreich. Wien u. Leipzig 1923, S. 127.

[38]) Staatsarchiv in Dresden.

gegen Waldstein und gegen andere kaiserliche Truppen mitgemacht, er war Zeuge der Katastrophe von Steinau am 11. Oktober 1633 und musste es erleben, wie Schlesien abermals in die Hände der Kaiserlichen fiel. Seine Korrespondenz mit dem schwedischen Kanzler zeigt auch, dass grösstenteils Welen selbst dazu beitrug, wenigstens die letzten Stellungen in Schlesien zu behaupten und das schwedische Kontingent zu retten, dessen Führung er persönlich nach Duwals Tode im Jahre 1634 übernommen hatte. Aber die am 6. September erfolgte neuerliche Niederlage der Schweden bei Nördlingen, bei der sein letzter Sohn Bartholomäus, damals schon Oberst, in feindliche Gefangenschaft geriet, liess seine Tatkraft erlahmen. Zu Ende des Jahres 1634 weilte er zwar noch immer in Breslau, doch sein ganzes Sinnen war jetzt nur noch darauf gerichtet, durch Vermittlung des sächsischen Kurfürsten oder — wovon damals viel die Rede war — bei den allgemeinen Friedensverhandlungen mit Schweden die Aussöhnung mit Kaiser Ferdinand II. herbeizuführen. Auf diese Weise glaubte er den Sohn retten zu können, der in Graz gefangen gehalten wurde und den man noch immer als kaiserlichen Untertan betrachtete. Die Hoffnung der ersten böhmischen Emigration, die seit 1621 so viele Enttäuschungen erlebt hatte, war tatsächlich von Grund aus erschüttert worden. Das beweist auch das Verhalten vieler anderer Schicksalsgenossen Zierotins, namentlich des Grafen Heinrich Matthias v. Thurn, der sich nach dem Jahre 1634 ganz ins Privatleben zurückzog.

Welen v. Zierotin vermochte die Versöhnung mit dem Kaiser nicht zu erreichen, da er allzusehr kompromittiert war. Seit 1636 befindet er sich schon als Privatmann unter vielen seiner Landsleute in Polen, und zwar teils in der Stadt Posen, teils in dem Städtchen Scharfenort bei Samter. Seinem Sohn war es mittlerweile doch gelungen, die Freiheit zu erlangen. Die alten Freunde seines Vaters hatten ferner für ihn das kaiserliche Versprechen erwirkt, dass er die Rückerstattung eines Teiles des väterlichen Vermögens zu gewärtigen habe, falls er die schwedischen Dienste aufgeben und in die Heimat zurückkehren werde. Bartholomäus v. Zierotin hat sich zu diesem Schritte entschlossen. Über Paris und, wie es scheint, auch über England reiste er im Jahre 1636 nach Schweden und quittierte den Militärdienst. Mit Empfehlungsschreiben der Könige von England und Polen und auch des sächsischen Kurfürsten kam er 1637 in Wien an, wo seit kurzem der friedensgeneigte Ferdinand III. regierte. Es schien, als ob man bei diesem Fürsten, mit dem gleichsam eine neue Generation zur Herrschaft kam, ein grösseres Verständnis für die Leiden der Vertriebenen finden werde. Auch die Familie Zierotin hat in dieser Erwartung

ihren Trost gesucht. Welen und seine Gemahlin Anna Maximiliana hatten ihrem Sohne die Vollmacht erteilt, in Wien nicht nur über die Rückgabe wenigstens eines Teiles ihres konfiszierten Vermögens zu verhandeln, sondern auch über ihre persönliche Pardonierung, durch die ihnen die Rückkehr in die Heimat eröffnet worden wäre, Bartholomäus v. Zierotin hat in Wien und in Mähren beinahe zwei volle Jahre zugebracht. In den Archiven des ehemaligen Österreich ist eine Menge von Papieren aus dieser Zeit aufbewahrt, die ein beredtes Zeugnis davon geben, wieviel dieser letzte Sohn Welens — und damals auch schon Gemahl Maria Katharinas v. Schwamberg, der jüngsten Tochter der Anna Maximiliana — aufgeboten hat, um auch nur einen Rest zu retten und so der Familie aus den ärgsten wirtschaftlichen Nöten zu helfen. Seine Mühe war jedoch vergeblich. Allenthalben stiess er auf Ungunst und Schwierigkeiten, weil er, wie er selbst später seinen schwedischen Freunden schrieb, wenig Lust zeigte, seinen Glauben zu verraten oder sich „spaniolisieren“ zu lassen. Es waren besonders die massgebenden Kreise des Wiener Hofes, die alle seine Vorstellungen beim Kaiser vereitelten, wie sie überhaupt alle Supplikanten aus der Emigration fernzuhalten suchten. Denn dank der Freigebigkeit des ihnen allzu gewogenen Ferdinand II. waren sie selbst Besitzer der meisten konfiszierten Güter geworden, und sie mussten jedes Berühren der Konfiskationsangelegenheit fürchten, da es allerlei unliebsame Zweifel an der Rechtmässigkeit dieser Massnahme im Gefolge gehabt hätte.

In tiefer Verbitterung kehrte Bartholomäus v. Zierotin gegen Ende des Jahres 1639 zu seiner Familie nach Polen zurück. Sein Vater hat diesen Schlag nicht mehr erlebt. Im Jahre vorher war er gestorben. Seinen Todestag kennen wir leider nicht, ebensowenig den polnischen Ort, wo er sein bewegtes Leben beschloss und wo er begraben liegt. In dieser für die Hinterbliebenen jetzt geradezu verzweifelten Lage entschloss sich Bartholomäus, neuerdings in schwedische Dienste zu treten, um wenigstens so das ihm zugefügte Unrecht zu rächen. Im sächsischen Staatsarchiv zu Dresden liegt eine ganze Reihe seiner später aufgefangenen Briefe, die er an die schwedischen Freunde geschrieben hat. Sie gewähren einen Einblick in die Tragik dieser Familie, die für den Wiener Versuch den letzten Rest ihres Vermögens aufgeopfert hatte und nun auf dem kleinen Pachtgut Gogelevo in Posen ihr Leben fristete. „Wil tausendmal lieber, Gott sei mein Zeug, mit Euch lieben Cameraden im Feld trücken Brot und Wasser verzehren, als bei so gesporrten Gemüttern und teils gar Mamelucken am kais. Hof mit ihren spanischen Manestorten tractirt sein“ — so schreibt er im Jahre 1640 dem Obersten Wittenberg, und schon

diese Worte kennzeichnen seine in Wien gewonnenen Eindrücke. In der schwedischen Armee scheint er wieder Aufnahme gefunden zu haben. Näheres darüber ist nicht bekannt, wir wissen nur soviel, dass er im Jahre 1644 bereits tot war und dass die Wiener Fiskalämter wegen seines abermaligen Übertrittes in schwedische Dienste alle seine früher in Wien wenigstens formell anerkannten Ansprüche annulliert haben.

Die schwedischen Archive bewahren noch zahlreiche Briefe seiner Witwe Maria Katharina und ihrer Mutter Anna Maximiliana aus der Zeit nach dem für die Emigration unglücklichen westphälischen Frieden. Sie enthalten die wiederholte Bitte der beiden Frauen an die schwedische Krone, man möge ihnen wenigstens die Auslagen, die alle drei Söhne Welens v. Zierotin und auch er selbst in den Diensten des schwedischen Heeres aus eigenem Säckel bestritten hatten und für die ihnen noch nicht der volle Ersatz geleistet worden war, zurückerstatten. Eine Reihe ähnlicher Schreiben finden sich im sächsischen Staatsarchiv. Sowohl Anna Maximiliana, die noch 1650 am Leben war, als auch ihre Tochter, der aus der Ehe mit Bartholomäus v. Zierotin das Töchterlein Susanna Katharina geblieben ist, haben in ihrer schweren Lage bis zum letzten Augenblick in der Hoffnung auf die Gnade des Kaisers Trost gesucht und sich allenthalben, namentlich beim Kurfürsten von Sachsen, um Fürsprache beworben. Beide Damen, die sich noch im Jahre 1646 in Lissa in Polen aufhielten, sind nach dem westphälischen Frieden nach Schlesien gezogen, um dort unter dem Schutze des Herzogs von Liegnitz ihr Leben zu fristen. Dieser hatte schon in früheren Jahren der Familie Zierotin seine Zuneigung bewiesen, indem er ihr vor dem Jahre 1640 ein kleines Gut, Gross-Janowitz, schenkte, wie aus den Briefen des Bartholomäus v. Zierotin hervorgeht. Das Gut war allerdings durch den Krieg sehr entwertet, zumal es die Familie, solange noch Welen v. Zierotin lebte und keine Pardonnierung erhielt, nicht bewohnen durfte. Jetzt endlich konnte man es besser bewirtschaften. Im Jahre 1655 heiratete Bartholomäus' Tochter, Susanna Katharina, ihren Verwandten Friedrich Wilhelm v. Oppersdorf, der gleichfalls aus der böhmischen Emigration stammte. In welcher Lage sich jedoch die Familie auch in Gross-Janowitz befand, zeigt der Umstand, dass sich diese Frau noch 1669 mit Hilfe des fürstlichen Hofes in Liegnitz wegen der Prätensionen ihrer Eltern nach Wien wandte und alles aufbot, um auf diesem Wege noch etwas zu erreichen. Neun Jahre später war niemand mehr von ihnen am Leben. Am 30. Oktober 1678 bezeugt die fürstliche Verwaltung in Liegnitz, dass die Gläubiger folgender Verstorbenen: der Frau Anna Maximiliana v. Zierotin, geb. v. Oppersdorf, der Frau

Maria Katharina v. Zierotin, geb. v. Schwamberg, der Frau Susanna Katharina geb. v. Zierotin und des Herrn Friedrich Wilhelm v. Oppersdorf, das von ihnen hinterlassene Gut Gross-Janowitz in Besitz genommen und es dem Christoph Wenzel Grafen von Nostitz verkauft haben.[39])

Dies ist wohl das letzte historische Dokument über die Familie Welens v. Zierotin; mit ihm findet die beinahe 60 Jahre dauernde Tragödie einer Familie, die in den Ländern der böhmischen Krone zu den hervorragendsten und durch ihre politische Bedeutung auch zu den bekanntesten gehörte, ihren Abschluss.

[39]) Diese letzte Nachricht verdanke ich der Liebenswürdigkeit des H. Grafen Wilhelm v. Oppersdorf, Besitzers von Gross-Glogau in Schlesien.



Carl Porschs Elbing-Bilder

Von

Hugo Abs

Inhaltsübersicht.

Der Malermeister Carl Porsch, in Elbing 1795 geboren und 1865 gestorben, wurde in den Jahren 1856 bis 1858 von dem hiesigen Kommerzienrat George Grunau (geb. 1820, † 1890) mit der Herstellung einer Anzahl von Kopien älterer Pläne und Prospekte von Elbing und von Abbildungen geschichtlich oder architektonisch bemerkenswerter Gebäude, teils nach älteren Vorlagen, teils nach der Natur, beauftragt. Die rund zwei Dutzend Bilder, die so entstanden, fast alle im Format von 45:28, gingen nach dem Tode von Walter Grunau († 1915) durch Kauf in den Besitz der Sankt Georgen-Brüderschaft über. Nur weniges befindet sich in Privatbesitz und anderwärts.

Dass Porsch seine Vorlagen gelegentlich ziemlich frei behandelt hat, ist aus zwei von Toeppen[1]) besprochenen Beispielen bekannt. Es verlohnt sich aber der Mühe, alle Werke seiner Hand daraufhin zu betrachten, da er manches darstellt, was heute nicht mehr in derselben Gestalt oder überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Gerade diese letzteren Darstellungen machen es erforderlich, den Grad der Zuverlässigkeit, der ihnen beizumessen ist, zu prüfen. Eine solche kritische Untersuchung erscheint um so nützlicher, als Wiedergaben seiner Zeichnungen ihnen zu weiter Verbreitung verholfen haben[2]).

I. Ansichten und Pläne.

a) Originale.

1. Das älteste bekannte Werk von Porschs Hand ist eine getuschte Federzeichnung mit der Unterschrift „Nördliche Ansicht von Elbing 1835“ und der Signatur: „Porsch, Maler.“ Der Beschauer steht etwa auf Schiffsholm und sieht

---

[1]) Toeppen, Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing, ZWG., Heft XXI, S. 51.

[2]) Eine kleine Holzschnittreproduktion findet sich schon in dem Führer durch Elbing von Fritz Wernick (1864). Einige Zeichnungen erschienen darauf in der bekannten von F. L. Levin herausgegebenen Mappe „Aus Elbings Vorzeit“ in Photographie (1865). Dann liess der hiesige Verkehrsverein in den neunziger Jahren nach einer ganzen Anzahl davon Ansichtspostkarten herstellen, die jedoch vergriffen sind. Einzelne Blätter sind auch in Pudors Führer durch Elbing (1906) und in der Gedächtnisschrift zur Feier der 350jährigen Wiederkehr der Einführung der Reformation in Elbing (1908) abgebildet. Endlich erschienen mehrere Wiedergaben bisher unveröffentlichter Zeichnungen von Porsch in dem Elbing-Buch des Dari-Verlages (1. Aufl. 1926). Ausserdem gibt es von den meisten Zeichnungen Porschs Photographien in Folioformat bei L. Basilius. Die Herausgabe einer Porsch-Mappe mit originalgrossen Reproduktionen wird geplant.

über den schräg durch das Bild laufenden Elbingfluss hinweg nach der „Scharfen Ecke“ hinüber und auf die Türme der Stadt, die auf der rechten Seite des Bildes im Hintergrunde aufragen. Die linke Seite nimmt die Darstellung der Mitzlaffschen Schiffswerft ein, die zur Anbringung von mannigfaltiger Staffage erwünschten Anlass bot[3]).

Dieses Blatt, eins der hübschesten, die wir von Porschs Hand besitzen, ist verkleinert in Lithographie[4]) wiedergegeben als Mittelstück des Gesellenbriefs der Maurerinnung, dessen Entstehungszeit sich aus einer bezeichnenden Abweichung ergibt. An Stelle eines Ruderboots sehen wir nämlich hier die „Schwalbe von Elbing“, wie man über dem Radkasten deutlich lesen kann, jenes Dampfboot also, das die beiden Haertel, Ignatz Grunau, v. Roy und Hirsch für 20 000 Thlr. in London gekauft hatten und das am 8. September 1840 unter dem Jubel der Elbinger Bevölkerung hier eintraf[5]).

Die Lithographie trägt in dem kunstlos gezeichneten Rahmen die Signatur: „H. Porsch.“ Hermann Porsch, der Sohn von Carl Porsch, 1825 in Elbing geboren, 1893 in Berlin verstorben, war Lithograph, in der Anstalt von Winkelmann & Söhne ausgebildet, später Inhaber einer lithographischen Anstalt in Berlin. Unsere Lithographie ist bei Gebr. Schamberg in Königsberg i. Pr. gedruckt. Toeppen scheint beide Blätter nicht gekannt zu haben.

2. Altstädtsche Wall-Strasse im Jahr 1839 lautet die Unterschrift eines in der rechten unteren Ecke mit „Porsch“ bezeichneten Blattes im Besitz der St. Georgenbrüderschaft. Ein nur in Nebendingen davon abweichendes, aber erheblich grösseres Ölgemälde (28×59 cm) mit der Datierung „Elbing 1839“ links unten gehörte Ferdinand Schichau[6]) und gehört jetzt seinen Urenkelkindern. Dieses weicht, abgesehen von der völlig veränderten, übrigens auf beiden Blättern sehr reizvollen Staffage, namentlich darin von der Zeichnung der Georgenbrüder ab, dass der Künstler die obersten Teile eines diesseits, also südlich der Wallstrasse, zu seinen Füssen gelegenen Gartens und Gartentors ebenfalls auf das Bild gebracht hat. Das letzte Haus rechts, Altstädtische Wallstrasse Nr. 10, ist das Stammhaus der Firma Schichau, in dem ihr Begründer 1837 seine Maschinenbau-Anstalt eröffnet hatte, und in der Jubiläumsschrift der Schichauwerke von 1912 ist daher auch diese farbige Darstellung originaltreu wiedergegeben[7]). Porschs eigenes Haus, Altstädtische Wall-

[3]) Abb. im Dari-Buch, 1. Aufl. S. 119. Michael Mitzlaff wurde geboren 1790 und starb 1872.

[4]) Stadtbücherei, Mappe 2, Nr. 1.

[5]) Dorr, Aus der Vergangenheit des Ostseebades Kahlberg. Elbing 1914. S. 7.

[6]) Toeppen, a. a. O., S. 51.

[7]) Das Original ist aber bei weitem nicht so kräftig in der Farbe wie die Reproduktion.

strasse Nr. 5, das er gerade im Jahre 1839, in dem das Bild bei Schichau entstand, erworben hatte, könnte ihm den ersten Anlass zu dieser Darstellung gegeben haben, die dann für Schichau farbig wiederholt worden wäre.

3. Das Königsberger Thor, erbauet auf Königliche Kosten 1775, abgebrochen 1842. So lautet die Unterschrift. Es ist signiert „Porsch 57". Es muss also auf eine vor 1842 gemachte Aufnahme, wie ich annehme von Porschs eigener Hand, zurückgehen. Wir stehen in der heutigen Schichaustrasse, die damals Königsbergerthorstrasse hiess, das Markttor im Rücken, zur Linken das Schemioneckscche, zur Rechten das Tiessensche Haus, in dem sich bis vor kurzem die Dienstwohnung des Herrn Schiffbaudirektors Leux befand. Von jenseits des Tores grüsst der Turm der Heil. Leichnamkirche herüber. Die mit augenscheinlicher Liebe und grossem Geschick über die Strasse verteilte Staffage versetzt den Beschauer in die Zopfzeit. Das Original ist ganz farbig behandelt und wirkt etwas bunt, aber als Ganzes betrachtet ist es doch sehr erfreulich und gibt, mit einer ähnlichen Darstellung desselben Gegenstandes von dem Elbinger Maler und Zeichenlehrer Carl Müller (geb. 1796 in Schwetz, †1875 in Stuttgart) zusammengehalten, eine gute Vorstellung von dem alten Zustand der Strasse. Auffallend ist dabei, dass bei Porsch das Torgebäude in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar ist, während bei Müller ein Teil des linken Flügels hinter dem letzten Hause der linken Strassenseite verschwindet; auffallend auch, dass Müller den Turm der Heil. Leichnamkirche und die davor stehenden Bäume fortgelassen hat. Im ersten Falle dürfte Müller, im zweiten Porsch recht haben[8]).

4. Friedrich Wilhelm-Platz, südwestlicher Theil 1857. Die Federzeichnung ist nicht signiert, rührt aber unzweifelhaft von Porsch her. Der Beschauer hat den Mühlendamm im Rücken und die Schmiedestrasse mit den links und rechts davon liegenden Häusern vor Augen. Das Bild scheint vom Dach, vielleicht des Eckhauses am Mühlendamm, aufgenommen zu sein.

5. Das St. George Hospital. Bez. „1860 Porsch". Dies letzte Werk seiner Hand ist eine getuschte Federzeichnung[9]). Die Staffagefiguren sind etwas grösser als sonst. Der Herr rechts lässt die Grenze von Porschs Können wahrnehmen. Die Bewegung ist missraten, das linke Bein hängt, wie bei einer Figur im Puppenspiel. Wir sehen hier die alten, nicht mehr vorhandenen Hospitalgebäude, die sich links von der Georgenkapelle befanden und nur durch diese Zeichnung erhal-

---

[8]) Das Guaschbild von Müller ist in dem Elbing-Buch des Dari-Verlages abgebildet (S. 31).

[9]) Abb. im Dari-Buch S. 90. (Hier und sonst nach der 1. Aufl. zitiert.)

ten sind. Die plastische Darstellung des drachentötenden St. Georg, die wir hier noch an der Giebelseite des einen Gebäudes erblicken, wurde nach dessen Abbruch in der Kapelle angebracht und befindet sich jetzt im Städtischen Museum.

b) Kopien.

Ein Teil von Porschs Kopien begnügt sich mit der treuen Wiedergabe der Vorlagen. Es sind folgende:

6. Der älteste Stadtplan „Elbing 1635". Bez. „copirt von Porsch 1856".

7. Die Stadt Elbingen in Polnisch Preussen. Bez. „copirt 1856 v. Porsch". Nach Kretschmer 1709 (1734). Dieses Blatt befindet sich in Mappe 2 der Stadtbücherei.

8. Seifensiederei und Öhlmühle. Bez. „copirt Porsch 1856". Nach Endersch 1755.

9. Anzeigung derjenigen Stelle des grünen Turmes zu St. Nicolai, wo der Blitz 1736 eingeschlagen. Bez. „Porsch 1858". Nach Ehm.

Interessanter ist für uns eine Anzahl anderer Kopien, in denen Porsch seine Vorlagen mehr oder weniger frei behandelt hat.

10. Einzug des Königs von Schweden Gustav Adolph in Elbing durch das Markenthor Anno 1626 den 16ten Juli. Nur mit einiger Mühe entdeckt man links im Schatten an dem Mäuerchen die Signatur: „copirt von Porsch 1858". (Abb. 1.) Porschs Vorlage bildete nicht der anonyme, wohl gleichzeitige Kupferstich in Israel Hoppes Fatum decennale Borussiae[10]), sondern eine im Archiv befindliche gerahmte Kopie[11]), die aus der Sammlung Convents stammt[12]) und deren von Convents Hand herrührende Unterschrift Porsch wörtlich übernahm. Es ist eine ganz kunstlose, grau getuschte Bleistiftzeichnung, deren Verfasser nicht bekannt ist. Sie gibt den Kupferstich fast vollkommen treu wieder, und nur an einer einzigen Stelle hat der alte Kopist sich eine Abweichung von seiner Vorlage erlaubt. Er hat nämlich von der breiten Hutkrempe des Trommelschlägers rechts im Vordergrunde ein Stück kurzer Hand weggeschnitten und dadurch den Blick auf die Türöffnung des ersten Hauses in der Heil. Leichnamstrasse freigemacht. Es wird dadurch ein Teil der Haustür und einer Frauengestalt sichtbar, die von da aus dem Vorgang zuschaut. Die Veränderungen, die Porsch vornimmt, sind weit zahlreicher. Er verkleinert die zu gross geratenen Vordergrundfiguren (dar-

[10]) Abb. im Dari-Buch, S. 5.

[11]) Toeppen, Räuml. Ausbr., S. 49.

[12]) G. Doering, Joh. Jac. Convent und seine Stiftungen. N. Pr. Pr. Bl., Bd. 7, 1849, S. 108. (Die Schrift ist auch als Einzeldruck erschienen.)

unter den erwähnten Trommler); er verbessert die Zeichnung (bei den Pferden) und ändert die Perspektive (bei dem Drei-Erker-Tor und dem gegenüberliegenden Gebäude); er zeichnet sorgfältig alle Dachpfannen in die Dächer und fügt ein paar Häuschen im Mittelgrunde und ein paar neugierige Zuschauer hinzu. Während der Stich etwas hastige Arbeit verrät und auch die alte Kopie ohne allen künstlerischen Anspruch auftritt, hat die Zeichnung Porschs im Vergleich damit etwas Zierliches, beinahe Geflecktes. Auch hat Porsch über die eigentliche Darstellung des Vorganges einen hohen Himmel gelegt, wodurch jene im Verhältnis klein und niedlich wirkt, vermutlich zur grossen Befriedigung des Bestellers[13]).

11. Zweiter Stadtplan. Kupferstich von Jacob Hoffmann. Vor 1641. „Verzeichnisz der Stadt Elbing darus zu sehen wie dieselbe in der Zeit als König Matt: in Preuszen aus Schweden gekommen, befestiget war.“ Unten: „Impressa et delineata per Jacobum Hoffmanum Geomet: et Architectum.“ Ganz unten: „1655.“ Rechts unten im Rande: „copirt 1856 von Porsch.“ (45×19 cm, Abb. 2.)

Es ist aus Toeppen[14]) bekannt, dass die irrtümliche Jahreszahl auf eine Vermutung Ferd. Neumanns zurückgeht, dass aber der ungenannte Schwedenkönig nicht Karl Gustav sein kann, der 1655 nach Elbing kam, sondern Gustav Adolf sein muss, weil der Plan schon seit 1641 in Werken des Merianschen Verlages vorkommt. Auf dem Original erkennt man nun die Worte „um 1655“, die Neumann mit Tinte darauf schrieb, auf den ersten Blick als Zusatz aus neuer Zeit; Porsch aber liess nicht nur das vorsichtige „um“ fort, sondern er zeichnete auch die von Neumann in Kursivschrift, also schräg geschriebene Jahreszahl steil, in Druckschrift, so dass sie der unmittelbar darüber stehenden Angabe des Zeichners und Stechers völlig ähnlich wurde und von jedem harmlosen Betrachter für einen Bestandteil des Originals gehalten werden musste, ohne sich der dadurch begangenen Fälschung bewusst zu werden. Alle Schrift ist sprachlich und graphisch modernisiert, der barocke Wechsel grosser und kleiner Buchstaben aufgegeben, die Schrifttafel mit der Bezeichnung der vornehmsten Gebäude weggelassen und ihr Inhalt, übersichtlich angeordnet, in der rechten unteren Ecke, an Stelle des leeren Wappenschildes, wiederholt. Auch der Engel, der das Elbinger Wappen hält, ist verändert: Die Verkürzung des linken Beines erschien Porsch wohl zu gewagt. Die fehlenden Vorstädte nach anderen Plänen zu ergänzen, hat Porsch nicht unternommen, der hierin sich zurückhaltender zeigt, als der Stecher des bekannten Merianschen Spiegelbildes, der den

[13]) Die Zeichnung ist in der Levinschen Mappe wiedergegeben.

[14]) Räuml. Ausbr., S. 16 f.

Raum zwischen Stadtmauer und Horizont — falsch, aber malerisch — mit Landschaft eigener Erfindung ausgefüllt hat.

12. „Prospekt von Elbing. Anno 1765." Bez. „Porsch 1856". (45×19 cm, Abb. 3.) Man weiß aus Toeppen, dass dies Blatt einen anonym erschienenen, Endersch zuzuschreibenden, in einem Abdruck von sehr alter Hand mit 1741 bezeichneten Kupferstich wiedergibt. Die von Porsch in die Zipfel des Spruchbandes gesetzten Worte „Anno — 1765" lassen sich jedoch nicht, wie Toeppen will, daraus erklären, dass die Levinsche Mappe, in der die Zeichnung in photographischer Wiedergabe erscheint, gerade 100 Jahre später, nämlich 1865, herausgegeben wurde. Denn diese falsche Jahreszahl ist, wie der völlig gleichartige Charakter der Schriftzeichen erkennen lässt, ohne jeden Zweifel gleichzeitig mit der Entstehung des ganzen übrigen Bildes, d. h. im Jahre 1856, in die Zipfel des Schriftbandes eingezeichnet worden, und nicht etwa nachträglich, also 1865, hinzugefügt. Wie Porsch auf die Jahreszahl 1765 verfiel, ist rätselhaft. Er hat ausserdem rechts und links je einen Baum hinzugefügt, Schriftband, Inschrift und Wappen ihres altertümlichen Charakters entkleidet und an der menschlichen und tierischen Staffage unbedeutend geändert. Die Verdoppelung des Formats erwähnt schon Toeppen. Alles Architektonische dagegen ist genau widergegeben, nur dass es unter Porschs Händen jene Niedlichkeit bekommen hat, die in seiner Art liegt[15]).

13. Eigentliche Abbildung des Galjoots, die Stadt Elbing genannt. Bez.: „cop. Porsch 1856." Nach dem Stich von 1738, der Endersch zuzuschreiben ist[16]). Die Fussleiste mit der Darstellung des Stapellaufs hat Porsch fortgelassen; das stattliche Segelschiff setzt er auf eine ganz breite Wasserfläche, er muss dazu an Stelle des Hochformats des Kupferstichs zum Querformat greifen. Ein Ruderboot ist hinzugefügt. Es lässt sich nicht leugnen, dass der Gegenstand durch dies Verfahren wirksamer in Szene gesetzt ist.

14. Das altstädtische Rathhaus auf dem altstädtischen Marckt in Elbing 1556. Bez. „copirt Porsch 1857". (Abb. 4.) Wovon kopiert? Toeppen (a. a. O. S. 53) sagt: „Original nicht bekannt." Da wir aber die Art Porschs, zu kopieren, schon kennen, so darf die an Gewissheit grenzende Vermutung ausgesprochen werden, dass seine Vorlage die im zweiten Bande von Ammelungs „Versuch einer historischen Beschreibung der Stadt Elbing" enthaltene Darstellung desselben Gebäudes ist (Toeppen a. a. O. S. 41/42). Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht zunächst die fast wörtliche

[15]) Das Original im Dari-Buch, S. 12, und in einem Neudruck nach der noch vorhandenen Platte; die Kopie zuerst in der Levinschen Mappe.

[16]) Toeppen, Gesch. der räuml. Ausbr. der Stadt Elbing, S. 35, Anm. 1.

Übereinstimmung der Unterschrift samt der Bezeichnung der einzelnen Gebäude und Gebäudeteile. Sogar die zu Porschs Zeit längst nicht mehr übliche Schreibweise „Marckt“ mit ck hat dieser unwillkürlich mitübernommen. Nur die Jahreszahl 1556 ist hinzugefügt — es ist das Jahr, in welchem dem nach dem Markt gerichteten Giebel die prunkvolle Renaissance-Fassade vorgesetzt wurde — und die beiden letzten Nummern der Unterschrift erscheinen mit Recht in umgekehrter Reihenfolge.

Die auffallendste Abweichung von Original und Kopie besteht darin, dass die Dächer der beiden Flügel des Rathauses bei Porsch aufeinander stossen, so dass die in gleicher Höhe liegenden Firste miteinander einen rechten Winkel bilden, während bei Ammelung beide Gebäude, ohne miteinander baulich verbunden zu sein, aneinander gerückt erscheinen, und zwar so, dass das südnördlich gerichtete mit einem freien nördlichen Giebel auf das westöstlich gerichtete schaut, auf das es etwa in dessen Mitte trifft. Auch ist das Dach des westöstlich gerichteten bei Ammelung höher als das andere. Nun wird der moderne Beschauer die Vereinigung der beiden Dächer unbedingt ästhetisch befriedigender finden und sich schwer vorstellen können, dass die beiden Häuser oder doch zum mindesten die beiden Dächer so unvermittelt nebeneinander gestanden haben sollten, wie es auf der Ammelungschen Zeichnung erscheint. Und doch ist dies unzweifelhaft der Fall gewesen. Es ist nämlich nur so die merkwürdige Tatsache zu erklären, dass auf den Stichen von Bass (1636) und Pitesch (1684) und dem soeben besprochenen Prospekt von Endersch (1741) übereinstimmend ein nach Norden gerichteter Giebel des Rathauses sichtbar ist, was mit der Darstellung von Porsch schlechterdings unvereinbar ist. Dies ist aber auch die einzige Abweichung, die ins Gewicht fällt, die anderen sind nicht der Rede wert: Porsch hat dem sogenannten alten Rathaus (jetzt Alter Markt Nr. 44) eine Haustür gegeben, die bei Ammelung mit gutem Grunde fehlt, sie ist nämlich 1773 vermauert worden[17]); er hat eine Staffagefigur, die einzige des ganzen Blattes, hinzugefügt, nämlich einen bezopften Elbinger, der uns den Rücken zukehrt, da er die amtlichen Bekanntmachungen zwischen den beiden Ratslauben studiert; er hat die Inschriften über den Lauben und manches andere fortgelassen und dafür wieder anderes, z. B. Schornsteine, hinzugefügt. Das einzige nicht von den Privathäusern verdeckte Rundbogenfenster an der Westmauer des Langhauses verwandelt er in ein gotisches Spitzbogenfenster und verlegt endlich den Gesichtspunkt des Beschauers etwas weiter nach rechts, so dass wir, obwohl stark verkürzt, etwas von dem nach der Fleischerstrasse gerichteten Südgiebel des Langhauses

[17]) Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebiets, Bd. I, S. 179 f.

zu sehen bekommen, der doch weder bei Ammelung noch auf einer sonstigen alten Abbildung zu finden ist. Woher er sie entlehnte, wird die Betrachtung des folgenden Bildes ergeben[18]).

15. Die Pfarrkirche zu St. Nicolai in Elbing, erbaut 1260 (mit Blick auf das Altstädtische Rathaus). Bez. „Porsch 1856". Dass er das Blatt kopiert hätte, sagt Porsch nicht. Er hat es vielmehr, wie Toeppen mit Recht vermutete, durch Verbindung älterer Bilder selbst komponiert[19]). Die Nikolaikirche erkennt man ohne weiteres als eine Kopie des bekannten Kupferstiches von Endersch von 1737. Zu der Darstellung der drei Rathäuser, insbesondere des in ganzer Breite sichtbaren, nach der Fleischerstrasse schauenden Südgiebels des nordsüdlich gerichteten Langhauses, benutzte er wahrscheinlich ein Modell, das 1849 noch in der Conventhalle des Industriehauses vorhanden war[20]), 1856 recht wohl Porsch zur Vorlage gedient haben kann, später aber nicht mehr erwähnt wird und jetzt nicht mehr vorhanden ist[21]). Es muss vor der oben erwähnten Vermauerung der Tür des „alten" Rathauses im Jahre 1773 angefertigt worden sein, denn auf dieser Zeichnung hat es nicht nur eine Tür, sondern sogar einen Beischlag und eine Freitreppe[22]), also sehr erheblich von Ammelung (s. o. Nr. 14) abweichend, so dass anzunehmen sein wird, dass uns hier und nur hier tatsächlich ein älterer Zustand des altstädtischen Rathauses überliefert ist. Porschs Zeichnung erhebt sich dadurch zu dem Rang einer historischen Quelle. Die Richtigkeit der Darstellung des Südgiebels erscheint dadurch ebenfalls sichergestellt.

Die Staffage, mit der Porsch die Strasse belebt, zeigt ihn auf einem Gebiet, für das er ebensoviel Begabung als Neigung mitbrachte.

16. Die Kirchenhäuser und die Propstei der St. Nikolai-Pfarrkirche in der Brückstrasse in Elbing, wie dieselben zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts beschaffen waren. Bez. „copirt Porsch 1856". Toeppen beschreibt (a. a. O.

[18]) Das Original aus Ammelung im Dari-Buch, S. 38, die Kopie von Porsch auch in der Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier der Einführung der Reformation in Elbing 1908, S. 21.

[19]) Gesch. der räuml. Ausbr., S. 53.

[20]) G. Doering, Johann Iacob Convent und seine Stiftungen in Elbing, N. Pr. Prov. Bl., Bd. 7, 1849, S. 104.

[21]) Es wird damit ähnlich gegangen sein, wie mit dem Rittersdorffschen Modell des Salomonischen Tempels, dessen Trümmer auf dem Boden des Städt. Museums liegen.

[22]) Man könnte hierbei an die Freitreppe denken, auf der Karl XII. gestanden haben soll, als er über die Elbinger Stadtsoldaten, die so gehorsam ihre Waffen gestreckt hatten, höhnisch lachte (Toeppen, Elbgr. Geschichtsschr., S. 101, bei Michael Kelch). Merkwürdig ist nun, dass an der betreffenden Stelle des 1899 in der Altpr. Monatsschrift (Bd. 36, Heft 5 u. 6, S 371) herausgegebenen Kelchschen Tagebuchs der König beritten ist und der Treppe nicht Erwähnung geschieht. Ich vermag diesen Widerspruch nicht zu erklären.

S. 49) ein durch den Zeichenlehrer Horn (gemeint ist J. Hoorn, Zeichenlehrer am Gymnasium seit 1813, † 1836) von einem Fenster des Silberschen Hauses Brückstrasse 17 aus aufgenommenes Blatt, das dieselben Gebäude wie die Levinsche Photographie nach Porschs oben genannter Zeichnung, indessen ohne jede Staffage und auch noch mit anderen Abweichungen von dieser aufweist. Er schliesst daraus, dass es letzterer nicht zu Grunde liegen könne. Der Photographie freilich nicht, der Toeppen anscheinend unbekannt gebliebenen Zeichnung Porschs dagegen sehr wohl. Denn wir kennen ja bereits Porschs Neigung und Gabe, durch Hinzufügung von Staffage die Darstellung zu beleben und auch sonst hier und da, wo es ihm nötig schien, nachzubessern, um die Vorlage sich und seinem Auftraggeber mundgerecht zu machen. Es ist mir daher keinen Augenblick zweifelhaft, dass Porschs lebensprudelnde Darstellung auf Hoorns magere und nüchterne Zeichnung zurückgeht, mit der sie ja nach Toeppens eigenen Worten in allem Wesentlichen gut übereinstimmt. Porschs liebenswürdige Kunst feiert auf diesem reizenden Blatt einen wahren Triumph. In den ganzen bis zur Einsturzgefahr baufälligen Häusern ist von oben bis unten wimmelnde Betriebsamkeit. Oben, in allen Fenstern, auch hinter den geschlossenen, sieht man Personen, die Schuhe und Stiefel herstellen oder ausbessern; unten in den Verkaufsbuden andere, die sie feilhalten, anpreisen und verkaufen, sowie solche, die sie besehen, behandeln, anpassen und kaufen. Man muss den Humor dieser aneinandergereihten Genrebildchen vor der Zeichnung selbst oder wenigstens vor einer leidlich grossen Wiedergabe auf sich wirken lassen; bei starker Verkleinerung geht ihr Reiz fast völlig verloren[23]).

17. Prospect der Illumination, welche eine löbliche Brüderschaft der langen Rohrschützen alter Stadt Elbing den 11. Juni 1765 zur Huldigungsfeier veranstaltet haben. Bez. „Porsch 56". Es ist eine mit Deckfarben getuschte Federzeichnung nach dem bekannten Kupferstich von Hampe (Toeppen, a. a. O. S. 37 Anm.), aber sehr viel reizvoller als dieser. Der Gesichtspunkt des Beschauers ist aus der Mitte nach rechts ver-

[23]) Die Zeichnung von Hoorn muss zwischen 1813 und 1818 entstanden sein, denn 1813 kam Hoorn nach Elbing und 1818 wurden diese, wie Fuchs erzählt, „unansehnlichsten Häuser der Altstadt, die seit undenklichen Zeiten von Schuhmachern bewohnt waren", wegen Baufälligkeit umgebaut. Den gefährlichen Brand von 1777 hatten sie trotz ihrer geteerten Dächer glücklich überstanden, da der Wind aus Westen wehte (Fuchs, Bd. II, S. 200, 222, Anm., 226, 228/9). Es scheint, als ob die Zeichnung Hoorns, die sich nach Toeppen 1887 noch im Besitz von Fritz Silber befand, heute nicht mehr vorhanden ist, was nicht nur im Interesse unserer Untersuchung, sondern auch an und für sich aufs tiefste zu bedauern ist. Vielleicht kann jemand, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, ihren Verbleib nachweisen.

legt; die steife Symmetrie des Originals ist dadurch zum Vorteil des Eindrucks aufgehoben. Reiche Staffage belebt das Bild, die vielen Lichter und Lampions und die Illumination selbst gegen den dunkelblauen Nachthimmel ergeben einen erfreulichen Farbeneffekt. Das Elbinger Wappen im Wimpel des Segelboots hat Porsch hinzugefügt.

II. Einzelne Gebäude.

a) Gotik.

18. Der Giebel eines Hauses in der Hinterstrasse zu Elbing. Bez. „1857 Porsch fecit". Es ist das Witteckscbe, früher Terletzkische, Lange Hinterstrasse 35, jetzt Wilhelmstrasse 56, das einzige Langhaus des mittelalterlichen Elbing. Porsch hat im allgemeinen treu nach der Natur gezeichnet. Dass von den fünf Fensterblenden, die über die ganze Höhe der beiden oberen Stockwerke laufen, die am weitesten nach links liegende schmäler ist als die vier anderen, ist ihm entgangen. Das blinde Fenster in dieser Blende verwandelt er in ein offenes. Den merkwürdigen Fries am Fusse der Portallaibung, phantastische Tierleiber (wohl Teufelsfratzen) darstellend, scheint er übersehen zu haben. Dagegen verdanken wir ihm die sorgfältige Wiedergabe des sehr altertümlich wirkenden, aus stilisierten Vögeln bestehenden Frieses, der einmal den Spitzbogen des Portals umgibt und dann nochmals als Leiste unter den Fenstern des ersten Stocks quer über die ganze Fassade läuft. In den achtziger oder neunziger Jahren ist er beseitigt und an dem Portal durch nichtssagende Krabben ersetzt worden.

Im wesentlichen übereinstimmend mit Porsch stellt Herm. Penner dasselbe Gebäude dar, abweichend die danach hergestellte Kopie im Prov.-Denkmal-Archiv in Königsberg[24]).

19. Der Giebel eines Hauses in der Fischerstrasse, genannt im Schweden. Bez. „Porsch" o. J. Es ist das Haus Fischerstrasse Nr. 7, jetzt Fleischermeister Neubertsche. Als Dorr (1903) seinen Katalog des Städtischen Museums herausgab, war es schon umgebaut und seines ursprünglichen Aussehens völlig beraubt. Ich habe es noch in seinem alten Zustande gekannt, es wirkte sehr düster und etwas unheimlich. Dennoch ist die vollständige Zerstörung seiner Fassade sehr zu beklagen, da sie zu den reichsten gehörte, die in Elbing zu finden waren. Zum Glück besitzen wir eine Surandsche Photographie, die das Gebäude freilich von der Seite zeigt und nicht, wie sonst bei Surand, von vorne[25]), die es uns aber mög-

[24]) Dari-Buch, S. 13, zuerst veröffentlicht in Detlefsen, Das schöne Ostpreussen, München 1915. Abb. 89 auf S. 99. Vgl. Anm. 37.

[25]) Dari-Buch, S. 14.

lich macht, Porsch zu kontrollieren. Es muss leider gesagt werden, dass er hier so ziemlich versagt hat. Das Hauptgeschoss des Gebäudes zeigt drei tiefe, gleich breite, spitzbogige Nischen; Porsch macht die mittelste breiter. Jede der Nischen ist der Länge nach zweigeteilt, derart, dass am oberen Ende zwei kleine Spitzbogen in einen grossen zu liegen kommen, wodurch über den kleinen und unter dem grossen je ein leerer Raum entsteht, den eine kreisrunde Öffnung ausfüllt; Porsch schliesst sie durch Mauerwerk und legt Vierpässe davor. Der Giebel weist zwei niedrige seitliche und eine hohe mittlere Stufe auf, zu der beiderseits zwei ganz schmale und sehr hohe Stüfchen hinanführen; Porsch lässt sie fort. Während die Seitenstufen tiefe spitzbogige Blendnischen aufweisen, die den darunter liegenden des Hauptgeschosses entsprechen, ist das dazwischen liegende mittlere Stück des Giebels völlig abweichend gestaltet. Es laufen nämlich darin drei ganz flache, sehr schmale Blenden durch die ganze Höhe des Dachgeschosses, die nach oben zu in drei in gleicher Höhe nebeneinander liegende Spitzbogen auslaufen. Porsch zeichnet die mittelste höher und schliesst alle drei in eine ebensolche grosse Nische ein, wie die Seitenstufen sie aufweisen, einem vermeintlich gültigen Schema zuliebe, das er nun folgerichtig durchführen zu müssen glaubt, und in der irrigen Annahme, der Giebel müsse irgendwann einmal umgebaut worden sein, wofür doch auch nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit besteht. Andere freilich, die vor und nach Porsch dasselbe Gebäude zeichneten[26]), haben es nicht viel besser gemacht.

Sehr viel erfreulicher ist das nächste Blatt:

20. Ansicht eines Hauses lange Hinterstrasse Nr. 21, Ecke des alten Marckts, im Jahre 1826 wegen Baufälligkeit abgetragen. Auf demselben Bogen mit Brückstrasse 3/4, der 1858 datiert ist.

Es ist ein kolossaler gotischer Speicherbau, von der Ecke gesehen, so dass die nach dem Alten Markt gerichtete Seitenfront ebenfalls sichtbar ist[27]). Porsch benutzte zu dieser Zeichnung ein Kallenbachsches Pappmodell, das auf der Unterseite von Kallenbachs Hand die Bezeichnung trägt: „Thielsches Haus am alten Markt in Elbing“ ohne Angabe einer Jahreszahl, das also wohl vor 1826 entstanden ist. Aus der Unterschrift von Porschs Zeichnung ergibt sich genau seine Lage, die Dorr nicht

[26]) Aufriss von G. G. Kallenbach nach Zeichnung von Zmudzinski in: Chronologie der deutsch-mittelalterlichen Baukunst in 86 Tafeln. 2. Aufl. München o. J. [etwa 1840], im Besitz der Stadtbücherei Elbing; und: Aufnahme des Architekten Hans Müller, angefertigt in Berlin 1885 und im Erd- und Giebelgeschoss „nach Angaben des Herrn Prof. Schäfer restauriert“. Im Besitz des Städt. Museums zu Elbing.

[27]) Dari-Buch, S. 14.

kannte[28]), und es hat auch wirklich, wie wir aus anderen Quellen wissen, 1807 und 1825 einem Höker Thiel gehört[29]). Es führt jetzt die Bezeichnung Alter Markt Nr. 9a.

b) Renaissance und Barock.

21. Der Giebel des Neustädtischen Rathhauses in Elbing, erbauet 1625. (Er sagt immer Giebel, wo er Fassade meint.) Porsch zeichnete auch hier nach dem im Städtischen Museum befindlichen kleinen Pappmodell von Kallenbach (1834)[30]), das seinerseits auf eine Zeichnung in der Chronik von Ammelung († 1796)[31]) zurückgeht. Auf der etwa gleichzeitigen Darstellung des Neustädters Gotsch († 1795) erscheint die Fassade schlanker, zierlicher und hie und da abweichend.

22. Der Giebel eines Hauses in der Fischerstrasse zu Elbing. Auf demselben Bogen mit dem Witteckschen Haus, bez. „Porsch 58". Es ist, wie sich aus dem Vergleich mit einer Photographie von Surand ergibt, das Haus Fischerstrasse 40, längst umgebaut. Die Blendnischen sind bei Surand noch vorhanden und stimmen mit Porsch überein, ebenso die kleinen Torbogen, die die Regenrinnen überbrücken. Auf dem Giebel der Photographie ist so ziemlich alles da, was die Zeichnung enthält, wenn auch merklich verwittert. Die Figur des römischen Feldherrn, die den Giebel krönt, ist bis auf den Stumpf ihres Postaments verschwunden. Aber die drei Statuen in den Nischen sind gut zu erkennen, am besten die Caritas links unten mit dem grösseren Knaben an der Hand und dem kleineren auf dem Arm. Die Nischen sind Porsch etwas zu breit geraten. Auch werden die darin stehenden Statuen zu Porschs Zeiten nicht mehr so unberührt vom Zahn der Zeit ausgesehen haben, wie er uns glauben machen will. Auf einem Verbesserungsversuch ertappen wir ihn auch hier: er hat den Fensteröffnungen des Giebels Flachbogen gegeben, weil die Korbblenden der Fassade solche haben. Auf der Photographie sehen wir einfache Rundbogen. Im übrigen scheint Porsch an dem wirklichen Befund nichts geändert zu haben. Die Rokoko-Haustür in dem Renaissance-Portal spricht dafür.

23. Das ehemalige Mälzenbräuer-Zunft-Haus in Elbing. Bez. „Porsch 1857". Das Original ist farbig und nimmt einen ganzen Bogen ein; es wirkt daher sehr

[28]) Dorr, Museumskatalog, S. 107, Nr. 23.

[29]) Ferd. Neumann, Die Häuser der Altstadt Elbing und ihre Besitzer. Handschft. im Stadtarchiv.

[30]) Dorrs Museumskatalog, S. 106, Nr. 15.

[31]) Dari-Buch, S. 38. Die Zeichnung von Porsch in Pudors Führer durch Elbing 1906, S. 37, und in der Festschrift zur Feier der Einführung der Reformation in Elbing 1908, S. 24.

stattlich. Es leidet gleich anderen unter dem Fehlen der Nachbargebäude, wodurch es unverhältnismässig schmal erscheint[32]). Es steht noch heute, ist aber in seiner Wirkung wesentlich gestört, sowohl durch den daran gebauten Zwilling als auch durch die sehr erheblichen Veränderungen im Erdgeschoss, Beseitigung des Beischlags, Verlegung der Haustür, Einbau des Schaufensters usw. Jetzt bildet es die linke Hälfte des Ilgnerschen Doppelhauses, Heil. Geiststr. 18.

24. Ansicht des Hauses Brückstrasse Nr. 3 Ecke der Wasserstrasse und ein Theil des Nebenhauses Nr. 4. Auf demselben Bogen mit dem Thielschen Haus, bez. „Porsch 58".

Dies Blatt gewährt eine ungetrübte Freude, da es ganz realistisch aufgefasst ist. Man sieht weit in die Wasserstrasse hinein und erkennt sogar ein Stück des Giebels von Hl. Geiststr. 1 (heute Paul Dück). Laden, Ladeninhaber, ausgelegte Tuchballen, eine Landfrau mit Gemüsekörben gewähren uns Einblick in das Leben und Treiben der damaligen Zeit. Im Gegensatz zu dem bescheidenen Lädchen der „Tuch- und Boy-Handlung von E. W. Neumann" wirken die beiden Häuser wie die Zeugen einer dahingeschwundenen grossen Vergangenheit. Nr. 4 ist ruhig-vornehme Renaissance, Nr. 3 übermütigstes Barock. Im Giebel lesen wir die Jahreszahl 1657. Fuchs, der ein so merkwürdiges Haus wie das Witteckschc nicht der Erwähnung für wert hält, sagt[33]) von diesem: „Nr. 491 (459) hat an einem alten Giebel die 12 ersten römischen Kaiser in Medaillons aus Stein nach Antiken ausgehauen." (Auch Fuchs sagt Giebel für Fassade.) Von den zwölf Medaillons sind vier noch vorhanden, im übrigen ist das Haus sehr verändert, das Nachbarhaus nur im Erdgeschoss.

c) Neuzeit.

25. Giebelansicht der Häuser Schmiedestrasse Nr. 14 (im Gänschen) und Nr. 13 bis zum Jahre 1826[34]).

26. Dasselbe vom Jahre 1827 bis 1847. (Mit dem vorigen auf demselben Bogen, bez. „Porsch 1858".)

27. Dasselbe von 1847 bis 1855.

28. Dasselbe von 1856 bis —. (Mit dem vorigen auf demselben Bogen[35]).

Diese vier Darstellungen im Besitz von Herrn Amtsgerichtsrat Grunau, bilden eine Gruppe für sich. Sie sind ein bau-

[32]) Zumal in der verkleinerten Abbildung in Pudors Führer durch Elbing 1907, S. 12.

[33]) Beschreibung usw. II, 98. Vergl. auch Dorr, Katalog des Städt. Museums, 1903, S. 126, Nr. 38.

[34]), [35]) Abb. im Dari-Buch, S. 28.

geschichtlich sehr lehrreiches und in Elbing wenigstens einzig in seiner Art dastehendes Unternehmen, dessen Verdienst natürlich in erster Linie dem Auftraggeber George Grunau gebührt. Auswärtige Besucher wie der im vorigen Jahr verstorbene Berliner Kunstschriftsteller Fritz Stahl haben die Zeichnungen mit dem grössten Interesse betrachtet und erklärt, dass ihnen nichts Aehnliches bekannt sei. Es ist eine durch ein ganzes Jahrhundert laufende Baugeschichte zweier Privathäuser in Bildern. Die Veränderungen des Geschäftshauses (Nr. 14) sind beträchtlicher, als die des von vornherein stattlicheren und moderneren Wohnhauses (Nr. 13). Es hatte zu Anfang eine sehr grosse Diele, darüber einen Saal und ganz oben zwei Bodenräume, neben der Haustür eine Fachwerkbude für den Verkauf im kleinen. Alle z. T. sehr grossen Fenster bestehen aus massenhaften winzigen bleigefassten Rauten[36]). 1827 wird die Diele geteilt: die Hangeletage wird eingebaut. Die Fenster der beiden so entstehenden unteren Stockwerke erhalten grössere Rauten; die Verkaufsbude verschwindet. 1847 bekommen auch die Saalfenster grössere Rauten. 1856 endlich fällt der barocke Giebel und die ganze Fassade wird modernisiert.

Den dritten und vierten Zustand dieser beiden Häuser hat Porsch gewiss nach der Natur gezeichnet. Nach welcher Vorlage der zweite entstanden ist, darüber darf wenigstens eine Vermutung ausgesprochen werden. Dem Vater von George Grunau, Kommerzienrat Ignatz Grunau, wurden am 4. Mai 1838 zum zwanzigjährigen Geschäftsjubiläum zwei noch vorhandene Pfeifenköpfe geschenkt, die mit Darstellungen seiner Geschäfts- und Fabrikhäuser geschmückt und in der Kgl. Porzellanmanufaktur in Berlin hergestellt sind. Die eine davon zeigt das Gänschen und sein Nachbarhaus, genau übereinstimmend mit der entsprechenden Zeichnung von Porsch, und letzterer dürfte, wenn nicht nach dem Pfeifenkopf selbst, so doch nach der Zeichnung gearbeitet haben, die der Darstellung auf dem Pfeifenkopf zugrunde lag, die also zu dessen Herstellung der Porzellanmanufaktur eingeschickt und vermutlich nachher wieder zurückgesandt worden war. Vorhanden ist sie nicht mehr, wer sie gemacht hat, wissen wir nicht, ebenso wenig, wonach Porsch den ältesten Zustand gezeichnet haben mag. Es können Skizzen eigener oder fremder Hand sein; es können aber auch lediglich Grunaus Angaben, zusammen mit Porschs Erinnerungen, zugrunde liegen, denn dieser war ja geborener Elbinger und hatte die Häuser täglich vor Augen gehabt. Beim ersten Umbau war er 31 Jahre alt.

---

[36]) Im Bollwerkskrug befindet sich noch ein solches Fenster

Wenn wir uns nun Rechenschaft darüber geben wollen, welche von Porschs Zeichnungen für uns unbedingt wertvoll sind, so schmilzt ihre Zahl bedenklich zusammen. Die Kopien, die ehemals das Entzücken des Sammlers Grunau gebildet haben werden, sind durch Photographien mehr als ersetzt, die Originale übrigens jedermann zugänglich. Wertvoll sind nur jene Blätter, die entweder nach der Natur oder nach heute nicht mehr vorhandenen Originalen gezeichnet sind, also: die zehn Häuschen auf dem Wall, die Mitzlaffsche Schiffswerft, der südwestliche Teil des Friedrich-Wilhelm-Platzes, das Georgenhospital, bedingungsweise auch das Königberger Tor, ferner die Propstei mit den Kirchenhäusern (wegen der verschwundenen Zeichnung von Hoorn), die Nikolaikirche mit Blick auf das Altstädtische Rathaus (wegen der allein hier wiedergegebenen Gestalt des Rathauses mit dem Südgiebel), dann das Thielsche Haus (wegen der Bezeichnung seiner Lage), das Witteckschc Haus (namentlich wegen der beiden Vogelfriese), das Haus Fischerstrasse Nr. 40, die beiden Häuser Brückstrasse Nr. 3/4 und endlich die vier Ansichten des Gänschens und seines Nachbarhauses, wozu vermutungsweise noch ein paar Schiessscheibenbilder kämen, von denen sogleich gesprochen werden soll. Diese fünfzehn oder etwas mehr Darstellungen sind dafür aber auch unschätzbar. Sie vermitteln uns Vorstellungen von Strassen und Gebäuden, die wir ohne sie nicht hätten und für die wir sowohl dem Zeichner als auch seinem Auftraggeber Dank schulden. Man muss sich nur davor hüten, sie kritiklos aufzunehmen.

III. Schiessscheiben und anderes.

Im Pulvergrund wird eine stattliche Anzahl alter und neuer Schiessscheiben aufbewahrt, von denen zwei unbedenklich Porsch zuzuweisen sind, da sie mit uns bekannten Bildern von ihm genau übereinstimmen, nämlich der Junkergarten mit den beiden Mönchstürmen (von der „Illumination der Langen Rohr - Schützen“) und der südwestliche Teil des Friedrich-Wilhelm-Platzes 1857. Dies legt den Gedanken nahe, dass auch von den anderen Schiessscheiben, welche Stadtbilder aufweisen, diese oder jene, vielleicht gar alle, von Porsch herrühren möchten. Es sind folgende: Scharfe Ecke mit Hoffnungsspeicher und Salzmagazin und zwei Dampfern, doch wohl Falke und Schwalbe, vom Süden gesehen, Blick vom Alten Markt in die Brückstrasse, drei Scheiben mit Markttor und Marienkirche, und zwei mit möglicherweise Schichauschen Fabrikgebäuden. Da die Friedrich-Wilhelm-Schützengilde, der die Schiessscheiben gehören, nicht mehr im Besitz der Kassenbücher und Rechnungsbelege aus den vierziger und fünfziger

Jahren ist, so kann der Nachweis von Porschs Verfasserschaft nicht geführt werden. Man sollte trotzdem alle diese Schiessscheiben photographieren und die Abbildungen veröffentlichen; es ist manches daraus zu lernen. Auch die im Vorflur des Heimatmuseums befindliche von 1823 datierte Schiessscheibe mit der sehr interessanten Darstellung der Südseite des Äusseren Mühlendamms wäre dabei zu berücksichtigen.

Im Besitz von Herrn Kaufmann Georg Lesser-Elbing befindet sich ferner ein aus dem Nachlass von Fräulein Helene Porsch herrührendes, ziemlich grosses, weder signiertes noch datiertes, aber der Überlieferung nach von Carl Porsch gemaltes Ölbild, das einen Dreimaster darstellt. Welches Schiff dargestellt ist, ob ein Grunausches, ob überhaupt ein hiesiges, darüber wissen wir nichts. In auswärtigem Familienbesitz befinden sich auch einige Porsch zugeschriebene Bildnisse in Öl. Ein kleines Ölgemälde, die Strauchmühle darstellend, besitzt Herr Stadtältester Sausse in Berlin-Wilhelmshagen[37]).

Die diesem Aufsatz beigegebenen Abbildungen zeigen vier von Porschs Kopien, zu denen die Originale in den Abbildungen des Dari-Buches verglichen werden können.

Mitteilungen über Porschs Leben werden im nächsten Heft des Elbinger Jahrbuchs veröffentlicht werden.

---

[37]) Während des Druckes dieser Schrift hat das städtische Museum vier farbige Blätter von Herm. Penner erworben, die Elbinger Privathäuser wiedergeben und zur Kontrolle der Darstellungen Porschs wertvolle Dienste leisten. Besonders gilt dies von dem Originalbild zu der im Prov.-Denkmal-Archiv in Königsberg aufbewahrten Kopie, die das Terletzki-Wittecksche Haus Wilhelmstrasse 56 darstellt. Während diese in dem Bestreben, einen älteren Zustand des Gebäudes wiederherzustellen, die Flachbogen der grossen Fensterblenden zu beiden Seiten des Portals eigenmächtig in Spitzbogen verwandelt, bestätigt das Pennersche Original lediglich die Richtigkeit der Darstellung Porschs. Übereinstimmend mit Porsch zeigt Penner auch die Häuser Fischerstrasse 40 und Heil. Geiststrasse 18. Den „Schweden" (Fischerstrasse 7) zeigt Penners Sepiazeichnung von vorn. Penner zeichnete fast gleichzeitig mit Porsch, nämlich 1859 und 1860. Vgl. oben die Nrn. 18, 19, 22 und 23.

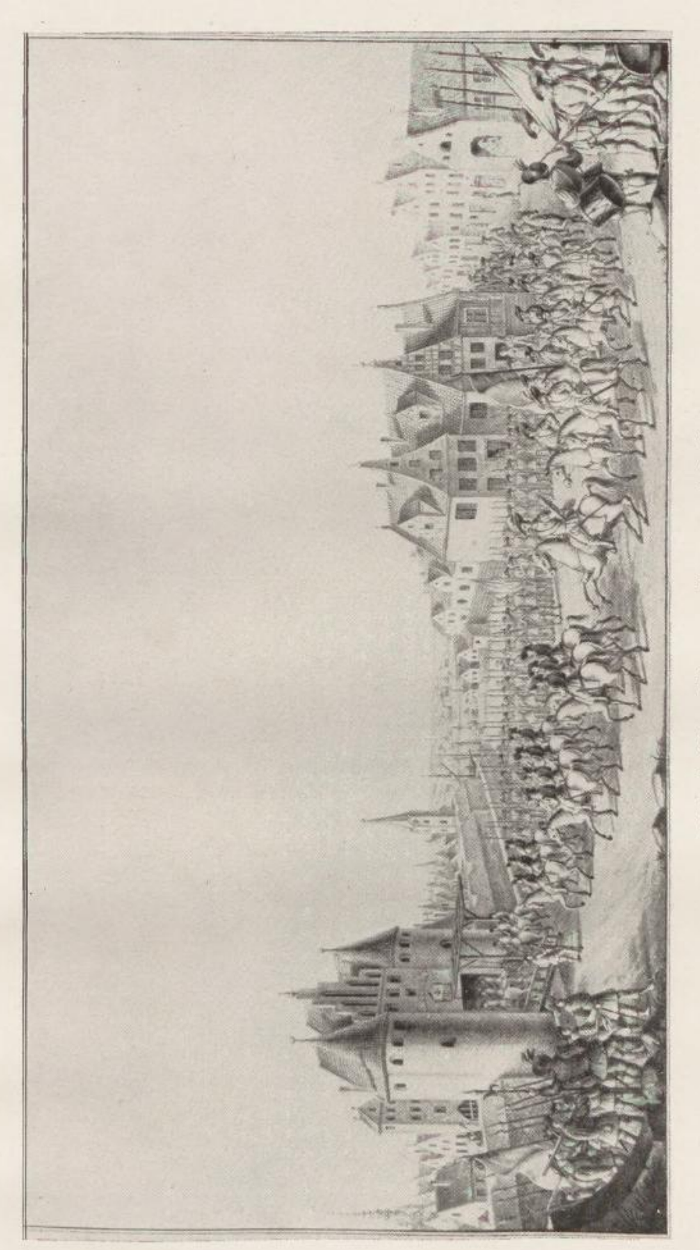


Abb. 1. Der Einzug Gustav Adolfs.
Vgl. S. 136 und die Abb. auf S. 5 des Dari-Buches.



Abb. 2. Der Stadtplan von Hoffmann.
Vgl. S. 137 und die Abb. auf S. 11 des Dari-Buches.

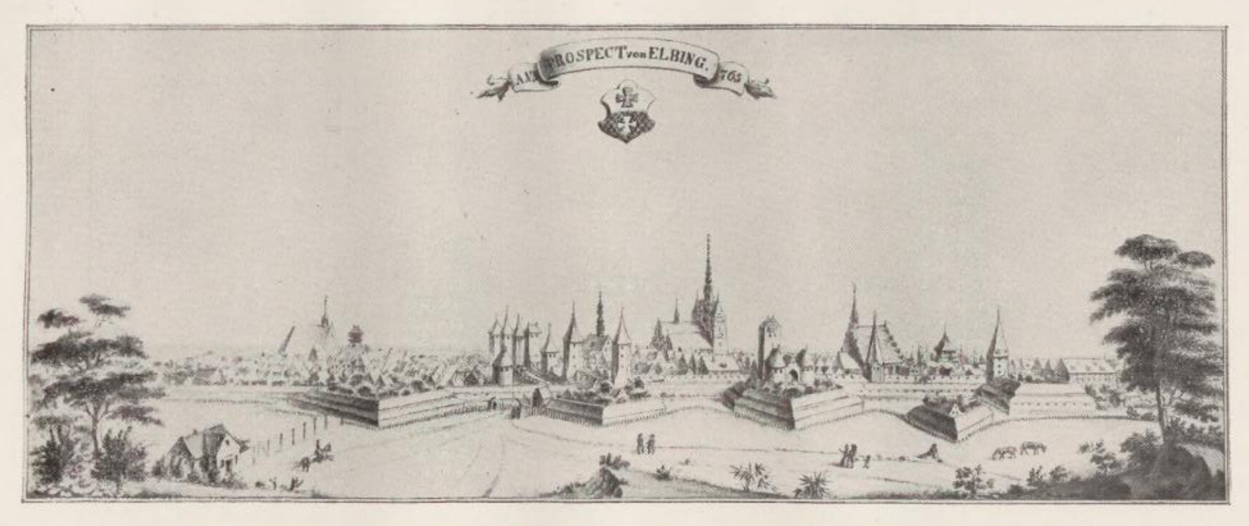


Abb. 3. Der Prospekt von Endersch.
Vgl. S. 138 und die Abb. auf S. 12 des Dari-Buches.

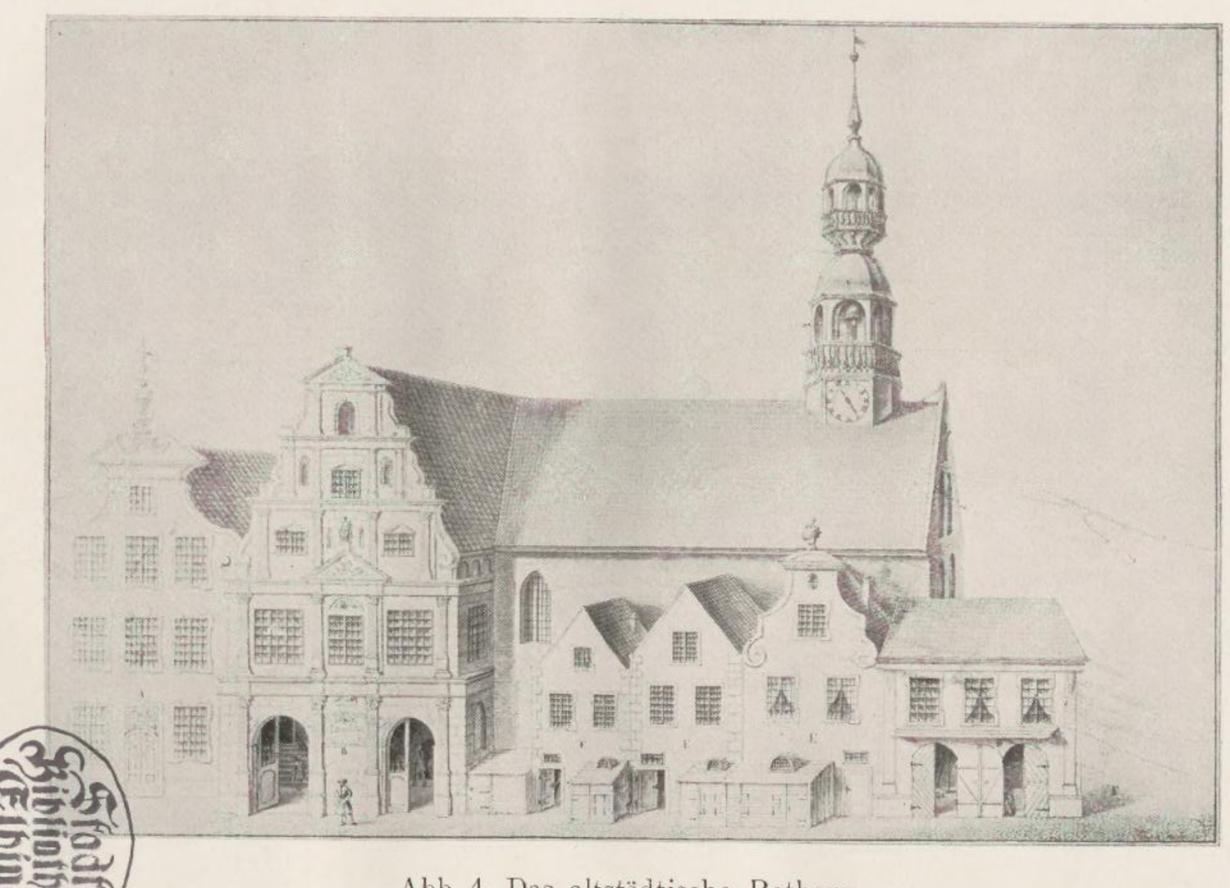


Abb. 4. Das altstädtische Rathaus.
Vgl. S. 138 und die Abb. auf S. 38 des Dari-Buches.

Alt-Elbinger Stammbücher in der Stadtbücherei

Von

HANNS BAUER

I.

Biographische Beiträge aus Stammbüchern der kryptokalvinistischen Zeit um 1600

Inhalt.

Alt-Elbinger Stammbücher in der Stadtbücherei.

Von Hanns Bauer.

I.

Biographische Beiträge aus Stammbüchern der kryptokalvinistischen Zeit um 1600.

Der sinnige, einst besonders in Deutschland heimische Brauch, ein Stammbuch zu führen, lässt sich bis ins frühe 16. Jahrhundert zurückverfolgen[1]). Die Sitte ist vermutlich beim Adel entstanden und verdankt ihre Herkunft offenbar genealogischen Interessen und der, seit Ende des Mittelalters allgemein sich verbreitenden, Liebhaberei für die Heraldik. Denn anfangs ist das Stammbuch (Liber gentilicus) nichts weiter als eine Wappensammlung, eine heraldische Erläuterung zum Familienstammbaum. Dann begann man auch die Wappen von Freunden und Bekannten in das Buch aufzunehmen (man liess sich von ihnen die Wappen „in das Stammbuch verehren") und erbat dazu die Unterschriften der Wappeninhaber. Bald wurde es üblich, dem Namen noch einen Wahlspruch hinzuzufügen oder eine Sentenz, einen Vers, eine Bemerkung, die auf ein gemeinsames Erlebnis anspielte, und wer ein übriges tun wollte, versuchte sich als Kalligraph zu zeigen oder steuerte gar — sei's von eigener Hand, sei's durch einen damit beauftragten Illustrator — eine Zeichnung oder eine bunte Malerei zum Schmuck des Buches bei. Und so wurde denn das Stammbuch, das rasch auch beim städtischen Patriziat, bei Bürgern, Gelehrten und Studenten in Mode kam, zu einem Gedenkbuch persönlicher Natur, das als biographische Quelle oft gute Dienste tut und gelegentlich auch dem Heraldiker, Kultur- und Literaturhistoriker Ausbeute liefert. Das Stammbuch ist erst im 19. Jahrhundert durch die Silhouette und die Photographie verdrängt worden, nur bei der Schuljugend hat sich mancherorts noch ein kläglicher Rest in dem sog. „Poesie-Album" erhalten.

Auch in Elbing ist die Stammbuchsitte gepflegt worden. Die Stadtbücherei besitzt jetzt etwa ein Dutzend Elbinger

[1]) Vgl. Robert u. Richard Keil, Die deutschen Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhdts., 1873, S. 3 ff.; H. Höhn, Alte Stammbücher im Besitz des German. Nat.-Museums zu Nürnberg, Zeitschr. f. Bücherfreunde, N. F. 5,1 1913, S. 1 f.

Stammbücher aus vier Jahrhunderten. Die Zahl könnte beträchtlich grösser sein, hätte man sich, wie andere Bibliotheken, schon früher mehr um die Erwerbung dieser oft so aufschlussreichen Zeugnisse aus dem Leben der Vergangenheit bemüht. So sind leider im Laufe der Zeit eine Reihe wertvoller alter Stammbücher von z. T. namhaften Elbinger Persönlichkeiten an andere Orte gelangt, und wir werden uns heute wohl damit begnügen müssen, unsern Bestand nur noch um vereinzelte Stücke jüngeren Datums durch gelegentliche Erwerbungen aus Privatbesitz oder aus dem Antiquariatshandel zu vermehren.

Die Königsberger Stadtbibliothek hat in ihrer herrlichen, ca. 150 Bände umfassenden Stammbuchsammlung, die grossenteils schon im 18. Jahrhundert durch den Sammeleifer des um die Bibliothek hochverdienten Stadtsekretärs Heinrich Bartsch († 1728) zustande kam[2]), nicht weniger als elf Elbinger Stammbücher. Unter diesen verdienen besonderes Interesse das Album des bekannten Elbinger Chronisten Karl Ramsey († 1669) aus seiner Studienzeit 1637—1641[3]), das des Ratsherrn Johann Jungschultz († 1639) mit 86 Einzeichnungen aus seinen Lehr- und Wanderjahren 1587 bis 1594 in Breslau, Wittenberg, Jena, Tübingen, Frankfurt a. O.[4]) und die Stammbücher seines Sohnes, des Ratsherrn Samuel Jungschultz († 1668) aus der Zeit von 1637—1640 und eines weiteren Johann Jungschultz, wohl des 1650 verstorbenen Ratsherrn, eines älteren Bruders von Samuel J., aus den Jahren 1619—1631[5]). Weiter das reichhaltige, durch vier Dezennien, 1613—1653, geführte Stammbuch des aus Elbing gebürtigen Pfarrers Michael Wannow in Sorquitten, vorher in Reichenbach und Blumenau bei Elbing († 1665)[6]), und die Stammbücher des Bürgermeisters Fabian Horn († 1692) aus seiner Universitätszeit 1652—1655, sowie des Stadtphysikus und kgl. Leibarztes Dr. Nathanael Sendel († 1757) aus den Jahren 1708—1711[7]). Zu nennen sind ferner das Stammbuch des polnischen Predigers von Hl. Geist Matthias Chyorecius († 1612), hauptsächlich mit Eintragungen aus Königsberg und Masuren aus der Zeit vor seiner Berufung

[2]) Chr. Krollmann, Geschichte der Stadtbibliothek zu Königsberg, 1929, S. 34 ff.; K. Bogun, Die Stammbuchsammlung in der Stadtbibliothek zu Königsberg, Vierteljahrsschr. f. Wappen-, Siegel- u. Familienkde. 29, 1901, S. 1 ff.

[3]) Stadtbibl. Königsberg Ms. S 100. 12⁰; vgl. M. Toeppen, Elbinger Geschichtsschreiber, Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Vereins 32, 1893, S. 32 ff.

[4]) Ebd. Ms. S 19. 4⁰; Alphab. Verzeichnis der eingetragenen Namen bei Bogun, S. 17. Eine vereinzelte Widmung stammt v. J. 1631.

[5]) Ebd. Ms. S 30. 12⁰ u. S 23. 12⁰.

[6]) Ms. S 8. 8⁰; Bogun, S. 26; vgl. A. N. Tolckemit, Elbingscher Lehrer Gedächtniß, 1753, S. 147 ff.

[7]) Ms. S 43. 12⁰ u. S 95. 12⁰.

nach Elbing 1593—1604[8]), die Stammbücher zweier Rechtsstudenten aus Elbing, des Benedikt Stephani von 1653 und des Heinrich Rohde 1654—1657[9]), sowie ein Stammbuch des Dichters Friedrich Zamehl († 1647), das jedoch nur einen einzigen Namen aus dem Jahre 1610 enthält[10]). Ein anderes Elbinger Album befand sich 1873 noch im Privatbesitz eines hiesigen Bürgers. Es gehörte ehemals dem aus Elbing gebürtigen Christoph Alt, später Pfarrer im Dorfe Schmauch (Kr. Pr. Holland) und enthält über sechzig Widmungen aus den Jahren 1644—1656, darunter von Israel Hoppe und Simon Dach. Über den Verbleib des Buches habe ich nichts mehr feststellen können. Wolsborn, der es vor 56 Jahren beschrieb[11]), gab damals zugleich bekannt, dass es verkäuflich sei und besonders für Bibliotheken wie die hiesige in Betracht komme! Das älteste Elbinger und zugleich das älteste westpreussische Stammbuch bewahrt die Danziger Stadtbibliothek. Sein Besitzer war der durch seine Elbinger Chronik[12]) bekannte Rektor und Stadtsekretär Peter Himmelreich († 1582), der es 1564 kurz vor seiner Übersiedlung von Königsberg nach Elbing anlegte und bis 1573 gelegentlich auf Reisen benutzte[13]). U. a. findet man hier lateinische Distichen des Geschichtsschreibers Kaspar Schütz und erfährt durch einige interessante Einzeichnungen die früher unbekannte Tatsache, dass Himmelreich die Stadt Elbing auf dem Hansetag zu Lübeck 1566 vertreten hat.

Himmelreich liess übrigens die Einzeichnungen nicht in ein einfaches, nur aus Schreibpapier bestehendes Album machen, sondern er benutzte als Stammbuch einen mit weissen Blättern

---

8) Ms. S 14. 8°; Bogun, S. 43; vgl. Tolckemit, S. 147 f.

9) Ms. S 44. 12° u. S 108. 12°; Hr. Rohde ist vielleicht der später in England verstorbene Sohn des Vogtes Nikolaus R. († 1668). Vgl. Grübnau, Stammtafeln 1, 125, Stadtarchiv Elbing.

10) Ms. S 9. 8°; Bogun, S. 28; vgl. Toeppen, S. 12 ff. — Zu erwähnen wäre noch das sehr reichhaltige Stammbuch S 17. 4° (Bogun, S. 10 ff.). Sein Besitzer, Frhr. Maximilian Teuffel v. Gundersdorff, aus einem der führenden protestantischen Häuser Oesterreichs, benutzte es in seinen jüngeren Jahren 1583—1606. Mit einer Reihe adliger Emigranten aus den habsburgischen Ländern diente er als Offizier in der schwedischen Armee und hielt sich 1628 bis 1630 bei Gustav Adolf in Elbing auf. Vgl. die Arbeit von F. Hrubý in diesem Heft u. Isr. Hoppe, Gesch. d. 1. schwed.-poln. Krieges, hrsg. v. M. Toeppen 1887, an vielen Stellen. Der Besitzer des Stammbuchs S 18. 4° der Königsb. Stadtbibl. (Bogun, S. 14), Hannibal v. Waldstein (1584—1648), war ein Bruder des Herrn v. Waldstein, der ebenfalls in jener Zeit in Elbing war und auf dem Kupferstich des Elbinger Stadtarchivs, der das Leichenbegängnis des Grafen Franz Bernh. v. Thurn darstellt, mit abgebildet ist.

11) Altpr. Monatsschr. 10, S. 112 ff.

12) Hrsg. von M. Toeppen in den Preuss. Geschichtsschreibern d. 16. u. 17. Jhdts., 4,2, 1881.

13) Stadtbibl. Danzig, Ms. 2500. Beschrieben von O. Günther in den Mitteilungen d. Westpr. Gesch.-Vereins 6, 1907, S. 26 ff.

durchschossenen Druck. Derartige Stammbücher kommen in jener Zeit öfters vor[14]). Mit Vorliebe bediente man sich dazu der damals viel gedruckten, mit Holzschnitten und Stichen geschmückten Emblemen- und Sinnspruchsammlungen.

1. Das Stammbuch des Rektors Johann Mylius 1584—1608.

In ähnlichem Gewande tritt auch das älteste in der Elbinger Stadtbücherei vorhandene Stammbuch auf. Es ist ein durchschossenes Exemplar der Emblemata des Andrea Alciati (Frankfurt a. M., 1567), das bisher — als Stammbuch nicht erkannt — inmitten der gedruckten Literatur gestanden hatte und von F. Neubaur unter die wenig beachteten Neulateiner verwiesen worden war[15]). Das ziemlich starke Oktavbändchen in einem Pergamenteinband, der reich verziert ist mit Ornamenten und Figuren in Blindpressung, trägt auf dem vorderen Deckel oben die Initialen des Besitzers I. M. I., das heisst Johannes Mylius Iglaviensis, und unten die Jahreszahl 1584.

Mylius (1557—1629), gebürtig aus der alten deutschen Bergstadt Iglau in Mähren[15a]), war von 1598 bis 1629 Rektor des Elbinger Gymnasiums. In der Tradition gelten diese drei Dezennien seiner Amtstätigkeit als Glanzperiode in der — nun fast vierhundertjährigen — Geschichte unseres Gymnasiums. In der Tat genoss damals die Anstalt einen grossen Ruf im ganzen Osten bis nach Livland und Siebenbürgen, und die Zahl von vierhundert und mehr Schülern jährlich beweist eine ungewöhnlich hohe Frequenz[16]). Freilich können wir heute diesen Aufschwung nicht mehr als alleiniges Werk des einen Mannes ansehen[17]). Aber gleichwohl wird Johann Mylius doch stets zu

---

[14]) Keil, S. 28 ff. [15]) Jetzt Ms. O 21, Stadtb. Elbing.

[15a]) Sein Vater Johann stammte aus Nordhausen.

[16]) Vgl. Matricula Gymnasii Elb., Stadtarch. Elbing, deren Herausgabe jetzt durch Hugo Abs vorbereitet wird; J. P(astorius v. Hirtenberg), Oratio honori... Rectorum Joannis (et) Michaelis Myliorum dicta 1652, p. 41. Unter den auswärtigen Schülern sind neben solchen aus Preussen und Innerdeutschland bes. Polen und Deutsch-Ungarn, weiter Böhmen, Mähren, Litauer, Balten u. Schweden vertreten. Die Zahl der unter Mylius aufgenommenen Schüler betrug nach frdl. Angabe von Herrn H. Abs 4146. Während desselben Zeitraumes wurden z. B. vom Danziger Gymnasium nur 3228 aufgenommen. Vgl. Gymnasii Liber, Staatsarch. Danzig 300, Abt. 42, Nr. 93.

[17]) Man hat sogar geglaubt, dass die Anstalt erst durch Mylius zum Gymnasium ausgebaut worden sei, M. G. Fuchs, Nachricht v. d. Elbingschen Gymnasium 1809, S. 9. In Wirklichkeit jedoch hatte die Anstalt bereits im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens 1535—1546 den Charakter eines akademischen Gymnasiums erreicht. Sie ging dann freilich stark zurück. Aber, ebenso wie das Danziger und Thorner Gymnasium, entwickelte sich das Elbinger seit den achtziger Jahren (angesichts der bedrohlichen Fortschritte der Gegenreformation und besonders infolge des Nichtzustandekommens der geplanten westpreussischen evangelischen Landesuniversität) wieder zu einer

Elbings und Preussens bedeutendsten Schulmännern zählen, und es wäre dringend erwünscht, wenn wir endlich ein eingehendes Bild von seinen Anschauungen, seiner pädagogischen, gelehrten und organisatorischen Wirksamkeit und von seiner Stellung im damaligen Schulwesen des Landes erhielten[18]).

Als Mylius 41jährig aus der Stadt Kesmark im Zipserland nach Elbing kam, um das Werk seines früh verstorbenen tüchtigen Vorgängers Rotus[19]) fortzuführen, war er bereits ein Fertiger, der neben einer vortrefflichen humanistisch-theologischen Ausbildung ein reiches Mass an praktischer Erfahrung aus der Arbeit an mehreren Schulen mit sich brachte. In diese Zeit seines Werdens und Reifens führt auch das von ihm hinterlassene Stammbuch, von wenigen späteren Eintragungen abgesehen, zurück. Mylius, der seit dem Sommer 1580 in Wittenberg studierte, hat das Buch in seinem letzten Universitätsjahr 1584 begonnen. Indessen begegnet man darin keiner Erinnerung an studentisches Leben und frohe, warme Jugendfreundschaft. Den zahlreichen Landsleuten aus seiner mährischen Heimat, die wie auch Böhmen damals weit überwiegend dem Protestantismus gehörte, den Studiengenossen aus Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen, seinen Kameraden aus der Burse, denen allen er freundschaftliche Gedichte gewidmet hat[20]), legte er das Buch nicht vor. Vielleicht hat er deren Unterschriften in einem anderen, gleichzeitig geführten Album gesammelt, wie dies manche

Gelehrtenschule mit akademischem Lehrbetrieb in den oberen Klassen. Diese Entwicklung wurde schon unter Mylius' Vorgänger, dem Rektor Thomas Rotus (1587—96), der selbst an den Verhandlungen über die Universitätsgründung beteiligt gewesen war, nahezu vollendet. Vgl. dazu Th. Hirsch, Gesch. d. acad. Gymnasiums in Danzig 1837, S. 15 f.; L. Neubaur, Aus d. Geschichte d. Elbinger Gymnasiums. Beil. z. Progr. des Elbinger Realgymn. 1897, S. 1 u. 34 f.; H. Bauer, Aus d. ersten Jahrhdt. des Elb. Gymnasiums u. seiner Bibliothek, in: Königsberger Beiträge, Festg. z. 400jähr. Jubelfeier d. Staats- u. Univ.-Bibl. Königsberg 1929, S. 24 u. 26 f.; Th. Lockemann u. H. Bauer, Stadtbücherei u. Stadtarchiv Elbing, in: Elbing, hrsg. v. Magistrat E., 2. Aufl. 1929, S. 81.

[18]) Den umfangreichen schriftlichen Nachlass des Mylius bewahrt die Stadtbücherei. Kurze Biographien von M. geben Tolckemit, a. a. O., S. 254 ff., u. A. Benecke in der Einleitungsrede b. d. fünften 50jähr. Jubelfeier d. Einweihung d. Gymnasiums. Progr. d. Elb. Gymn. 1850, Anh. S. 5 ff. Über die Berufung des M. vgl. F. Neubaur, Beiträge z. älteren Gesch. d. Gymnasiums zu Elbing. Beil. z. Progr. des Elb. Realgymn. 1899, S. 4 f.; vgl. ferner die bei F. S. Klein, Nachrichten v. d. Lebensumständen u. Schriften evangelischer Prediger in allen Gemeinen d. Kgr. Ungarn 1, 1789, S. 106, zitierte Literatur.

[19]) Sie waren Altersgenossen und hatten im gleichen Jahr 1583 in Wittenberg studiert.

[20]) Vgl. Stadtb. Elbing, Ms. Q 31, enth. mehrere hundert Carmina des M. (von 1574 ab). Von Studienfreunden kommen darin u. a. vor: Adam Matthiades (aus Hradisch), Konst. Moppitz (Namslau), Nik. Scherffer (Leobschütz), Matth. Rigler (Schemnitz), Laur. Schuchard (Neusiedel), Thom. Magnus u. Mark. Fautor (Oedenburg), die Sieben-

Stammbuchfreunde taten. Der vorliegende Band aber war für die von ihm verehrten Lehrer bestimmt, dass sie ihm darin einen Denkspruch mit auf den Lebensweg geben sollten. Und auch späterhin bleibt die Sammlung gewählt, sind die Einzeichnungen schmucklos und ernst, — ein Gedenkbuch, das nur gesinnungsverwandten Menschen, meist gelehrten Freunden und Amtsgenossen, geöffnet ist, nach Gehalt und Gestalt noch ganz ein Dokument des humanistischen Zeitalters. In keiner der 49 Eintragungen[21]), die übrigens ohne irgendwelche Ordnung durch das ganze Büchlein verstreut sind, ist die deutsche Sprache angewandt. Sie war in der damaligen wissenschaftlichen Welt verpönt. Die meisten Schreiber bedienen sich des Lateinischen, einzelne auch des Griechischen oder Hebräischen. An Zitaten finden sich hauptsächlich Bibelsprüche, ferner Stellen aus Chrysostomus, Ambrosius, Plato, Isokrates, Pausanias, Cicero, Ovid und Terrenz.

Es ist bemerkenswert, dass sich unter den elf Wittenberger Professoren, deren Namen im Stammbuch stehen, keine Theologen befinden. Ihre Vorlesungen hat er jedoch sicher gehört und auch über seine theologische Kenntnis und Glaubensfestigkeit 1585 ein gutes Zeugnis von der Universität erhalten[22]). Teilweise liesse sich die Lücke durch den äusseren Grund erklären, dass gerade im Jahre 1584, als Mylius sein Buch anlegte, die theologische Fakultät durch den Tod der Dozenten Heinrich und Schütz, den Abgang Johann Bugenhagens d. J. und eine vierte schon länger bestehende Vakanz nahezu aufgelöst war. Aber es lehrten doch noch Johann Matthäus und vor allem der bedeutende und beliebte Polykarp Leyser aus Schwaben, ein Freund des Humanisten Nikodemus Frischlin[23]). Dass auch sein Name fehlt, scheint kein Zufall. Vielleicht liegt der Grund auf dogmatischem Gebiet. Leyser gehörte samt der ganzen theologischen Dozentenschaft der streng lutherischen Richtung an, seitdem 1574 der Landesherr, Kurfürst August, die Vertreter der freieren Melanchthonschen Lehrmeinung[24])

---

bürgen Peter Surius (Cruceus?), Andr. Kreiher u. Georg Pomarius (Bistritz), Franz Cereander (Birthelm), Leonh. Gros (Hermannstadt), Joh. Sturm (Kronstadt), ferner Heinr. Röttiger (Hessen), Mag. Sebast. Praetorius (Eisleben), Mag. Nik. Paschen (Berlin). Die meisten davon auch in der Wittenb. Matrikel.

[21]) Eine weitere auf p. 43 d ist ausradiert. Vor p. 7 fehlt ein Blatt.

[22]) Neubaur, Beiträge, S. 5, Anm. 8a.

[23]) W. Friedensburg, Gesch. d. Univ. Wittenberg 1917, S. 318f. u. 302f.

[24]) Sie wich von Luther besonders in der Lehre von den guten Werken ab, in der Lehre von der göttlichen Gnade durch menschliches Hinzutun (sog. Synergismus) sowie in ihrer, der kalvinischen ähnlichen, Auffassung vom Abendmahl. Vgl. H. Leube, Kalvinismus u. Luthertum im Zeitalter d. Orthodoxie 1, 1928, S. 5 ff. Über den Sturz der Philippisten in Wittenberg s. Friedensburg, S. 294 ff., wo weitere Lit. angegeben.

in brutaler Weise aus der Fakultät entfernt hatte. Indessen lebte der „Philippismus“ oder „Kryptokalvinismus“, obgleich schliesslich (1581) der gesamte akademische Lehrkörper auf die orthodoxe Konkordienformel verpflichtet worden war, in der Stille noch fort. Und unser Stammbuch lässt vermuten, was ja dann auch in späterer Zeit deutlich zutage trat: Der junge Mylius hatte sich den Philippisten angeschlossen[25]) und ist deshalb wohl auch mit den Lehrern der offiziell an der Leucorea geltenden Theologie in kein engeres persönliches Verhältnis getreten.

Dagegen gehörten die Sympathien des Studenten zwei Männern, die aus ihrer Gegnerschaft gegen die Orthodoxie kein Hehl gemacht hatten, dem Mathematiker Valentin Otho, dem früheren Mitarbeiter des bekannten Astronomen und Koppernikusfreundes Joachim Rheticus[26]) und dem Juristen Matthias Wesenbeck. Otho hatte seine mutige Weigerung, die Konkordienformel zu unterzeichnen, mit der Niederlegung seiner Professur bezahlen müssen. Während man aber die übrigen gemassregelten Dozenten sogleich zum Verlassen der Stadt nötigte, ward Otho vom Kurfürsten zunächst noch in Wittenberg geduldet, weil er von Rheticus und vom Kaiser mit der Bearbeitung des wissenschaftlichen Vermächtnisses des Astronomen betraut war und die Universität an dem Erscheinen dieses ruhmverheissenden Werkes gern Anteil genommen hätte[27]). Mylius blieb dem Entlassenen durch diese trüben Jahre der Ungewissheit treu, und der Gelehrte hat ihm mit feiner Hand die zuversichtlichen Worte aus Ovids Fasten I 493 ins Stammbuch geschrieben: „Omne solum forti patria est ut piscibus aequor“ (p. 101 c). Otho hat dann später eine neue Heimat im Dienste des kalvinistischen Kurfürsten von der Pfalz gefunden, wo er 1596 in Neustadt a. d. H. sein Werk unter dem Titel „Opus Palatinum de Triangulis“ veröffenlichte. Es gehört zu den ersten Büchern, die der neueingerichteten Bibliothek des Elbinger Gymnasiums, sicherlich auf Wunsch des Rektors Mylius, geschenkt wurden[28]).

---

[25]) M. hätte sich damit also bereits als Student von der Anschauung seines ehemaligen Lehrers, des Pfarrers Mag. Matthias Eberhard, dem er von der Iglauer Schule nach Schemnitz und durch Ungarn gefolgt war, entfernt. Vgl. Benecke, S. 5; über Iglau: Wallner, Gesch. der Lateinschule zu Iglau währd. d. Zeit d. Protestantismus 1562—1623. 1881; über Eberhards theolog. Stellung: Klein, a. a. O. 2, S. 137 ff.

[26]) Günther, A. D. B. 28, S. 390; Friedensburg, S. 309.

[27]) Friedensburg, S. 316 u. 318.

[28]) Der mächtige Foliant in schön gepresstem Perg.-Einband enthält hinter dem Titelblatt zwei bes. eingefügte, in Leyden 1600 gedruckte Pergamentblätter mit dem Stammbaum und der an das Gymnasium gerichteten Widmung des jungen Schenkers Sigismund Meienreis, Sohnes des damal. Stadtsekretärs Andreas M. (Stadtb. Elbing). Die Blätter liess in Andreas' Auftrag sein in Leyden studierender jüngerer Bruder Samuel anfertigen.

Der andere liberal gesinnte Professor Wesenbeck, der Verfasser der „Paratitla“, eines noch von vielen späteren Generationen gebrauchten Kommentars zu den Pandekten, war wegen seines Ansehens in der Gelehrtenwelt im Amte belassen worden. Er hat sich bei Mylius mit einem Distichon über die Gnade des Fürsten eingetragen[29]). Noch bei einem zweiten Juristen hat Mylius gehört, bei Veit Oertel, gewöhnlich Windsheim genannt, dem Sohn des bekannteren Philologen gleichen Namens. Als Denkspruch benutzte Windsheim ein Zitat aus einem Werk seines Kollegen, des Universitätspoeten Johann Major (p. 143), und dieser selbst hat sich auf dem letzten Blatt des Stammbuchs eingezeichnet. Von Linguisten sind vertreten Valentin Schindler, Professor des Hebräischen in der Artistenfakultät (p. 100 e) und Nikolaus Tode (Thodienus), Professor des Griechischen (p. 48 d); von Geschichtslehrern Andreas Frankenberger, zugleich Professor der Eloquenz, früher Rektor des Danziger Gymnasiums (174d), sowie Peter Albinus, der sich als „Illustrissimi Electoris Saxoniae Historicus“ bezeichnet. Dem Datum seiner Stammbucheintragung, dem 20. Oktober, hat dieser Hofgelehrte auf etwas sonderbare Art Gewicht zu geben gesucht, nämlich durch die Erinnerung an jenen Unglückstag, „quo ante annos 43 ex Africa navigavit Carolus V. Imperator, non armis ab hoste, sed coelitus (?) victus tempestate“ [30]). Weiter finden wir noch die schönen regelmässigen Schriftzüge des Professors für Logik und Ethik Johann Grün, der zu dem Emblem Nr. 194 des Alciatus („In mortem praeproperam“) einen sechszeiligen Reimspruch über die Todesbereitschaft des Christen eingetragen hat, sowie den Namen des Physikers Andreas Schadt (p. 143 c). Auch in der medizinischen Fakultät hat sich Mylius etwas umgesehen, wie die Widmung des seinerzeit berühmten Anatomen und Augenarztes Salomon Alberti zeigt (p. 44 c). Und endlich sind noch die beiden — ausnahmsweise nicht dem Professorenkollegium angehörenden — Rektoren des Jahres 1584/85 zu erwähnen, die jungen Herzöge Ernst und August von Braunschweig-Lüneburg, die auf der Leucorea studierten und nach damaliger Sitte mit der Führung des höchsten akademischen Amtes ausgezeichnet wurden[31]). Jeder von ihnen hat ausser einer Sentenz auch noch einen Wahlspruch in Monogrammform in das Stammbuch eingeschrieben. Es ist dies ein

[29]) Stammbuch, p. 8d. Anregung dazu gab das auf p. 9 befindliche Emblema IX „Principis clementia“.

[30]) p. 79 c. Jenes Ereignis war übrigens erst am 25. Okt. (1541). — Ein längeres lat. Glückwunschgedicht des Mylius an Albinus zu dessen Hochzeit mit der Tochter des Wittenberger Ratsherrn Samuel Selfisch, 7. Juli 1581 in Ms. Q 31, p. 81 sq. der Stadtb. Elbing.

[31]) Die Rektoren wechselten in W. semesterweise. Hzg. Ernst wurde Ostern 1584 Rektor, Hzg. August folgte ihm Michaelis.

Spruch, der nur durch die Anfangsbuchstaben der einzelnen Wörter angedeutet wird, eine Spielerei, die besonders bei Stammbuchwidmungen von Standespersonen zu beobachten ist[32]).

Die letzte Wittenberger Einzeichnung trägt das Datum des 31. Dezember 1584 (p. 193 d), die nächste vom 25. Februar 1585 stammt aus Gr. Meseritsch in Mähren, wohin der junge Magister als Lehrer berufen worden war[32a]). Die reformiertgesinnten Herren v. Waldstein unterhielten hier eine gute Schule[33]), die unter der Leitung des Johann Ursinus stand, der früher Rektor in Iglau und Lehrer des Mylius gewesen war. Von seiner Hand findet sich in dem Stammbuch der Spruch: „Non vis, non numerus, tandem bona causa triumphat" (p. 66 c). Von Freunden und Kollegen, die zum Teil ebenfalls in Wittenberg studiert hatten, kommen u. a. vor der evangelische Pfarrer in Gr. Meseritsch, Matthias Posthumius aus Tabor[34]), die Magister Andr. Wedemann (p. 164 e), Felix Veselius (164 c) und Matth. Am Waldt aus Zell in Franken (141 c), die Ärzte Dr. Adam Huber und Georg a Sudetis (146 b, c), der Doktor der Rechte Georg Senger (19 c), Jerem. Sartorius aus Arva in Siebenb. (144 d), ferner die drei Oedenburger Thomas Magnus, Erhard Artner und Markus Fautor, denen Mylius auch Gedichte zugeeignet hat[35]), und endlich (143 d) der Magister Paul Auleander aus Neisse, der vielleicht identisch ist mit dem kalvinistisch gesinnten Goldberger Lehrer und späteren Pfarrer in Böhmen, der 1586 seinem Ordinationsgelübde mehrere gegen Luther gerichtete Thesen hinzufügte[36]).

Mylius wurde, wie aus dem Stammbuch ersichtlich ist, bereits 1586 Collega primarius und Konrektor, ein Beweis für die ausserordentliche Befähigung des jungen Pädagogen. Sein

[32]) Keil, S. 26; vgl. z. B. M. Löbe, Wahlsprüche, Devisen u. Sinnsprüche der Kurfürsten u. Herzöge v. Sachsen 1878.

[32a]) Im Juni 1585 verheiratete er sich dort mit Anna Grichet, der Tochter des Wittenberger Buchhändlers Jakob G. (Grübnau).

[33]) Vgl. H. Becker, Böhmische Pastoren in Anhalt ordiniert 1583 bis 1609, Jahrb. d. Ges. f. d. Geschichte d. Protestantismus in Oesterreich 17, 1896, S. 136 f. — Nach Tolckemit, S. 255, u. Benecke, S. 6, hat bei der Berufung des Mylius auch ein Baron Ladislaus Heldt v. Khemment als Herr von Meseritsch mitgewirkt.

[34]) p. 7c. Ein Gedicht des Mylius an ihn a. d. J. 1586 in Ms. Q 31, p. 101.

[35]) p. 182 d, 183 c u. 189 d; vgl. dazu Ms. Q 31, p. 80, 186 u. 50.

[36]) Die böhmischen und mährischen evangel. Prediger mussten sich ausser Landes ordinieren lassen. Ordinationsorte waren Brieg, Leipzig und Wittenberg. Seit den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts wird in zunehmendem Masse Zerbst in Anhalt aufgesucht. Dorthin wandten sich die Reformiertgesinnten (der Anhalter Fürst hielt sich in Glaubenssachen an die kalvinistische Pfalz). Auch Auleander war in Zerbst ordiniert. Er erhielt das Pfarramt „in ecclesia Seiffensi (?), quae inter Bohemos colligitur in ditione Baronum a Waldstein", Herren zu Arnau u. Miletin. Vgl. Becker, Böhmische Pastoren, S. 73 ff., 92 u. 136.

Ruf verschaffte ihm denn auch bald darauf ein ehrenvolles Angebot von ausserhalb. Im Herbst 1588 erhielt er eine Anfrage aus Leutschau in der Zips, ob er das Rektorat des dortigen Gymnasiums übernehmen wolle.

Die mit eigener Verfassung ausgestattete Kolonie der Zipser Sachsen in Nordungarn war damals noch weit umfangreicher als heute und stand mit dem westungarisch-mährischen wie mit dem galizisch-schlesischen Deutschtum in engem Zusammenhang[37]). Am Handel zwischen den Ländern nördlich und südlich der Karpathen stark beteiligt, gehörte die Zips, wenn auch ihre höchste Blüte schon vorbei war, doch zu den wertvollsten Gebieten Ungarns. Ihre wirtschaftlichen und kulturellen Zentren bildeten die beiden königlichen Freistädte Leutschau und Kesmark. Das Leutschauer Gymnasium, das eben 1587/88 einen stattlichen Erweiterungsbau erhalten hatte, zählte zu den besten des Königreichs[38]). Das Zipser Territorium hatte sich vollständig der reformatorischen Bewegung des deutschen Mutterlandes angeschlossen[39]) und bekannte sich zur „Confessio Scepusiana“, die 1569 nach dem Muster der Augustana von den Fraternitäten der Zipser Pfarrer aufgestellt worden war[40]).

Aber die Konkordienformel hatte auch hierher Unruhe gebracht. Obwohl es der Autorität des Leutschauer Pfarrers und Seniors der Fraternität der 24 Städte Mag. Anton Plattner gelungen war, die Landessynode zur Ablehnung des Konkordienwerkes zu bewegen[41]), so hörten die dogmatischen Streitigkeiten, die sich besonders um die lutherische Ubiquitäts-

---

[37]) J. H. Schwicker, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, 1881, S. 259 ff. (Die Völker Oesterr.-Ungarns 3). R. I. Kaindl, Geschichte der Deutschen in d. Karpathenländern 2, 1907, S. 158 ff. S. Weber, Zipser Geschichts- u. Zeitbilder. 1880. H. Grothe, 700 Jahre deutschen Lebens in d. Zips, Quellen u. Stud. z. Kde. d. Grenz- u. Auslanddeutschtums, Reihe B, 2/3. 1927.

[38]) Das Gymn. ist 1544 aus der, schon im 15. Jahrhdt. hervorragenden, Lateinschule hervorgegangen. Es wurde von zahlreichen auswärtigen Schülern, u. a. auch von Siebenbürgen u. Schlesiern besucht. Andenken an die 300jähr. Jubelfeier d. evang. Gemeine in d. Kgl. Freistadt Leutschau, 1844, S. 59 ff.; Kaindl, a. a. O., S. 314 ff.

[39]) Ein Leutschauer, Georg Leutscher, war einer der eifrigsten Verkünder der Reformation in der Zips gewesen.

[40]) J. Kirnbauer, Gesch. d. Reformation u. Gegenreformation in d. Zips, Karpathenland Jg. 1, 1928, S. 25 ff. Die Zipser Geistlichkeit war in mehreren Fraternitäten unter dem Vorsitz von Senioren zusammengeschlossen. Die angesehenste war die der 24 Städte. Leutschau gehörte zu ihr, war aber auch in der Fraternität der 5 kgl. Freistädte vertreten.

[41]) Auf zwei Versammlungen zu Neudorf und Donnersmark 1582. Anton Plattner aus Leutschau (1535—1598) war Schüler Valentin Trotzendorffs in Goldberg i. Schles., studierte in Wittenberg u. blieb treuer Melanchthonianer. 1561—1567 war er Rektor des Gymnasiums, seit 1569 Pfarrer in Leutschau. Klein, Nachrichten 1, S. 312 ff., Andenken an die 300jähr. Jubelf., S. 38 ff.

lehre drehten[42]), nicht auf. Und sobald die Absichten des Leutschauer Rats auf Mylius bekannt wurden, begann eine lebhafte Stimmungsmache der orthodoxen Eiferer gegen diesen Kandidaten aus der „ketzerischen" (d. h. kalvinfreundlichen) mährischen Schule[43]). So verlockend für Mylius die Aussicht auf eine leitende Stellung und einen grösseren Wirkungskreis war, und so viele Gesinnungsgenossen er auch im Zipserland wusste, so misstrauisch stimmte ihn die Nachricht von jener Agitation. Er wusste von Wittenberg her zu gut, welche Blüten konfessioneller Fanatismus treiben konnte. Zunächst wandte er sich an seinen Freund, den Pfarrer Sebastian Ambrosius in Kesmark um Auskunft[44]), der den Leutschauern die Geneigtheit des Mylius und dessen Bedenken mitteilte. Darauf folgte am 19. Dezember 1588 das förmliche Berufungsschreiben, in welchem der Rat von Leutschau dem Empfänger die Gründe der Vokation eindringlich darlegte, ihn der Sympathien der Zipser Kirchenvertreter versicherte und ihn in den wärmsten Worten zur Annahme des Rektorats einlud: Wir sind überzeugt, dass Gott unseren Entschluss gelenkt hat, wir begehren keinen anderen zum Rektor als gerade dich und wünschen, so bald als möglich unsere Augen an dir erfreuen zu können![45]) Mylius erkannte zwar, dass man sich in Leutschau nicht durch Quertreibereien beirren lassen wolle, hielt es aber doch für nötig, nochmals selbst seine religiöse Überzeugung auseinanderzusetzen und ausdrückliche Stellungnahme dazu zu

[42]) Die lutherische, von Melanchthon nicht gebilligte, im Konkordienbuch aber anerkannte Auffassung von der Allgegenwart des Leibes Christi, insbes. seiner leiblichen Gegenwart beim Abendmahl „in, mit und unter dem Brot und Wein". Vgl. Graff u. Bauke in: Die Religion 1, 2. Aufl. 1927. S. 25 f. u. 1627 f.; Leube, Kalvinismus u. Luthertum 1, S. 9.

[43]) Vgl. die Beschwerdeschrift des Mylius, vermutl. an den Kgl. Burggrafen in der Zips, vom Herbst 1593. Stadtb. Elbing, in Ms. F 31, p. 1.

[44]) Sebastian Lam, gen. Ambrosius († 1600) aus Kesmark, zuerst Lehrer am dortigen Gymnasium, studierte seit 1575 in Wittenberg, nachher Pfarrer in Eperjes, 1583 in Kesmark. Klein, a. a. O. 1, S. 1 ff.

[45]) „Dum collatis opinionibus de hac re, cum Reverendo et clarissimo Dn. M. Antonio Platner Pastore ac Ministris Ecclesiae nostrae deliberamus, commode tui, clariss. et doctiss. Vir, faciunt mentionem. Quin et vicinarum Ecclesiarum Pastores in retandi momenti a nobis in consilium vocati, te ipsis optime notum asserver(unt), tuam nobis pietatem, doctrinam, integritatem, fidem et diligentiam praedicantes: ut jam non alium, quam te expetere(mus) et quam primum laetis te videre cuperemus oculis Ludi nostri literarii Rectorem: neque nobis dubium sit, Emanuelem ipsum, qui et a principio semper adfuit Ecclesiae et deinceps iuxta promissiones suavissimas adfutures est, consilia nostra utrobique rexisse. Nam paulo post voluntatem tuam cum nostra congruere, ac te nostrum fere totum, tum proprietate, tum usu, ex literis tuis ad Reverendum D. Sebastianum Ambrosium, Pastorum Kesmarcensem amanter scriptis, non sine voluptate intelleximus." Stadtb. Elbing, in Ms. F 31, p. 2.

fordern. Durch den Pfarrer Plattner liessen die Ratsherren den Zögernden beruhigen[46]) und wandten sich ausserdem noch an den Patron der Gr. Meseritscher Schule, Heinrich v. Waldstein, der auf seinen Konrektor grosse Stücke hielt, er möge doch Mylius zuraten und könne dabei gewiss sein, dass am Leutschauer Gymnasium dasselbe Bekenntnis gelte wie in Gr. Meseritsch.

Nach langem Schwanken und vielfachen Besprechungen mit seinen Freunden hat Johann Mylius endlich im Frühsommer 1589 den Posten angetreten, schweren Herzens den friedlichen Lebenskreis in Gr. Meseritsch verlassend und nur ungern von seinem Patron, der ihm ein tadelloses Zeugnis ausstellte, freigegeben[47]).

Wie recht Mylius mit seinen Befürchtungen schliesslich haben sollte, begann sich nach vier Jahren zu zeigen. Die durch die neue kirchliche Reaktion in Sachsen mächtig gehobenen Ultralutheraner[48]) schritten zur grossen Auseinandersetzung mit den Vermittlungstheologen in der Zips, und der landfremde

[46]) Ebd. p. 2: Per Ecclesiae suae Pastorem ostenderunt, se in declaratione mea prorsus acquiescere: ac se quoque puram Augustanae Confessionis doctrinam ita amplecti et sic Lutherum ac Philippum conjungere, ut a corruptelis eorum, qui duo ista Ecclesiae lumina divellere conentur, semper fuerint ac etiamnum sint alienissimi.

[47]) „Etsi maluissem, ornatissimum et doctissimum. Virum M. Johan. Mylium diutius hinc nobiscum manere, quia fideliter et feliciter pueros ac adolescentulos fidei suae commissos informare coepit et vitam honestam atque inculpatam apud nos egit neque adversus Religionis normam, qua Schola nostra regitur, quicquam moliri deprehensus est: tamen propter graves et honestas rationes consilii vestri, maxime vero, ut cum literis et artibus bonis pura atque incorrupta Evangelii doctrina, quae hinc Dei beneficio sonat quamque vos nobiscum amplecti ostenditis, latius propagetur, nec Reip. vestrae nec rebus M. Mylii dimissionem petentis deesse volui.“ Ebd. p. 3.

[48]) Unter Kurf. Christian v. Sachsen (1586—1591), einem Schwager Joh. Kasimirs v. d. Pfalz, war der kalvinisierende Philippismus nochmals für kurze Zeit in Wittenberg ans Ruder gekommen. Seine Wiederbeseitigung unter dem Herzog-Regenten Friedrich Wilhelm durch die scharfen Visitationsartikel von 1592 stärkte natürlich auch das strenge Luthertum ausserhalb Sachsens. In der Zips erhielt die orthodoxe Partei in den Visitationsartikeln endlich einen Ersatz für die s. Z. von der liberalen Mehrheit zurückgewiesene Konkordienformel. Sie bildeten auf der Synode von Eperjes die Handhabe zur Aburteilung des Mylius und erhielten damit normative Bedeutung. — Über den Umsturz in Wittenberg hatte übrigens ein damals gerade in W. eingetroffener Leutschauer Student, Stephan Xylander, ein früherer Schüler des Mylius, sofort an den Rat in Leutschau berichtet. X. schloss sich begeistert den Orthodoxen an, erhielt auch von seiner Vaterstadt (bezeichnend für den eingetretenen Stimmungswandel) ein Stipendium zum weiteren Verbleib in Wittenberg und veranlasste alsbald von hier aus die Entsendung einer Reihe fanatischer Kalvinisten- und Synkretistenfeinde in die Zips, darunter Alb. Grawer aus Lübeck u. Joh. Rhaw aus d. Mark Brandenburg (s. unten Anm. 52, 53 u. 64). Er studierte dann noch in Königsberg (fiel auf der Rückreise 1597 vorübergehend den Braunsberger Jesuiten in die Hände), wurde 1601 Diakonus in Leutschau, später Superintendent in der Zips. Klein, Nachrichten 1, S. 467 ff.

Leutschauer Rektor, der unentwegt mit seinen Primanern Melanchthons „Examen“ und das Corpus doctrinae Christianae bearbeitete, auch wohl über das Dogma der Ubiquität disputieren liess[49]), wurde ihr erstes Opfer. Nach Mylius' Schilderung war das Verhör, das man mit ihm auf der Synode der fünf Freistädte zu Eperjes am 5./6. Oktober 1593 anstellte, ein ganz heimtückischer Überfall[50]). Den dramatischen Verlauf hat uns Benecke bereits geschildert[51]). Mylius sah sich einer geschlossenen Front von Widersachern gegenüber, an der Spitze stand der neugewählte Senior Severin Sculteti, unter dessen Vorsitz nunmehr eine Reihe ähnlicher Prozesse folgen sollte[52]). Nur der alte Plattner trat für den Angeklagten ein, freilich nicht energisch, fühlte er sich doch bereits selbst Verdächtigungen ausgesetzt[53]). Der Leutschauer Rat musste Mylius fallen lassen und trieb schliesslich unter dem Druck der aufgehetzten Bürger den verdienten Mann in schmählicher Weise aus der Stadt. Er fand Aufnahme bei seinem Freund, dem Pfarrer Sebastian Ambrosius, in der Stadt Kesmark, der Rivalin Leutschaus, die damals nicht der Fraternität jener fünf Freistädte angehört zu haben scheint[54]).

Aus der Leutschauer Zeit enthält das Stammbuch des Mylius nur acht Eintragungen, darunter die eines Magisters Tobias Steger „ex Transilvania Leutscoviam transiens“ v. 21. Apr. 1590 (p. 192 c), eines Registrators an der „Camera Scepusiana“ [55]) David Moes, dessen kalligraphische, mit zierlichen

[49]) Mit welcher Anteilnahme M. die Vorgänge in Kursachsen verfolgte, zeigt sein Gedicht „In Libertationem Urbani Pierii“ vom Juni 1593 (Ms. Q 31, p. 164). Pierius, Professor der Theologie u. sächsischer Gen. Superintendent, war bei dem Umsturz 1592 wegen seines Kalvinismus ins Gefängnis gekommen und nur auf die Intervention der Königin Elisabeth v. England freigelassen worden.

[50]) Die Synode war einberufen „ut Senior eligeretur et Confessio civitatum, in Corpore doctrinae Melanchthoniano comprehensa, adversus quorundam, qui Formulam Concordiae obtrudere Ecclesiis conarentur (!), molitiones repeteretur“. Stadtb. Elbing, in Ms. F 31, p. 4.

[51]) Elb. Gymn. Progr. 1850, Anh. S. 7 f. Allerdings müssten dazu noch die schon bei Klein, a. a. O. 1, S. 106, Anm. 103, zitierten Akten der Synode, hrsg. von Leonh. Hutter, Concordia concors 1614, p. 1381 ff., verglichen werden.

[52]) Über Sculteti s. Klein, a. a. O. 2, S. 456 ff. Der auf der Synode anwesende Leutschauer Pfarrer Martin Sturm, der 1588 für Mylius' Berufung gewesen war, zeigte sich jetzt als dessen Gegner. St. war ein besonderer Förderer des Xylander, s. oben Anm. 48.

[53]) Er wurde 1597 auf der Synode zu Leutschau von dem Nachfolger des Mylius, Rektor Joh. Rhaw (s. oben Anm. 48), des Kalvinismus beschuldigt. Klein, a. a. O. 1, S. 316.

[54]) Auf der Synode von 1593 sind nur die Pfarrer von Leutschau, Kaschau, Eperjes, Bartfeld u. Zeben vertreten. Erst später werden noch Gross-Sarosch u. Kesmark als Mitglieder der Fraternität genannt. Klein, a. a. O. 1, S. 58, Anm. 67.

[55]) Wohl das Zipser landgräfl. Gericht, das in Leutschau seinen Sitz hatte.

Schnörkeln geschmückte Schrift in dem Stammbuch besonders auffällt (133 c) und eines Carolus Liffortus aus Genf, der Kalvinistenstadt (207 d).

Von grösserem Interesse aber sind für uns zwei knappe, unscheinbare Widmungen auf p. 45 c und 98 d, die erstere von Jakob Monau (Oktober 1591), die andere von Joachim Specht, Juris utriusque Doctor (Ostern 1593). Diese Namen führen nämlich nach Schlesien und zeigen uns den Weg, auf dem Mylius zuletzt nach Elbing gelangt ist. Wie einige Gedichte in Mylius' Nachlass zeigen, ist der erstgenannte kein anderer als der s. Z. weitbekannte Breslauer Patrizier und Gelehrte Jakob Monau († 1603), ein universaler Geist, der grosse Reisen gemacht hatte und mit den wissenschaftlichen Autoritäten fast ganz Europas Beziehungen unterhielt[56]). Er hatte in Heidelberg und Genf studiert, war überzeugter Kalvinist und gehörte zu jenem Kreis kirchlich gleichgesinnter, hochgebildeter Männer, der sich um den berühmten kaiserlichen Leibarzt Johann Crato gesammelt hatte und im Mittelpunkt des literarischen Lebens im damaligen Schlesien stand[56a]). Nach Cratos Tod (1585) galt Monau als Haupt der zahlreichen Reformierten Breslaus. 1590 war er Rat des reformiertgesinnten Herzogs Joachim Friedrich von Brieg geworden und wirkte als solcher nach Kräften für eine freiere dogmatische Auffassung in den herzoglichen Landen. Auf einer seiner Reisen hat nun Monau 1591 die ihm geistesverwandten Männer in der Zips, darunter Ambrosius in Kesmark und Mylius in Leutschau, aufgesucht, und diese blieben seitdem mit dem prominenten Breslauer Gelehrten in freundschaftlicher Verbindung[57]). Derselben reformierten

[56]) Ms. Q 31, p. 163, 170, 187. Vgl. Schimmelpfennig in: Allg. Dt. Biogr. 22, S. 162 f.

[56a]) Joh Krafft. 1567 u. d. Namen Crato v. Crafftheim geadelt, war Breslauer Stadtphysikus, einer der besten Mediziner seiner Zeit. Seit 1560 diente er den Kaisern Ferdinand I., Maximilian II. u. Rudolf II. als Leibarzt. Als Student sechs Jahre Tischgenosse Luthers (die von C. damals gemachten Aufzeichnungen dienten Joh. Aurifaber mit als Quelle für seine Ausgabe von Luthers Tischreden und Colloquia 1566), blieb er theologisch stets sehr interessiert, wurde Melanchthonianer und schliesslich Kalvinist und Vertrauter Theodor Bezas in Genf. Sein Einfluss am Prager Hofe ermöglichte ihm eine wesentliche Mitwirkung bei dem Versuch, die kirchlichen Verhältnisse des österreichischen Protestantismus zu regeln und als Hauptfürsprecher der böhmischen Brüder aufzutreten. Auch hat C. es vornehmlich verhindert, dass Maximilian II. auf die Seite der Gegner der Evangelischen trat. I. F. A. Gillet, Crato v. Crafftheim u. s. Freunde 1. 2. 1860; P. Tschackert in: Realenc. f. prot. Theol. 3. A., 11, S. 57 ff.; P. Konrad, Die Einführung d. Ref. in Breslau u. Schlesien, Darst. u. Quellen z. schles. Gesch. 24, 1917, S. 129.

[57]) Vgl. Ms. Q 31, p. 187: Nachruf des Mylius auf ein verstorbenes Kind des Monau v. 30. Mai 1597; ebda, p. 170: Gedicht v. 22. Febr. 1594: In Symbolum Jacobi Monavii „Ipse faciet" ex Psalmo XXXVII. Monau gab nachher die von seinen vielen Freunden auf seinen Wahlspruch verfassten Carmina in zweiter Aufl. heraus, darin ist auch Mylius' Gedicht aufgenommen. Vgl.

Gruppe gehörte auch Joachim Specht an. Er war gleichfalls herzogl. Briegscher Rat und traf 1593 auf der Durchreise nach und von Siebenbürgen mit dem Leutschauer Rektor zusammen. Auch mit ihm blieb Mylius weiter in Fühlung[57a]). Benecke gibt nun an, Mylius habe sich nach seiner Vertreibung aus Leutschau zunächst nur mit Privatunterricht in Kesmark beschäftigt. Wie jedoch aus den Widmungen und Daten weiterer Carmina des Mylius hervorgeht, hat dieser im Frühjahr und Sommer 1594 auch noch eine Reise nach Schlesien unternommen. Mylius trug sich also offenbar schon damals mit der Absicht, einen entfernteren Wirkungskreis zu suchen, wo er vor neuer Verfolgung sicher war. Unterwegs wird er auch in Brieg bei Specht angekehrt sein. In Breslau sah er Jakob Monau wieder, der ihn bei Freunden und Verwandten einführte. U. a. lernte er den Arzt Dr. Laurentius Scholz kennen, dessen berühmter Heilkräutergarten die Bewunderung des Schulmannes erregte[58]), und sicher auch Niklas Rehdiger, Monaus vertrautesten Freund aus einem der einflussreichsten Patrizierhäuser Breslaus. Monau und Rehdiger aber waren verwandt mit der hochangesehenen Familie Mohrenberg, zu der der Elbinger Kämmerer Andreas Mohrenberg gehörte[59]).

Indessen bot sich dem Suchenden alsbald an seinem ersten Zufluchtsort Kesmark eine so gute Stelle, dass er sich vom Zipserland doch noch nicht trennen mochte. Drei Jahre hat er als Rektor des angesehenen Kesmarker Gymnasiums gewirkt, einer alten Pflanzstätte des Melanchthonianismus, die nach dem

---

Symbolum Jacobi Monawi IPSE FACIET variis variorum auctorum carminibus expressum et decoratum. Cum nonnullis appendicibus. Gorlicii 1595, p. 53. Unter diesen poetischen Beiträgen sind solche von Crato, Peucer, Beza, Joh. Sturm, Zach. Ursinus, Esr. Rudinger, Sc. Gentilis, Wesenbeck, Cruciger, Frischlin. Neben Mylius finden sich noch drei Zipser, fünf Gedichte stammen von Pfarrer Seb. Ambrosius in Kesmark, ein Gedicht ist von Kaspar Frank in Kaschau. Von Freunden Monaus aus Preussen sind vertreten Rektor Jak. Fabricius u. Dan. Hermann aus Danzig, Franz Stoius u. Christ. Pannonius aus Königsberg u. Huldr. Schober, Prorektor d. Gymnasiums in Thorn.

57a) Ms. Q 31, p. 165, 166, 168.

58) Ebd., p. 172: Gedicht des Mylius: In hortum medicum D. Laurentii Scholzii, v. 18. Juli 1594. — Laur. Scholz, 1596 als Scholz v. Rosenau geadelt († 1599), war verdient als Botaniker u. Herausgeber mehrerer wertvoller Sammlungen von Consilien, Rezepten u. Briefen namhafter Ärzte, darunter auch seines Kollegen Crato (5 Bde. 1591 ff.). Sein Pflanzengarten, der zugleich als Lustgarten mit Springbrunnen und Kunstwerken nach italienischem Vorbild eingerichtet war, ist viel besungen worden. Die Lobgedichte von 40 Poeten gab Scholz i. J. 1594 heraus. Vgl.: In Laurentii Scholzii med. Wratislav. hortum Epigrammata amicorum. F. Cohn in: Allg. Dt. Biogr. 32, S. 229 f.

59) Vgl. zum Stammbuch des Hans v. Bodeck unt. S. 171, dazu Gillet 1, S. 77 ff.; 2, S. 79, 393 u. anderwärts. — Auf weitere Beziehungen des M. zu Schlesien (Oberglogau, Görlitz) weisen seine Gedichte in Ms. Q 31, p. 173 u. 192, hin.

Muster der Goldberger Schule eingerichtet war[60]). Das Stammbuch weist nur zwei Eintragungen aus jenen Jahren auf (p. 204 f. u. 155 c), den Spruch „Quo fortuna, eodem favor hominum inclinat" von Mylius' und Monaus Freunde Kaspar Frank „Magister rationum latinarum" am Kammergericht in Kaschau[61]), und eine freundliche Widmung des Rektors der polnischen Schule in Kesmark[62]), Paul Schoman, an seinen lieben Kollegen Mylius, „Pyropolensium Rectori" [63]).

Bald aber wurde der unselige konfessionelle Hader auch nach Kesmark getragen[64]). Johann Mylius, dem nunmehr der Aufenthalt in der Zips verleidet war, hielt abermals Ausschau nach einer neuen Unterkunft und bediente sich dabei auch der Hilfe seiner Breslauer Bekannten. Durch diese wurde Andreas Mohrenberg in Elbing auf Mylius aufmerksam gemacht, und so kam es, dass der Elbinger Rat im Herbst 1597 mit ihm wegen der Übernahme des Rektorats am hiesigen Gymnasium in Verbindung trat[65]).

---

[60]) Grothe, 700 Jahre dt. Lebens in d. Zips, S. 106. Pfarrer Ambrosius (s. Anm. 44) wird hier für die Jahre 1583—1594 auch als Rektor bezeichnet, scheint demnach also von diesem Amt zugunsten des Mylius zurückgetreten zu sein. S. auch Klein 1, S. 1 ff. Das Gymnasium besteht noch heute als evang. Distrikturial-Lyzeum.

[61]) Drei Gedichte von Mylius an Frank in Ms. Q 31, p. 157, 162 u. 184 der Elb. Stadtb. Vgl. Anm. 57.

[62]) Über das Vorhandensein einer polnischen Schule in K. habe ich nichts weiter feststellen können. Von den Zipser Städten waren seit 1412 zwar 13, dann 16 an Polen verpfändet (Grothe, a. a. O., S. 49 f.), jedoch nicht Kesmark.

[63]) Die Bezeichnung Pyropolis (Käsestadt) wird im 16. Jahrhdt. zuweilen von Gelehrten für Kesmark gebraucht. Die Namensform Kesemarkth (Forum caseorum), die auch mit Kaysersmark (Caesareoforum) wechselte, kommt schon im 13. Jhdt. vor. Kaindl, Gesch. d. Deutschen in d. Karpathenl. 2, S. 161.

[64]) Ende 1595 begannen mit Unterstützung des Seniors Sculteti heftige Angriffe des kürzlich aus Wittenberg eingetroffenen Albert Grawer, Rektors zu Neerer in der Zips (s. oben Anm. 48), gegen die theologische Richtung in Kesmark (G. nennt Kalvin den „lupus ecclesiae Käsmarkiensis"), insbesondere gegen Ambrosius und seine „greulichen kalvinistischen Irrtümer". Klein 1, S. 3, Anm. 7.

[65]) Neubaur, Beiträge, S. 4. Es ist sehr bezeichnend und begreiflich, dass Mylius in diesen Verhandlungen auf Grund seiner früheren Erlebnisse den grössten Nachdruck auf die Respektierung seiner persönlichen dogmatischen Überzeugung legte, von der er nie etwas preisgegeben hatte. Er war keine Kämpfernatur, hielt aber unbedingt fest an seinem Standpunkt und wäre zurückgetreten, wenn er in Elbing Konzessionen an sein Gewissen hätte machen müssen. Nur um seine Anschauung vor dem Rat und Kirchenministerium darzulegen, nicht so sehr um seine „Recht"gläubigkeit zu beweisen (Neubaur), hatte sich Mylius auch sofort anheischig gemacht, das Zentralthema der damaligen Theologenwelt, die Ubiquitätslehre, mit den Schülern coram publico eingehend zu behandeln, ohne Zweifel in der Absicht, sie ad absurdum zu führen. Der Bewerber wollte damit nicht nur sich prüfen lassen, sondern seinerseits auch die Elbinger Herren auf ihre konfessionelle Haltung prüfen. Der Rat lehnte diesen Vorschlag ab, war aber mit Mylius' Lehrmeinung ein-

Mylius hat von Elbing aus natürlich auch ferner mit seiner alten Heimat in enger Fühlung gestanden und an ihren Schicksalen unter der bald hereinbrechenden Gegenreformation treuen Anteil genommen[66]). Eine Reihe Familien in der Zips und in Mähren bewiesen ihm auch ihre Anhänglichkeit und sandten ihre Söhne zum Studium in das Preussenland nach Elbing[67]). Ein weiter Weg freilich, aber zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches, war doch Preussen schon von der Ordenszeit her mit den Gebieten des mittleren Ostens durch vielfache Kulturbeziehungen verknüpft, Beziehungen, die bis ins 17. Jahrhundert hinein bestanden und gerade seit der Reformation durch die Glaubensgemeinschaft und die Zuwanderung von protestantischen Exulanten aus Böhmen-Mähren und anderen habsburgischen Territorien sich noch einmal reger gestalteten[68]).

Aus Elbing verzeichnet das Stammbuch noch ein paar vereinzelte Eintragungen bis zum Jahre 1608. Von den Schulkollegen ist niemand vertreten, auch sonst keine Elbinger Persönlichkeit. Dagegen hat sich der überall herumvagierende Dichterling und angeblich sogar gekrönte Poet „Barptolomäus“ Bilovius, der sich zweimal vergeblich um eine Lehrerstelle in Elbing bewarb[69]), dem gutmütigen Mylius aufgedrängelt und ihm am 15. Juni Anno „MIserICorDIae“ (1603) die grossartig klingenden Worte ins Stammbuch hineingesetzt: „Clare Myli, dextram petis? Hanc cum corde Tibi do. Si maius possem quid dare corde, darem! Caesarii interea vatis memor esto, Bilovi!

verstanden. Was man von dem Kandidaten verlangte, war lediglich: Nur nicht aggressiv werden, keine aufsehenerregenden Streitereien hervorrufen! Vgl. dazu unten Anm. 75.

66) Vgl. z. B. das „a scholasticis Elbingensibus“ dem Andenken des Pfarrers Ambrosius in Kesmark gewidmete Gedicht, Ms. Q 31, p. 313 sq. — In demselben Band, p. 826, ein Anagramm auf Kardinal Klesl, den bekannten Minister des Kaisers Matthias u. Generalreformator in Österreich.

67) Mit Mylius siedelten fünf Schüler im Mai 1598 von Kesmark nach Elbing über. Im ganzen haben unter Mylius an Mährern, Böhmen u. Ungarn (Hungari, Pannonii, Transsylvani, Scepusii) ca. 45 das Elbinger Gymnasium besucht, davon 26 Zipser und 9 Mährer u. Böhmen. Mehrere sind später in ihrer Heimat Rektoren u. Geistliche geworden. Matricula Gymn. Elb., Stadtarch. Elbing. — Vgl. auch Klein, Nachrichten 2, S. 192 f. u. 442 f., über Entsendung von vielen Schülern u. Studenten aus Ungarn u. Siebenb. nach Preussen, meist n. Thorn.

68) Zur Geschichte dieser Beziehungen hoffe ich demnächst einen kl. Beitrag liefern zu können. Vgl. im allg. H. Bauer, Die Glaubensspaltung in Ost- u. Westpreussen u. ihre nationalpolit. Auswirkungen. Korr.-Bl. d. Gesamtvereins dt. Gesch. u. Altert. Vereine 1929, S. 31. Über die ersten böhm. Brüder in Preussen s. A. Seraphim in d. Forschgen. z. brandenbg. u. preuss. Gesch. 18, 1905, S. 212 ff. Über mährische Brüder in Elbing (in Wirklichkeit waren es mährische Taufgesinnte!) s. Neubaur in d. Zeitschr. f. Kirchengesch. 33, 1912, S. 447. Über die böhmisch-mährische Emigrantenkolonie in Elbing in den 20er Jahren des 17. Jhdts., zu der auch Mylius sicher enge Beziehungen hatte, vgl. die Abhandlung von F. Hrubý in diesem Heft.

69) Neubaur, Beiträge, S. 8 f.

Non obliviscar nominis ipse tui!" (28 c). In Mylius' dichterischem Nachlass (p. 200) findet sich ein bezeichnendes Distichon, das der Rektor als Antwort auf eine poetische Gabe des Bilovius verfasst hat: „Reddere dedebam carmen pro carmina Vati, / Ni Phoebus advorsus vetet, / Nunc pridem oblitus Musas, haec symbola amoris / Bilovio Mylius dicat." Weiter hat sich im Jahre 1605 ein Andreas Garzyc eingetragen (10 c) und ein Sohn des Kastellans von Inowrazlaw, Stephan Koscieliecki, vermutlich ein ehemaliger Schüler des Elbinger Gymnasiums (9 c). Endlich finden wir noch drei Besucher aus weiter Ferne, die auf der Reise hier ihren Gesinnungsgenossen Mylius begrüsst haben, den Pfarrer Jakob Adam aus Bensheim in der Pfalz, 11. Juni 1603 (195), der sich damals um eine Predigerstelle an St. Elisabeth in Danzig bewarb und bald darauf wegen der Abschaffung des lutherischen und Einführung des Heidelberger Katechismus in seiner Gemeinde mit einigen orthodoxen Danziger Geistlichen in Konflikt geriet[69a]); ferner den „Doctor medicus Palatinus" Matthias Damius, der im Juni 1608 den Spruch einschreibt: „Ille beatus est, qui recte credit et recte credendo bene vivit et bene vivendo fidem rectam custodit" (206 d). Und auf einem Ehrenplatz ganz am Anfang steht ein siebenbürgischer Name, Andreas Honter, vielleicht ein Mitglied jener Familie, der der Reformator Siebenbürgens, Johann Honter, angehörte. Er hat in etwas fragwürdigem Latein folgenden Lobspruch (p. 1 e) auf die Stadt Elbing und Mylius gereimt, mit dem wir die Betrachtung dieses Gedenkbüchleins eines „Kryptokalvinisten" schliessen wollen:

Ut peregre at fato te Elbnigam (!) vidimus, urbs es
 Commoda vicino flumine, pulchra situ,
Dissita sed paulum ponto, spe magna, futura
 Maior, ab excultis maxima credo animis,
Millibus et multis insignis Mylius, huius
 Phocidos et dignae sortis Apollo tue.

2. Das Stammbuch des Junkers Hans von Bodeck 1597—1609. Erster Teil: Bis Herbst 1600.

Von ganz anderem Charakter ist das zweite Stammbuch der Elbinger Sammlung[70]). Es ist ein handlicher Oktavband im Format 12,5×17,5 cm, in Pergament gebunden, nur leicht ornamentiert. Der Rückendeckel und die letzten zehn Blätter sind durch Brand beschädigt. Auf dem Vorderdeckel stehen die Initialen J. B. (Johann Bodeck) 1600. Äusserlich unscheinbarer

[69a]) E. Schnaase, Gesch. d. evang. Kirche Danzigs 1863, S. 561 u. 566 ff.
[70]) Stadtb. Elbing, Ms. O 9.

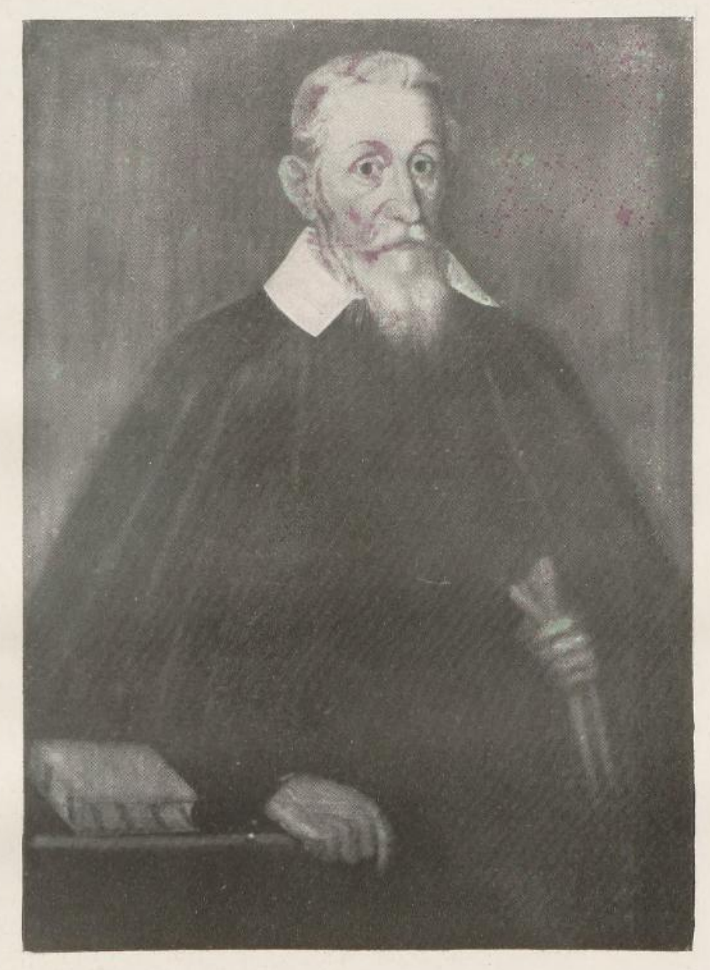


Abb. 1. Rektor Johann Mylius.
Geb. 1557 in Iglau, gest. 1629 in Elbing.
Nach einem Porträt im Städt. Museum zu Elbing.



Abb. 2. Szene in einer Strassburger Studentenbude.
Aquarell aus dem Stammbuch des Hans v. Bodeck, 1600. Stadtbücherei Elbing.

als das Stammbuch des Mylius, bietet das Bodecksche dafür um so mehr durch die bunte Fülle seines Inhalts. Es enthält nicht weniger als 256 Eintragungen aus allen möglichen Orten und von sehr verschiedenartigen Personen, von Fürsten, Baronen und Patriziern, von Gelehrten, Studenten und Männern der Politik, von Verwandten und vertrauten Freunden oder von blossen Renommierfreunden und flüchtigen, schnell wieder vergessenen Reisebekannten. Die Einheitlichkeit, die intimpersönliche Note, wie in Mylius' Buch, fehlt hier. Da finden wir beim Durchblättern zwischen Trostsprüchen und frommen Ermahnungen zur Standhaftigkeit im Glauben manch kerniges Wort von Mannesehre, Ritterlichkeit und soldatischem Schneid. Neben den feierlichen Zitaten der alten Philosophen stehen Sinnsprüche und volkstümliche Schlagworte aus damaliger Zeit, Reime mit Noten, zarte, altkluge und freche Bemerkungen über Frauen und Liebe, Erinnerungen an fröhliche Stunden bei Wein und Würfelspiel, komische Seufzer über den ewig leeren Geldbeutel. Griechische und lateinische Sentenzen wechseln mit französischen, englischen, verschiedentlich auch deutschen Denksprüchen und — bezeichnend für den geistigen Einfluss, der aus dem Land der Renaissance herüberkam — auch solchen in italienischer Sprache. Und dazu ist das Buch mit 73 farbigen, zum Teil prächtig in Gold und Silber ausgemalten Wappen geschmückt und mit 19 bildlichen Darstellungen, besonders Kostümfiguren, Landschaften, Allegorien und lustigen Szenen[70a]). Wir haben hier also ein recht reichhaltiges und schönes Exemplar, deren uns aus dem Osten nicht viele ähnliche erhalten sind. Es ist das Beispiel eines Kavalier-Stammbuches, wie es zu jener Zeit des beginnenden Barock mancher vornehme junge Mann „von Welt" zu führen pflegte.

Der Besitzer des Buches, Hans v. Bodeck (1582—1658), entstammte einem schon seit dem 13. Jahrhundert im Ordensland ansässigen Geschlecht rheinischer Herkunft[71]). Zunächst dem Thorner Patriziat angehörend, verteilen sich die Bodeck oder Bodecker seit Ausgang des Mittelalters durch die Nach-

[70a]) Mehrere Blätter grösseren od. kleineren Formats (z. B. 54, 154, 163) sind nachträglich eingeklebt. Auf vielen Seiten ist der für das Wappenbild vorgesehene Platz freigeblieben. Auf fol. 108 b ist eine angefangene Wappenmalerei. Zwischen f. 88 u. 89 ist ein Bild herausgerissen. An einigen Stellen (so vor f. 65) fehlen Blätter.

[71]) Ahnherr der preuss. Linie ist Konrad v. B., der 1272 mit seinem Bruder Dietrich († 1281 in Livland) nach Preussen kam, um dem Orden Kriegsdienste zu leisten († zu Culmsee 1307). Vgl. die Stammtafeln im Stadtarch. Elbing u. in d. Stadtbibl. Danzig. Adel und Wappen wurden der ganzen Familie 1601 u. 1615 von den Kaisern Matthias u. Ferdinand II., dem preussischen Zweig nochmals besonders von König Sigismund III. bestätigt. Ein prachtvolles Wappenbuch des Geschlechts v. B. mit Stammbaum u. Privilegien bewahrt die Danziger Stadtbibliothek (Ms. 607).

kommen des Thorner Kämmerers Johann v. B. auch auf Danzig, Elbing und Westdeutschland[72]). Der Grossvater unseres Stammbuchbesitzers, Valentin, heiratete nach Elbing[73]) und wurde hier Bürgermeister († 1575). Der Vater des Hans, Johann, hatte eine Tochter des Ratsherrn Fabian Molner zur Frau und war durch seine Schwestern mit den Elbinger Bürgermeistern Georg Braun und Georg Wider, sowie mit dem Kämmerer Andreas Mohrenberg verschwägert. Er hat 1589 der Familie das Gut Hansdorf bei Pr. Mark (zum herzogl. Amt Pr. Holland gehörig) erworben[73a]). Johann war Elbinger Ratsherr, ein Mann von literarischen Interessen, der eine wertvolle Bibliothek besass[74]). Wie die Mehrzahl der führenden Elbinger Bürger in jener Zeit, neigte auch er kalvinistischen Anschauungen zu, die seit den siebziger Jahren in den grösseren westpreussischen Städten immer mehr Eingang fanden[75]). Johann v. Bodeck starb verhältnismässig früh (1595, beiges. in St. Marien) und hinterliess zwei Söhne und drei Töchter. Unter ihnen war Hans das dritte Kind. Er zählte damals erst 13 Jahre, und sein Oheim Mohrenberg übernahm nun die Obhut über seine weitere Erziehung im Sinne des Vaters. Vermutlich hat Hans das hiesige Gymnasium

---

[72]) S. auch G. Löschin, Die Bürgermeister, Ratsherren u. Schöppen d. Danziger Freistaates 1869, S. 35 (1635).

[73]) Seine Frau Ursula v. d. Lohe war die Tochter des Elbinger Bürgermeisters Hans v. d. L. Valentin wurde in der damals evangelischen Nikolaikirche beigesetzt.

[73a]) E G. Kerstan, Die Gesch. des Elbinger Landkreises, 1925, S. 219 Hansdorf blieb bis 1825 in Bodeckschem Besitz.

[74]) Darin u. a. Hss. von Hochmeisterchroniken, S. Grunau, Kunheim, Falk, Akten z. Osiandrischen Streit, jetzt in d. Stadtb. Danzig, Ms. 1262, 1277, 1281, 1326, 1327, Uph. q16. Vgl. Toeppen, Elb. Geschichtsschreiber, Ztschr. d. Westpr. G.-V. 32, S. 9.

[75]) C. E. Rhode, Der Elbinger Kreis, 1869, S. 380; E. G. Kerstan, Die ev. Kirche in Stadt- u. Landkreis Elbing, 1917, S. 14 f. Neben Johann Bochmann, Pfarrer an St. Marien u. Senior d. Elbinger Kirchenministeriums (1571—1607 im Amt), wirkte im selben Sinne auch Matthäus Lossius, Pfarrer an Hl. Leichnam 1595—1613. Tolckemit, S. 32 f. u. 128 f. Auch Mylius' Vorgänger, Rektor Thomas Rotus († 1596), war kalvinfreundlicher Melanchthonianer. Neubaur, Aus d. Gesch. d. Elbinger Gymn., S. 32 f. Mit Rücksicht auf das königliche Religionsprivileg für Elbing wahrte man nach aussen hin die Zugehörigkeit der Stadt zur Augsburgischen Konfession (s. oben Anm. 65). Für die tatsächliche konfessionelle Stellung des Rats ist aber charakteristisch, dass er den Matth. Lossius nicht in Wittenberg, sondern im reformierten Anhalt („An die Ehrwürdige ... des Heil. Ministerii der Reformirten Kirchen Doctores" in Zerbst) ordinieren lässt. Becker, Böhm. Pastoren, S. 75 u. 129; vgl. auch oben Anm. 36. Nicht ohne Einfluss auf jene Strömung in Elbing waren auch die hier ansässigen u. mit den Ratsfamilien vielfach in verwandtschaftl. Beziehungen stehenden englischen Kaufleute der Eastland Company. — Über das gleichzeitige Auftreten des Kalvinismus in Danzig s. P. Simson, Gesch. d. Stadt Danzig 2, 1918, S. 307 f.; i. J. 1603 empfehlen der Danziger Rat und der reformiertgesinnte Prediger Jak. Fabricius den Rektor Wolfg. Mandel, der an St. Bartholomäi Diakon werden soll, zur Ordination an das Kirchenministerium in Zerbst. Becker, a. a. O., S. 129.

bis zum Jahr 1596 besucht. Aber nach dem Tod des vortrefflichen Rektors Rotus, als man zunächst vergeblich nach einem ebenbürtigen Nachfolger suchte[75a]), schien eine anderweitige Fortsetzung der Ausbildung geraten. Und so wurde der Junker denn Anfang 1597 zusammen mit seinem gleichaltrigen Vetter, dem jungen Andreas Mohrenberg, auf die sogenannte „Kavalierstour" geschickt, um sich durch Reisen zu bilden, auf deutschen und ausländischen Hochschulen Studien zu treiben und im Verkehr mit Standesgenossen nützliche Beziehungen und weltmännischen Schliff zu erlangen. Über diese, ein ganzes Jahrzehnt umfassende Zeit gibt uns das Stammbuch allerlei interessante Auskünfte. Nach seiner Rückkehr hat sich Hans v. Bodeck nicht, wie man wohl in Elbing zunächst gehofft hatte, seiner Vaterstadt zur Verfügung gestellt, sondern er ging in brandenburgische Dienste und wurde kurfürstlicher Rat. Von seinen Geschwistern war nur die älteste Schwester Regina, als Frau des Innenkämmerers Zacharias Riedt, in Elbing geblieben. Stärkere Beziehungen verbanden ihn mit Danzig, wo sein älterer Bruder Valentin Bürgermeister wurde († 1635), woher seine Gattin Kordula stammte, die Tochter des gelehrten und kunstsinnigen Ratsherrn Johann Schwarzwald, und wo auch seine beiden Schwestern Dorothea und Adelgunde mit angesehenen Männern, Kaspar Zierenberg und Niklas v. d. Linde, verheiratet waren.

Ihre Bildungsreise führte die jungen Leute zunächst nach Schlesien. Hans v. Bodeck soll nach einer Danziger Stammtafel auch noch in Böhmen gewesen sein. Hauptsächlich aber hat er sich mit seinem Vetter Andreas in Breslau aufgehalten, wo die beiden Elbinger als nahe Verwandte des angesehenen Breslauer Patrizierhauses Mohrenberg (oder Mornberg) in einen Kreis vornehmer und hochkultivierter Familien eingeführt wurden. Hierzu gehörten vor allem die Rehdiger, die lange Zeit die Stadt beherrscht hatten, die Reichel, Monau, Uthmann, Scharff, die aus Danzig stammenden Schachmann[75b]) u. a., die alle mit den Mohrenbergs versippt und verschwägert waren und die man am kaiserlichen Hof spöttelnd „die ehrbar Freundschaft" nannte, wenn man vom „ehrbaren Rat" der Stadt Breslau sprechen wollte. Namentlich der Grossvater des jungen Elbingers Andreas Mohrenberg, der Ratsherr Johann Mohrenberg († 1567), war in aller Erinnerung als Präses des Schulkollegiums, der drei Jahrzehnte hindurch auf das Breslauer

[75a]) Neubaur, Beiträge S. 4.

[75b]) Nachk. des zugewanderten Jakob Schachmann aus Danzig, verh. mit Eva Rehdiger, der Tochter des Grosskaufmanns Niklas R. d. Ä. und der Anna Mohrenberg. Er wurde 1557 in den Breslauer Rat gewählt und brachte es zu grossem Einfluss († 1586). Gillet, Crato 1, S. 84 u. anderw. Die Angaben bei Löschin, Die Bürgermeister, Ratsherren u. Schöppen, S. 23, sind irrig.

öffentliche Bildungswesen einen entscheidenden Einfluss ausgeübt, insbesondere die Entwicklung des protestantischen Gymnasiums zu St. Elisabeth mächtig gefördert hatte[75c]. Dieses Interesse für Schule und Wissenschaft war schon gute Tradition von seinem Vater her, dem verdienten Breslauer Stadtschreiber Gregor Mohrenberg, und es zeigte sich wiederum bei Johanns Sohn, dem Elbinger Kämmerer Andreas Mohrenberg, der ja auch für das hiesige Gymnasium, für seinen Neubau, für die Ausstattung der Gymnasialbibliothek eifrig sorgte und dem die Stadt Elbing 1598 den ausgezeichneten Joh. Mylius verdankte. Auch andere freundschaftliche Verbindungen zwischen den Elbinger und Breslauer führenden Familien kamen den beiden Jünglingen, die als Hausgenossen bei den Mohrenbergs wohnten und wohl noch einige Zeit das Elisabethanum besuchten, zugute. Der gerade (1597) verstorbene tüchtige Elbinger Bürgermeister Johann Jungschultz d. Ä. war in Breslau gut bekannt gewesen. Als Wittenberger Student hatte er sich einst dem jungen reichen Thomas Rehdiger aus Breslau angeschlossen, dessen Mutter, eine Mohrenberg, die Schwester des erwähnten Schulpräses war. Die beiden verbrachten dann von 1563 bis 1571 acht gemeinsame Lehr- und Reisejahre in Deutschland, Frankreich, Italien und den Niederlanden, wobei Jungschultz die Rolle des Mentors und gelehrten Beraters spielte[75d]. Sie hatten neben ihrem juristischen Studium eifrig die Schriften kalvinistischer Theologen gelesen, wertvolle Manuskripte und Drucke gesammelt und die Stätten klassischer Kunst besucht. Sie hatten die Drangsale der Hugenotten mitangesehen und sich in Paris, Venedig und auf dem deutschen Reichstag in glänzender Gesellschaft bewegt und auch sonst allerlei Interessantes

---

75c) Gillet, Crato 1, S. 19, 87 u. später.

75d) Jungschultz (Neodicus) bezog 1555 auf Kosten des Elb. Rats die Univ. Wittenberg, wo sich seiner der in sächsichem Dienst stehende Franzose Hubert Languet, ein Freund Melanchthons und Cratos, besonders annahm u. ihn der Familie Rehdiger empfahl. Die zahlreichen (von Gillet für seine Zwecke benutzten) Briefe des Jungschultz aus der Rehdigerschen Sammlung in Breslau dürften noch mancherlei bisher Unbekanntes über den Schreiber enthalten. Vgl. Gillet, Crato 1, 328; 2, 49 ff. u. 54 ff. Nach den erst später beginnenden Quellen im Stadtarch. Elbing (Isr. Hoppe, Typus Reip. Elb.; G. Zamehl, De magistratibus; Überarb. v. F. Neumann) soll Jungschultz schon 1565 od. 1566 Stadtsekretär geworden sein. Nach s. Briefen studiert er jedoch noch 1564—66 in Bourges u. Valence und zieht Febr. 1567 mit Rehdiger nach Padua, wo erst Anfang 1568 an ihn die Aufforderung aus der Heimat ergeht, sich der jurist. Promotion zu unterziehen. Bis dahin also, und wohl überhaupt, solange er abwesend war, dürfte von einer Anstellung in Elbing keine Rede gewesen sein. J. folgt 1569/70 Rehdiger nach Antwerpen, Speyer, Köln und kehrt erst März 1571 über Breslau nach Elbing zurück. Danach wären die Angaben bei Seyler, Elbing lit., p. 117, Toeppen, Friedwald, Einl., S. 157,1 u. 179,1, H. Freytag, Preussen a. d. Univ. Wittenberg 1903, S. 52, zu berichtigen. — Über Crato s. oben Anm. 56a.

erlebt, worüber Jungschultz in einer Reihe von Briefen an den berühmten Crato in Breslau, seinen väterlichen Freund, berichtet hat. So wurde denn Jungschultz einer der ersten, die in Elbing reformierte Anschauungen vertraten. Und durch seine Verbindung mit dem Breslauer Kreis ist offenbar auch Andreas Mohrenberg d. Ä., der Vetter des Thomas Rehdiger, nach Elbing gekommen. Auch ein zweiter Johann Jungschultz, der Neffe des vorigen, später Elbinger Ratsherr († 1639), hatte in den Jahren 1587/88 als Erzieher der beiden Junker Sigmund und Sebastian v. Zedlitz in Breslau geweilt und war u. a. mit Jakob Monau bekannt[75e]). Und um 1591 hatte Samuel Meienreis, der Sohn des Elbinger Vogtes Michael Meienreis († 1588) in Breslau, sein „Novennium" begonnen[75f]). Endlich besass auch der junge Bodeck in Breslau noch verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Scharff v. Werd, durch seine Tante Anna v. Bodeck, die Frau des Königsberger Kämmerers Sigismund Scharff. Dieser war ein Sohn des Breslauer Ratsherrn Joh. Scharff († 1552) und ein Schwager Joh. Cratos.

Der erste, dem Hans v. Bodeck sein neues, ihm von Hindrich Rytte 1597 geschenktes Stammbuch[76]) vorlegte, war der Breslauer Vetter Joh. Mohrenberg junior (f. 108, m. Wappen). Ihm folgen nach und nach aus der Mohrenbergschen Freundschaft der gelehrte Jakob Monau (15. Juli 1598), der Fürsprecher des damals (Mai 1598) gerade nach Elbing übergesiedelten Joh. Mylius, ferner Dr. Laurentius Scholz, den wir ebenfalls als Bekannten des Mylius bereits kennen (f. 122 u. 123), dessen gleichnamiger Sohn (236) und Monaus Vertrauter Niklas Rehdiger, der jetzt auf seinem Gut Striese, Kr. Trebnitz, lebte (121 b)[77]). Auch Heinrich v. Artzat aus dem Hause Uthmann und Joh. Nikolaus v. Nostitz, die sich späterhin in Bodecks Buch eingezeichnet haben (130 u. 151 b), gehörten diesem Kreise an[77a]). Weitere Eintragungen sind von Fabian v. Behmen d. J., Anton v. Below aus Pommern, Barthellme Dobschütz mit Wappen und dem Spruch „Komb Glück, Erfreue Hoffnung" und Ernst v. Pfirtner[78]). Die

---

75e) Vgl. sein Stammbuch Ms. S 19. 4°, Stadtbibliothek Königsberg. Über Monau s. oben S. 164 f.

75f) Seyler Elbinga litterata, p. 20.

76) S. p. 185: Wappen des R. mit der Dedikation: „Diß buch samp dem wapen habe ich meynem lieben (Ohme?) Johannes Bodecker verehrtt zum gedechtniß. Hindrich Rytte Eigenhandtt. Ano 97 den 11. mart."

77) S. oben S. 165. Er war ein Bruderssohn des Thomas Rehdiger.

77a) Eine Martha v. Artzat hat später der junge Andreas Mohrenberg geheiratet (Grübnau).

78) f. 52, 157, 219 u. 182 mit Wappen. Nach Mitteilung des Genealogen Herrn E. B. Jantzen, Danzig, der mich bei der vorl. Arbeit freundlichst unterstützt hat, kann es sich um einen Angehörigen der Familie Pförtner v. der Hölle handeln.

Wappenbilder stammen fast alle von demselben Wappenmaler. Die Blätter mit den Breslauer Eintragungen sind sämtlich beschnitten, wobei manches von der Schrift und Malerei verloren gegangen ist. Offenbar hat Bodeck sein Stammbuch später in etwas kleinerem Format neu binden lassen, wodurch sich auch die Jahreszahl 1600 auf dem Einband erklärt. Nach Breslau gehört ferner noch Blatt 148 mit dem Bild eines angriffsbereiten Turnierreiters auf üppig aufgezäumtem, schnaubendem Ross. Die grüne Helmzier aus Pfauenfedern mit blauweissem, goldornamentiertem Band und die Farben der Federbüsche des Pferdes stimmen mit dem Wappen des Hindrich Rytte (185) überein, von dessen Hand auch über dem Bilde der Spruch steht: „Godtt gebbe denen die mich kennen, zehen mall sovill alss sie mir gönnen." Wahrscheinlich ist dies das Titelbild des ursprünglichen Stammbuchs gewesen. Breslauer Herkunft ist ferner, wie die Malweise vermuten lässt, Blatt 227 mit der Figur eines Mannes in zerfetzten Kleidern, der mit der Hand auf sein blossgelegtes Herz zeigt. Im Hintergrund sieht man eine rauchende Burg, wohl das Eigentum des Mannes, das ihm seine Feinde zerstört haben. Auf einem Spruchband darüber steht: „Diligere illos, qui nos habent odio, divina quadam virtus est." Und vielleicht stammt von demselben Maler noch die farbenprächtige kleine Szene von Aktäon, der die Göttin Artemis mit ihren Frauen beim Bade überrascht und zur Strafe dafür in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerrissen wird. Darüber die warnende Inschrift: „Venus semper timenda" und von anderer Hand die Bekräftigung: „Hurenn Bubenn undt Lause schelm kommen ja nicht in denn Hemmel." Der Name des Bildstifters in der unteren Kartusche ist nicht mehr leserlich. (140)

Die wachsende Anziehungskraft, die der Westen mit seiner moderneren Geistesbildung und seiner feineren gesellschaftlichen Kultur auf die fremdsüchtigen höheren Stände ausübte, und die Neigung zum Kalvinismus führten im letzten Viertel des Reformationsjahrhunderts immer häufiger auch junge Preussen in die westlichen Lande. Auch der Kämmerer Mohrenberg in Elbing und die Breslauer Freunde hielten es für nötig, den jungen Bodeck so viel wie möglich von westlicher Bildung und Lebensart in sich aufnehmen zu lassen, und sandten ihn, nach zweijährigem Aufenthalt in Schlesien, zunächst an den Oberrhein. Im März 1599 begab sich der Junker — ob wieder zusammen mit dem Vetter Andreas, ist nicht ersichtlich — über Sachsen nach der alten Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt am Main[79]), wo er seinen Vetter Hans v. Bodeck

[79]) Vermutlich begleiteten ihn die f. 131 u. 132 eingetragenen Schlesier Joh. Hess v. Hessenstein u. Stein, Hanns v. Schönhausen u. Falkenhain.

besuchte[80]) und durch diesen u. a. mit dem Patrizier Johann Scholer („familiae Bodeckeranae affinitate concivis“) bekannt wurde (135). Im Juli finden wir dann den Reisenden in Strassburg, wo er sich immatrikulieren liess.

Neben Heidelberg, Genf, Basel, Leyden, Oxford, Paris gehörte die 1566 errichtete Strassburger Akademie zu den bevorzugten Hochschulen des Westens[81]). Durch ihren langjährigen Rektor, den grossen Humanisten und Schulorganisator Johann Sturm, hatte die Akademie[82]) einen europäischen Ruf erlangt. Auch nach Sturms Ausscheiden 1581 hielt sie sich auf ansehnlicher Höhe und wurde aus dem ganzen Reich und aus dem Ausland besucht, besonders gern auch von Adligen, die hier einen internationalen Treffpunkt hatten. Wohl mehr um dieses Verkehrs als um der Studien willen hat Hans v. Bodeck, als einer der ersten Elbinger[83]), die Strassburger Hochschule bezogen. Wer ihm als Ephorus beigegeben war, wissen wir nicht. Jedenfalls zeigte dieser Verständnis für seinen Schützling und liess ihn hier im Kreise lebensfroher junger Leute eine sonnige Fuchsenzeit geniessen[84]). Unter der Menge der 56 Strassburger Stammbucheinzeichnungen stehen nur die Namen zweier Dozenten (174 u. 215), nämlich des Professors der Eloquenz Melchior Junius, der bis 1594 als Nachfolger Sturms das Rektorat geführt hatte[85]), und des Magisters Markus Florus, Lehrers an der zur Akademie gehörigen Lateinschule[86]). Alle anderen Eintragungen stammen von Kommilitonen oder sonstigen Bekannten, grösstenteils von Edelleuten. Manche der letzteren hatten, wie ihre nichtssagenden oder die ganz fehlenden Widmungsworte anzudeuten scheinen, mit Bodeck nur oberflächliche

[80]) f. 134 mit dem Bodeckschen Wappen. Dieser Vetter Hans († 1631 in Antwerpen) war ein Sohn des Bonaventura v. B., eines Bruders des Elbinger Bürgermeisters Valentin v. B.

[81]) Auch in Marburg, Herborn, Helmstädt, Franeker, Groningen, Utrecht, Cambridge, ferner in Valence, Bourges, Montpellier sowie an den kleinen Hugenottenuniversitäten in Saumur, Sedan und Montouban haben Ende des 16. Jhdts. u. im 17. Jhdt. mehrfach Preussen studiert.

[82]) Sie wurde erst 1621 zur Universität erhoben.

[83]) Die erst 1621 beginnende Matrikel (Hrsg. von C. G. Knod, Bd. 2, 1903) zählt noch weitere 19 Elbinger in Strassburg während d. 17. u. 18. Jhdts. auf. Ungleich grösser ist die Zahl von Danzigern in derselben Zeit (über 100). Die ersten Danziger in Strassburg sind a. d. J. 1581/82 bekannt, O. Günther in: Mitt. d. Westpr. Gesch.-Vereins 6, 1927, S. 48 f.; 1587 starb „in Academia Strassburgensi“ ein Danziger Vetter des Hans, Konrad v. Bodeck, ein Enkel des Erasmus v. B., der ein Bruder des Elbinger Bürgermeisters Valentin v. B. war; Grübnau, Genealogia Elb., Stadtarch. Elbing.

[84]) Über die kurz vorher nach dem Muster anderer deutscher Hochschulen in Strassburg eingeführte feierlich-groteske Depositio (Fuchsentaufe) vgl. Ch. Engel, L'école latine et l'ancienne academie de Strasbourg (1558—1621), 1900, S. 262 ff.

[85]) Jährlicher Rektoratswechsel fand erst seit 1594 statt. Engel, S. 261.

[86]) Engel, S. 267, Anm. 1.

Berührung. Ihre glänzenden Namen und Wappen, wie etwa die der beiden Grafen Wolrad und Christian v. Waldeck (29), des Herzogs Franz v. Braunschweig-Lüneburg (17) oder des Grafen Joh. Kasimir v. Erbach (28) sollten wohl mehr zum Dekor des Buches und seines Besitzers dienen.

Ein enges kameradschaftliches Verhältnis verband den Junker mit mehreren preussischen Landsleuten, dem Thorner Joh. Eckard, später Ratsherr in seiner Vaterstadt (231), dem Danziger David Riccius, der seinem besten Freund und Bruder ein hübsches Aquarell, das Bild einer Strassburger Patrizierin mit blauem Muff, gestiftet hat (209), ferner mit Georg Friedr. v. Heideck (35), über dessen Wappen die Sprüche: „En Dieu Mon Esperance, Thue Recht Scheu weder Herrnn Noch Knecht, Fay Bien Et laisse dire“ stehen, und mit dem munteren Martin Sadlau, von dem das anzügliche Bildchen eines Liebespaares auf der Wasserfahrt auf Bl. 158 stammt. Die schmale schwarze Barke mit hohem Vorder- und Hintersteven und einer Hütte in der Mitte ähnelt sehr der venezianischen Gondel. Die Ruderer sind gleichmässig in Rot und Blau gekleidet. Um die Neugier des Beschauers zu reizen, war ursprünglich der Blick ins Innere der Hütte mit den beiden Liebenden durch ein aufklappbares Papierstück verdeckt. Vielleicht hat auch Michael Fuchs, der spätere Elbinger Bürgermeister, damals in Strassburg studiert. Jedenfalls stehen von seiner Hand neben einer anderen Strassburger Widmung von 1599 die kleingeschriebenen Worte: „Deus prope est. Haec Mich. Fuchsius.“ (50) Auch einen entfernten Verwandten traf Bodeck in Strassburg, Markus Anton Rachlinger (139b), wohl einen Neffen des Augsburger Syndikus Bonaventura v. Bodeck[87]).

Aus dem Schwarme der übrigen, von denen ein vollständiges Verzeichnis am Schluss folgt, seien noch erwähnt drei märkische Freunde und gute Kumpane, Karl v. Platen, Sigmund v. Götzen und Karl v. Kittlitz, der letztere mit dem damals beliebten italienischen Stammbuchspruch: „Assai ben balla à chi la fortuna suona“. Dann zwei Brüder v. Bülow aus Mecklenburg, von denen sich der eine, Christoph Johann, in folgenden Hexametern über die segensreichen Wirkungen des lieben Alkohols auslässt (129):

Quid non Ebrietas designat? Operta recludit;
Spes iubet esse ratas; in praelia trudit inermem.
Sollicitis animis onus eximit; addocet artes.
Faecundi calices quam non fecere disertum?
Contracta quam non in paupertate solutum?

[87]) Der Augsburger Syndikus Bonaventura v. B., ein Brudersohn des Elbinger Bürgermeisters Valentin v. B., war nach Grübnau mit einer Katharina „Relingen“ verheiratet.

Ferner zwei v. Münschhausen, die Holsteiner v. Powisch und v. Rantzau, ein v. Lützow, v. Seckendorff, v. Artzat und v. Herbstein, deren besonders schön gemalte Wappen bemerkenswert sind.

Unter den Süddeutschen sind neben vereinzelten Elsässern und Schwaben die Söhne führender protestantischer Adelsfamilien aus Österreich und Böhmen-Mähren zahlreich vertreten, u. a. zwei Dietrichsteins, drei Teuffenbachs, zwei Lambergs, ein Zierotin[88]), ein Ruppa. Zu dem Spruch: „Fide, sed cui fidas, vide" hat Erasmus Sigismund v. Windisch-Grätz ein sehr fein ausgeführtes, kleines Wappenbildchen (etwa Zweimarkstückgrösse) anbringen lassen (48 b) und darunter die Figuren dreier Strassburger Ratsherren in spanischer Tracht. Der mittlere trägt einen Stock mit Silberknauf und ist mit einer Mantille bekleidet, deren eine Hälfte aus weissem, die andere aus rotem Stoff besteht[89]). Der Begleiter zu seiner Rechten lässt unter dem schwarzen Umhang einen Geldsäckel hervorsehen. Auch ein Maximilian v. Trauttmannsdorff hat sich eingetragen (57 b), vielleicht der spätere österreichische Staatsmann, der 1623 von Ferdinand II. in den Grafenstand erhoben wurde und die kaiserliche Politik auf dem westfälischen Friedenskongress vertrat. Er könnte damals, im Jahre 1600, freilich erst 16 Jahre alt gewesen sein und seinen Rücktritt zum katholischen Glauben noch nicht vollzogen haben[90]). Recht beachtlich ist Blatt 137 b mit der von einem wirklichen Könner gemalten Figur eines Elsässer Fuhrmanns in braunem grüngefüttertem Wams, in der Rechten die Peitsche, über der linken Schulter den Habersack. Das Bild hat der Ungar Georg Schamper „zu freundlicher unnd immerwerender Gedechtnuß" beigesteuert, und daneben (138) steht der Name seines Bruders Franz Peter mit Wappen und fünf Sprüchen in lateinischer, italienischer, englischer, deutscher und magyarischer Sprache.

Von Polen sind zuerst die Grafen Andreas und Raphael Leszczynski zu nennen, deren Vater und Grossvater bereits als Vorkämpfer des Protestantismus in Polen einen bedeutenden Namen hatten (49. 50). Auch der junge Graf Raphael hat sich später um die evangelische Sache rühmlich verdient gemacht durch die Aufnahme vieler Glaubensflüchtlinge aus Schlesien und Böhmen-Mähren in seiner Stadt Lissa. Comenius und Martin Opitz, deren Gönner er war, haben ihm († 1636) in

[88]) Karl v. Z. aus Mähren. Über dessen Familie s. die Abh. von F. Hrubý in diesem Heft.

[89]) Eine ähnliche Figur enthält das Stammbuch des Danzigers Barth. Schachmann, der 1581/82 in Strassburg studierte; Günther in: Mitt. d. Westpr. G.-V. 6, S. 49.

[90]) Vgl. Egloffstein in: Allg. Dt. Biogr. 38, 1894, S. 532.

grossen Nekrologen ein schönes Denkmal gesetzt[90a]). Ferner sind in Bodecks Buch die Grafen Joh. Radziminski und Nikolaus Zenowicz vertreten (51a. b). Der letztere hat seine verschiedenen Ansprüche ans Dasein (unter denen der Wunsch nach einem Pferd noch vor der Frau rangiert!) in folgenden Reimen seinem „lieben Bruder Bodecker" anvertraut:

Ich beger nichts mehr uf dieser gantzen welt,
Als ein gutt pfert und Liebelein, das mihr gefelt,
Gelt und Gutt nach Lust, dass ich erwurb
Und dass ewig paradis wan ich stürb.

In Strassburg ist auch die auf Blatt 138 b neben der Widmung Jochim Rantzaus befindliche amüsante Malerei entstanden (s. Abb. 2). Die Szene zeigt einen Studio in Nöten. Mit blutigem Kopf sitzt er in seiner verwüsteten Bude. Die Kumpane haben ihn soeben nach schwerer Zecherei und Schlägerei verlassen. Der schöne grüne Kachelofen in der Ecke, neben dem ein Paar durchlöcherte rote Kniehosen und zwei Schuhe hängen, zeigt starke Beschädigungen. Über Tisch und Fliesen verstreut liegen Bücher, Noten, Spielkarten, Becher, Kanne, zwei zerschlagene Mandolinen, ein Federhut, eine Halskrause, Papierfetzen, ein Damenspielbrett, die Teile zweier zerbrochener Degen. An der hinteren Wand rechts eine grosse schwarze Tafel mit dem Schuldenregister des hoffnungsvollen Jünglings, das folgende nette Pöstchen enthält[91]): Extra versoffen wein 300 Gulden, 10 Groschen 5 Pfennige; Dischgelt 66 G., 9 Gr.; Dem schneiter 25 G.; Dem schuster 30 G.; Dem Buchführer[92]) 26 G.; Dem buchbinder 21 G.; Dem Apotecker um Aquavit 20 G.; Im tagloch (?) 300 G.; Im Virthauß (od. Miethaus?) 7 G.; Um bapir 3 . . (?); Verspildt 32 G.; Dem Maller 20 G.; goltschmit 35 G.; messersch(ärfer?) 9 G. Weitere Posten sind auf der Wand über dem Ofen angekreidet: Dem balbier 15 G.; Den spielläutten[93]) 30 G.; . . . ffellgelt 20 G. Auf dem grünen Tischtuch aber hat der Geselle all seine Schulden zusammengerechnet: Summa Summarumb schick(t) zusammen 1587 Gulden. Und wie er gerade über diesem beängstigenden Resultat brütet, da überfällt ihn auch noch seine Buhle, fein gekleidet mit pelzbesetztem Rock und Samtbarett, und hält ihm klagend und geldheischend den Bankert hin. Von der Unterhaltung der beiden, die in Silberschrift auf dem Ofen und der weissen Fläche der rückwärtigen Zimmerwand angebracht

[90a]) W. Bickerich, Raphael V. Leszczinski. Aus Lissas Vergangenheit, Quell. u. Forsch. 1, 1912.

[91]) Die vielfach kaum mehr leserliche Schrift hat mir, soweit möglich, Herr Stadtarchivar Dr. H. Kownatzki freundlichst entziffert.

[92]) = Buchhändler.

[93]) Im Or. verschrieben: Spielläuteuten.

war, sind leider nur noch ein paar Worte erkennbar. Aber die sind recht inhaltschwer: „... Diß hie oder ihr (?) müset mir 100 G. gebenn..." Hinter diesem peinlichen Besuch aber erscheint, um das Unglück vollzumachen, die schwarze Gestalt des Pedells, der dem Studenten eine Vorladung des Rektors bringt. Er weist auf die Tür, auf der zu lesen ist: D. citatur ad mangnificum D. Rectorum (sic!).

In das Strassburger geniesserisch-heitere Milieu passt endlich das verwegene weibliche Bildnis neben der Widmung des elsässischen Freiherrn Ludwig v. Fleckenstein (Bl. 140 b). Die Dargestellte trägt neuesten Schnitt. Mit einem Schleppenkleid aus kostbarem weissen Stoff, der grüne und goldene Rankenmuster zeigt, mit tief ausgeschnittener Taille, offener, nach hinten steil aufsteigender Halskröse à la Margarete von Valois und mit hochmoderner, zu zwei spitzen Hörnern auftoupierter Frisur, einen Fächer aus schwarzen Federn in der Hand, ist sie ganz die grosse Dame. Steif, feierlich, unnahbar. Aber vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Der prächtige glockenförmige Rock ist von dem frechen Maler zum Öffnen eingerichtet worden, und es zeigen sich dem Indiskreten unter dem eingesetzten (heute nicht mehr vorhandenen) Stück die ganzen Dessous von den zart rosa und gold gestreiften Pumphöschen und blauen Strümpfen (die ein paar nicht ganz gerade Beine bedecken), bis zu den hohen Stelzen, die sich die eitle Törin zur Vergrösserung ihrer Statur unter die Schuhe geschnallt hat[94]). Über der Figur der Vers:

Herren gunst und Rosenbletter,
Jungfrauen und Schönes Wetter,
Würffel, Kartten und Seittenspiel
Vorkert sich vielmals, wers glauben wiell.

Seinen Strassburger Aufenthalt hat Hans v. Bodeck durch zwei Reisen unterbrochen. Im März 1600 weilte er in Heidelberg, wo sich ihm (74) der Dichter Paul Melissus (Schede), der Vorläufer des Martin Opitz, sowie die beiden ungarischen Grafen Michael Szerdaheli und Stephan Tököly[95]) ins Stammbuch eintrugen. Die erste Einzeichnung (243) ist mit dem Bild einer jungen Frau in blauem Kleid und schwarzem Mieder geschmückt. Sie trägt ein goldgesticktes Netzhäubchen und zwei goldene Halsketten. Die Augen sind züchtig gesenkt, die schmalen beringten Hände zierlich übereinandergelegt, die Rechte hält ein mit Goldspitzen verziertes Taschentuch. Neben

[94]) Die Stelzen-Mode wurde von venezianischen Damen aufgebracht.

[95]) Die in Kesmark in der Zips ansässige Familie hat viel für das Kesmarker evang. Gymnasium, das Joh. Mylius 1594—1597 leitete, getan. Grothe, 700 Jahre dt. Lebens in d. Zips, S. 106; dazu oben S. 165.

der anderen Widmung ist ein hübsches Landschaftsbild eingeklebt, das vielleicht den Wolfsbrunnen bei Heidelberg darstellt (54 b). Es zeigt eine terrassenartige Anlage mit prächtigem Brunnen und mehreren Teichen. Rechts ein zweistöckiges Haus, anscheinend aus rotem Sandstein, wie er in der Gegend des unteren Neckar vorkommt. Im Vordergrund lustwandelnd ein spanischgekleideter Kavalier mit seiner Dame, gefolgt von der Dienerin in deutscher Tracht. Über dem Bergkamm im Hintergrund wölbt sich ein rötlicher Himmel.

Im Mai und Juni unternahm Bodeck eine Schweizerreise, um die Ursprungsstätten des reformierten Protestantismus kennen zu lernen. Über die Franche Comté gelangte er um den 10. Mai nach Genf, dem Mittelpunkt der kalvinistischen Welt. Der Junker versäumte hier natürlich nicht, dem berühmten Nachfolger Kalvins, Theodor Beza, seine Aufwartung zu machen und ihm Grüsse von den Breslauer Freunden zu überbringen. Mit zittriger Hand hat ihm der Greis den Denkspruch aufgeschrieben (163): „Beatus ille, quem Dii regens timor timere caetera prohibet", Genevae anno ultimi temporis 1600. Von Lehrern der Genfer Akademie sind ferner zu nennen: Giovanni Diodati, der Übersetzer der Bibel ins Italienische (154), der Jurist Esaias Collado (163) und der Philologe, Jurist und Genfer Syndikus Jakob Lectius, der sich 1589 um den bedrohten Genfer Staat durch seine Geldkollekte in England und den Niederlanden hochverdient gemacht hatte (190). Bereits am 18. ist Bodeck in Zürich, wo er die von Zwingli begründete Theologenschule besichtigte und sich u. a. von dem Professor Joh. Wilhelm Stuck und dem Pfarrer Burkhard Lemann (163 u. 154 b) ein handschriftliches Andenken mitnahm. Am 27. Mai weilt der Student bei seinem Verwandten, dem kaiserlichen Rat Bonaventura v. Bodeck[96]), auf dessen neuerworbenem Besitz, dem Schlosse Elgg unweit der Kyburg im Kanton Zürich und besucht dann in Basel zwei bedeutende Gelehrte, den reformierten Dogmatiker Polanus von Polansdorf, Verfasser eines vielgelesenen Systems der christlichen Theologie, und den Pfarrer und Professor Joh. Jakob Grynäus (163 b u. 190 b).

Anfang Juni kehrte Bodeck nach Strassburg zurück und trat im August, nach mehr als dreijährigem Aufenthalt in der Fremde, die Heimreise an. Vierzehn Tage gönnte er sich dabei

[96]) Nach den Stammtafeln kann es sich nur um den Augsburger Syndikus Bonav. v. B. († 1629) handeln, einen Brudersohn des Elb. Bürgermeisters Valentin v. B. Die Herrschaft Elgg war, laut frdl. Auskunft von Herrn Professor Dr. G. Binz in Basel, i. J. 1599 von Bonaventura erworben worden. 1637 wurde sie von dessen Sohn Joh. Melchior wieder verkauft, Histor.-biographisches Lexikon d. Schweiz 2, 284.

noch in Heidelberg, wo er u. a. dem grossen Rechtslehrer Dionysius Gothofredus, der früher in Strassburg doziert hatte, seine Aufwartung machte (149).

3. Das Stammbuch des Theologen Samuel Meienreis 1600—1602. Bodecks Stammbuch, zweiter Teil: Bis 1602.

Die Ferien in Elbing dauerten nicht lange. Schon im November rüstete der Junker zu einer neuen Reise, diesmal in die nordwestlichen Länder, nach den Niederlanden und England, zu denen die preussische Hansestadt Elbing von altersher rege Beziehungen unterhielt. Der Ratsherr Mohrenberg sandte wiederum seinen Sohn Andreas mit und gab den beiden als Begleiter und Berater den um zehn Jahre älteren Theologen Samuel Meienreis bei, der einem hochgeachteten Elbinger Ratsgeschlecht angehörte[97]). Ein Schüler des Thomas Rotus[97a]), war auch er, wie später seine Schützlinge, zur weiteren Ausbildung erst nach Breslau gegangen und studierte dann als Stipendiat der Stadt Elbing an der Akademie in Altdorf, dann in Heidelberg, wo er besonders seinem preussischen Landsmann, dem Professor für Hebräisch Bartholomäus Keckermann, nahe trat, zuletzt an den Universitäten Frankfurt a. d. O. und Leipzig[97b]). In die Heimat zurückgerufen, war Meienreis auf Wunsch des Rats bereits mehrmals auf der Kanzel aufgetreten und hatte mit seinen Probepredigten einen vortrefflichen Eindruck gemacht. Er war so recht ein Theologe nach dem Herzen der reformiertgesinnten Kreise, und der Pfarrer Bochmann von St. Marien, der den begabten jungen Mann sehr liebte und seine Entwicklung beeinflusst hatte, durfte in ihm einen treuen und kräftigen Bundesgenossen für die Zukunft erwarten. Nun sollte Meienreis auf der kalvinistischen Universität Leyden sein Studium abschliessen. Er hat dort ein kleines Stammbuch geführt, das zu dem Bodeckschen mehrfach Ergänzungen gibt und daher gleichzeitig hier mitberücksichtigt werden soll.

Es ist ein 480 Seiten starkes Duodezbändchen in gepresstem Pergamenteinband mit leinenen Schliessbändern[98]). Der vordere Deckel zeigt in Gold aufgedruckt das auf zahlreichen Bänden

[97]) Seyler, Elbinga litterata, p. 20 sq; A. Merz, Geschichte der Gymnasiumsbibliothek 3, Elb. Gymn. Progr. 1847, Anh., S. 6 f.; Toeppen, Elbinger Geschichtsschreiber, S. 20 f. Dazu oben S. 173 u. Anm. 28.

[97a]) In einem Sammelbd. aus Meienreis' Nachlass (Stadtb.) befindet sich die Handschrift einer Homilie mit der Anmerkung von M.'s Hand: A Thoma Roto latine tradita, et in graecum sermonem conversa atque recitata in schola Elbingensium a Samuele Meienreis Ao 1590 Junii.

[97b]) Merz, a. a. O., S. 6., gibt irrigerweise auch die Univ. Wien an. In Frankfurt a. O. unterrichtete Meienreis mehrere junge Studenten.

[98]) Stadtb. Elbing, Ms. D 4. Das Stammbuch ist schon von Seyler (s. Elbinga litt. p. 21, not. f.) benutzt worden. Ein Quartblatt, enth. die Ab-

der Stadtbücherei wiederkehrende Monogramm des Besitzers, die verschlungenen Buchstaben S M, hinter denen drei Reiser emporspriessen. Links und rechts daneben die Jahreszahl 16-04. Als Umschrift das Wort des Psalmisten: ECCE QVAM BONVM HABITARE FRATRES IN VNVM. Das Büchlein enthält nur 33 Eintragungen. Es ist kurz vor dem Aufbruch der Reisegesellschaft angelegt. Auf Blatt 2 hat sich der Inhaber eingeschrieben: Samuel Meienreis Elbingensis Borußus. Anno Christi 1600. 4. Novemb. Die ersten beiden Widmungen sind indessen schon vom 1. November datiert. Sie stammen von Meienreis' Freunden Johann Wilhelmi (m 349)[99]) und dem Marienburger Diakonus Joachim Wendlandt (m 451), der schon als Lehrer am Elbinger Gymnasium (1588—1591) ein „starker Philippist" gwesen war und sich nun „ganz als ein reformierter Prediger bezeigte" [100]). Am 4. widmet der Elbinger Stadtphysikus Dr. Joh. Anton Näfen oder Naevius[101]) dem „aristotelischen Philosophen und orthodoxen Theologo" Meienreis[102]) ein Distichon von Kaspar Peucer, dem unglücklichen Schwiegersohn Melanchthons, früheren kurfürstlichen sächsisichen Leibarzt, der als tapferer Verfechter des Philippismus ein zehnjähriges Gefängnismartyrium hatte erdulden müssen. Die Worte Peucers beziehen sich offenbar auf die traurigen Glaubensstreitigkeiten, die das Reformationswerk zu zersetzen drohen: „Fatales cerno poenas tristemque ruinam. / Christe, tue curam posteritatis agas!" (m 321). Als letzter Elbinger folgt am 13. Nov. Johann Bochmann, der ebenfalls die Rechtgläubigkeit seines „lieben Sohnes und Verwandten" Samuel Meienreis[103]) betont (m 449).

schrift von 16 Eintragungen von W. Behring, befindet sich in dessen Nachlass im Stadtarch. Elbing.

[99]) Zum Unterschied von den Eintragungen im Bodeckschen Stammbuch sind die aus dem Stammbuch Meienreis zitierten Stellen durch vorgesetztes m kenntlich gemacht. — Joh. Wilhelmi war wohl ein Sohn des Elb. Ratsherrn Peter W. und Bruder des sieben Jahre älteren Michael W., späteren Königsberger altstädt. Bürgermeisters († 1621). S. unten Anm. 109.

[100]) Durch seine radikale Umgestaltung des Gottesdienstes und seine aggressiven Predigten brachte W. schliesslich solche Unruhe in die Gemeinde, dass ihn der Marienburger Rat 1601 entlassen musste. Er ging nach Wilna u. schliesslich nach Emden. Tolckemit, Elb. Lehrer Gedächtniß, S. 321 f. J. G. Goedtke, Ev. Predigt-Amt in d. kl. Städten des Poln. Preussens, hrsg. v. A. Schott, 1753, S. 12 f. Neubaur, Beiträge z. ält. Gesch. d. Gymn., S. 33.

[101]) Tolckemit, a. a. O., S. 398 f. Näfen (Neffe) war aus schlesischem Geschlecht (s. unten S. 186 Hans v. Näfen). Der Vater Johann († 1574) u. dessen Bruder Kaspar N. waren sächsische Hofärzte u. wurden 1559 geadelt. Der Elbinger Joh. Anton scheint von s. Adel keinen Gebrauch gemacht zu haben.

[102]) „Orthodox", d. h. im Sinne des Melanchthonschen Lehrbegriffs rechtgläubig.

[103]) Bochmanns Sohn, der Notar u. Kämmerer Daniel B., hatte 1597 Meienreis' Schwester Eva geheiratet. Vgl. die von Freunden verfassten Carmina nuptialia, gedr. bei Jak. Rhode in Danzig, in Meienreis' Nachlass. Vorn steht die Notiz: „Fratri mittit soror sponsa." Über Joh. Bochmann s. ob. Anm. 75.

Dann zogen die drei Studenten nach Danzig, um sich dort aufs Schiff zu begeben. Zwischen dem 19. und 24. Nov. sprach Meienreis noch bei den reformiertgesinnten Danziger Geistlichen Jakob Fabricius, Martin Remus und Christoph Copius vor (m 279, 457, 453)[104]). Das Stammbuch Bodecks erhielt gleichzeitig neue Beiträge von Hans v. d. Linde und Andreas v. Kreutzen, wohl dem späteren kurfürstl. brandenburgischen Rat (172 a, b). Ende des Monats segelten sie ab. In Hamburg schloss sich ihnen der Franzose Jean Descours an[105]), und in Bremen nahm Meienreis Gelegenheit, zwei bekannte Vertreter der kalvinistischen Richtung zu besuchen, den einst aus Wittenberg vertriebenen Professor Christoph Pezel (m 59), der jetzt als Superintendent der bremischen Kirchen und Schulen eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete, und den ehemaligen Wittenberger Professor und kursächsichen Generalsuperintendenten Urban Pierius (m 61), der 1591 der kirchlichen Reaktion in Sachsen zum Opfer gefallen und nun Pastor an der Anschariikirche geworden war[106]). An Weihnachten befanden sich die Reisenden an ihrem Ziel in Leyden[107]) und liessen sich am 29. Dezember immatrikulieren, Hans v. Bodeck und Andreas Mohrenberg bei der juristischen, Samuel Meienreis bei der theologischen Fakultät[108]).

Die erst 1575 auf Antrieb Wilhelms von Oranien begründete Leydener Universität besass damals bereits durch ihre wissenschaftlichen Leistungen ein recht grosses Ansehen, nicht nur innerhalb des reformierten Protestantismus, sondern in der ganzen evangelischen Welt, und von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der fremden Besucher. Es wurde dort tüchtig studiert, die Aura academica war schwerer und weniger verführerisch als in der reichen, fröhlichen Alemannenstadt am Oberrhein, und dieser mehr nüchtern-ernste Geist spiegelt sich auch in unseren Leydener Stammbuchblättern wieder.

Die drei Ankömmlinge waren nicht die ersten Elbinger Studenten an der holländischen Hochschule[109]). Noch früher und

---

[104]) Über diese s. E. Schnaase, Gesch. d. evang. Kirche Danzigs, S. 549 ff. u. 558 f.

[105]) Vgl. die Abschiedswidmung im Stammb. Bodeck f. 103 v. 25. Dez. 1600 und im Stammb. Meienreis p. 45 mit kl. unbeholfen gezeichnetem Wappen (zwei verschlungene Hörner).

[106]) Die Eintr. Pezels ist datiert „mense Novembr. 1600", nämlich alten Stils, während man damals in Westpreussen und der Grafschaft Holland (Leyden) bereits nach dem gregorianischen Kalender rechnete. Die Eintr. des Pierius ist undatiert. Über ihn s. oben Anm. 49.

[107]) s. oben Anm. 105.

[108]) Album studiosorum academiae Lugduno-Bataviae 1575—1875, ed. W. Du Rieu, 1875, p. 60; für Mohrenberg hat der Hrsg. „Ahrenbeek" gelesen.

[109]) Als erster Elbinger war 1596 Michael Wilhelmi in L. immatrikuliert worden. 1597 folgten ihm Joh. Wilhelmi und Christoph

zahlreicher hatten sich die Danziger eingefunden. Und die Namen der Landsleute treten denn auch unter den 35 Leydener Einzeichnungen des Bodeckschen Stammbuches weit stärker hervor als in Strassburg. Von Rechtsstudenten begegnen wir darin folgenden Danzigern, meist Patriziersöhnen: Joh. Wendt (126), vermutlich der spätere Schöffe in Danzig[110]); Heinrich v. Bahr[111]), der Schwager des bekannten Grosskaufmanns Speymann v. d. Speie und nachmalige Schwiegersohn des Elbinger Bürgermeisters Georg Braun und seiner Frau Katharina geb. v. Bodeck (199, mit schönem Wappen); Heinrich Schwartzwald, der Bruder von Bodecks späterer Frau (124 b)[112]); Joh. Brandes, der sich mit dem Sprüchlein: „Ich schweige und gedenke" begnügt hat (128 m. Wappen); die Brüder Ludw. Christian und Sigismund v. Kerschenstein (125 u. 162 m. W.)[113]) und Reinhold Kleinfeld, der 1602 Ratssekretär in Danzig wurde (223). Ferner der Medizinstudent Joh. Boguslav[114]) mit einem hübschen und durch das Vorkommen einer Hausmarke interessanten Wappen und dem Spruch: „Un bel morir tutta la vita honora" (202) und Philipp Clüver aus Danzig (170), der 1616 einen Lehrauftrag als „Geographus academicus" an der Leydener Universität erhielt und sich als Begründer der wissenschaftlichen historischen Geographie einen ruhmvollen Namen gemacht hat[115]). Ausserdem der Königsberger Gottfried v. Scharff, ein Vetter Bodecks[116]), nachmals Bürgermeister in seiner Vaterstadt (200). Dagegen ist Bodecks unmittelbarer Landsmann Heinrich Zamehl nicht vertreten[117]).

Von seinen Rechtslehrern hat sich Hans v. Bodeck kein schriftliches Andenken geben lassen. Dafür finden sich Widmun-

Geppel (Album stud., p. 45, 47 u. 48; Freytag, Preussen a. d. Univ. Wittenbg., S. 81, 82 u. 80), 1601 Heinr. Zamehl u. 1603, nach Bodecks Weggang, Michael Fuchs (Tuchsius!) Album, p. 63 u. 71; s. oben S. 176.

[110]) Löschin, Die Bürgermeister, S. 33 (1606).

[111]) Sohn des reichen Simon v. Bahr, dessen prächtiges Grabmal sich in der Danziger Marienkirche hinter dem Bild des jüngsten Gerichts befindet. Heinr. v. B. starb 1611 in Elbing. Über s. Schwager Joh. Speimann, den Italienfahrer und Erbauer des berühmten Steffensschen Hauses in Danzig, s. H. Bauer u. W. Millack, Danzigs Handel in Vergangenheit u. Gegenwart 1925, S. 134, 138 u. 144.

[112]) Von ihm auch e. Widmung im Stammb. Meienreis, p. 260.

[113]) Sie waren Erben des Gutes Neudollstädt (Kr. Pr. Holland) durch ihre Mutter, geb. v. d. Osten, verw. Loitz, die noch in den grossen Bankerott der Firma Loitz 1572 verwickelt war. Vgl. dazu v. Bülow, Allg. Dt. Biogr. 19, S. 320, u. Bauer, Aus dem 1. Jahrhdt. des Elb. Gymnasiums, S. 32.

[114]) Im Album studios., p. 40, ist B. als „Sedanensis" bezeichnet.

[115]) Bursian in: Allg. Dt. Biogr. 4, S. 353. Cl. war viermal in Leyden immatrikuliert, Album stud., p. 54 (1599, Febr. 10 als „Pluverus"), p. 63 (1601, Okt. 20), p. 100 (1611, Febr. 25), p. 119 (1615, Mrz. 12).

[116]) S. oben S. 173.

[117]) Immatr. am 7. Nov. 1601, Album stud., p. 63.

gen des Mediziners Älius Everhard Vorstius (75) und zweier Philologen, des Professors für Griechisch Bonaventura Vulcanius (255) und des berühmtesten Gelehrten der Leydener Universität Joseph Justus Scaliger, zu dessen engerem Kreis sich Bodeck und Meienreis zählen durften. Dem Junker hat er die freundliche Mahnung eingeschrieben: „Conviva, fige: potui primum modum, quod est necesse; proximum quod est satis. Nil sat bibaci est, sobrio nil est parum" (173). Und dem Theologen: „Si quae benigne amicus in te contulit, sic gratum eorum te geras interpretem, ut dignus aliis, ista dum accipis fuas" (m 253). Und beidemal steht darunter das resignierte „Fuimus Troes!" aus Virgils Aeneis, vielleicht im Gedanken an den Niedergang des Protestantismus in Frankreich, dem Vaterlande Scaligers. In Meienreis' Stammbuch sind daneben noch verzeichnet der Theologe Franz Junius, ein Hugenott, der früher in Heidelberg gelehrt hatte (m 305). Unter seinem Präsidium hat Meienreis am 19. Januar 1603 öffentlich disputiert[117a]). Weiter der Orientalist Wilhelm Coddaeus, ein ehemaliger Schüler des Junius (m 285) und der Grammatiker und Bibelübersetzer Johann Drusius (m 71). Dagegen fehlen die Namen der beiden Theologen Lucas Trelcatius und Franz Gomarus, bei denen Meienreis nach Angabe Keckermanns auch gehört hat [117b]). Gelegentlich einer Fahrt durch die Nachbarlandschaften im Sommer 1601 verfehlten die Elbinger Studenten auch nicht, einem weitgereisten Manne ihre Aufwartung zu machen, von dem auf der Universität viel gesprochen wurde. Es war der Arzt Dr. Bernhard Paludanus (van den Broeck) in Enkhuizen in Nordholland, der einen ihm angetragenen Lehrstuhl in Leyden ausgeschlagen hatte, um in dem behaglichen Städtchen am Zuidersee das Leben eines Privatgelehrten zu führen[118]). Er hat beiden denselben Spruch gewidmet: „Sol vitae: Sapientia. Sal vitae: Amicitia. Penna vitae: Temperantia. Antydotum vitae: Patientia. Vita vitae: Conscientia." (222, m 323.) Auch der kleinen Universität Franeker in Westfriesland, die vor fünfzehn Jahren eröffnet worden war, stattete man einen Besuch ab[119]).

Während Samuel Meienreis sich seinen Verkehr mehr unter älteren theologischen Fachgenossen verschiedener Nationen suchte und sein Stammbuch fast nur bürgerliche Namen auf-

---

[117a]) Theses theologicae de veteri et novo dei foedere, quas favente Deo max. sub praesidio clariss. viri D. Francisci Junii publice defendet Samuel Meienreis Elbingensis Borussus ad 19. diem Januarii. Lugduni Batavorum 1602.

[117b]) Neckrolog auf Meienreis, s. unten Anm. 124.

[118]) Jöcher, Allg. Gelehrten-Lexikon 3, S. 1211.

[119]) Eintr. des Buchdruckers Ägidius Radaeus in Franeker (m 395).

weist[120]), hielt sich Bodeck hauptsächlich an die Deutschen und Niederländer, vornehmlich wiederum an adlige Studenten. Neben den schon erwähnten preussischen Landsleuten, die übrigens bei Meienreis fast vollständig fehlen, begegnet uns in Bodecks Buch eine Schar Schlesier, die im Herbst 1601 in Leyden eingetroffen war, darunter mit schön kolorierten Wappen die Junker Christoph Phil. v. Glaubitz, Friedr. v. Zedlitz, Hans v. Rechenberg, Adam v. Schweinichen, neben dessen Widmung sich das anmutige und interessante Bild eines schlittschuhlaufenden Paares befindet (112), Hans v. Näfen, Balthasar Wilpert aus Glatz, Christoph v. Hoberg[121]) und der Breslauer Nikolaus List, die Livländer Gothard Welling und Michael Nithoff, die Niederländer Joh. v. Lochteren aus Zütphen, Jakob Letting, der 1609 ein juristisches Extraordinariat in Leyden erhielt, und Walram de Gent, Baron d'Oyen. Der letztere bringt folgendes nette Verschen (46):

Comme la mousge (mouche) se met en perill,
Pour voire la Clarté d'unne Schandelle
Ainci doit ferre un homme gientill
Pour la mour (l'amour) d'unne Damoiselle.

Der Student Jakob v. Gheyn hat von einem Denkspruch abgesehen, dafür aber eine feine Federzeichnung angefertigt, ein Stundenglas mit Adler- und Fledermausflügel, dem Symbol des ablaufenden Lebens, darunter die Aufschrift „Sans Reposer" (188). In beiden Stammbüchern finden sich u. a. die Namen des baltischen Freiherrn Wilhelm v. Rosen und der Polen Andreas Rey v. Naglowicz und Samuel Czaplinius, von denen der letzte seinem Freunde Meienreis einen besonders warmen Abschiedsgruss gewidmet hat (m 407).

Es war dies Ende März 1602. Man will Leyden verlassen. Die Denksprüche in den beiden Stammbüchern häufen sich in diesen Tagen. Die letzte Leydener Widmung ist vom 3. April datiert. Gleich darauf brechen die Elbinger in Gesellschaft einer Anzahl anderer Studenten, unter ihnen mehrere Schlesier und der Königsberger Gottfr. Scharff, nach England auf.

Zunächst verbrachte man etwa drei Monate in der Hauptstadt London[122]), dann zerstreute sich die Schar, teils um nach dem Kontinent zurückzukehren, teils um die berühmten Hochschulen Englands aufzusuchen. Schon im Mai hatte sie

[120]) Vgl. m 255, 369, 421, 455, 463, 472. Auf S. 341 ist ein hebräischer Spruch ohne Unterschrift.

[121]) Über die neben diesen Eintragungen befindlichen Bilder siehe unten S. 192 f.

[122]) Vgl. die Eintragungen im Stammb. Bodeck f. 145 b, 241 b, 114 b, 52 b. Dazu gehört auch 117 (o. D.).

Meienreis, dessen Gesundheit angegriffen war, verlassen. Ob ihn der junge Mohrenberg begleitet hat, wissen wir nicht bestimmt[123]). Mit einem kleinen Spruch aus Seneca, den Scharff dem „viro humanissimo et eruditissimo D. Samueli Meienreis, in patriam Londino abeunti" eingeschrieben hat, endet das Stammbuch des Theologen (m 309). Er reiste über Dänemark in die Heimat und hat in Elbing, immer häufiger ans Krankenlager gefesselt, unablässig an wissenschaftlichen Arbeiten geschrieben, von denen eine Studie über den Hebräerbrief ein Jahr nach seinem Tode erschienen ist[124]). Ohne mehr sein geistliches Amt, zu dem es ihn von Jugend auf getrieben und zu dem er einstimmig gewählt worden war, angetreten zu haben, ist Samuel Meienreis am 6. Juli 1604 im 32. Lebensjahr gestorben, tief betrauert von seinen Freunden. Er wurde in der Pfarrkirche zu St. Nikolai beigesetzt, wo sein Epitaphium sich noch befindet[125]). Die stattliche Bibliothek des jungen Gelehrten wurde später von den Nachkommen des Bruders dem Elbinger Gymnasium geschenkt[126]).

[123]) Merz, Gesch. der Gymnasialbibl. 3, Anh. S. 7, gibt an, Meienreis sei mit seinen beiden Zöglingen 1602 heimgekehrt, was auf Bodeck jedenfalls nicht zutrifft.

[124]) „Resolutio Epistolae ad Hebraeos", Hanau 1605. In der Vorrede an den Burggrafen, den Bürgermeister und die Elbinger Ratsherren, seine Patrone, dat. v. 12. Febr. 1604, spricht der Verf. von seinem seit drei Jahren dauernden Leiden (p. 3 sqq.). Vgl. am Schluss (p. 110 sqq.) den liebevollen Nachruf seines Freundes, des Danziger Professors Barth. Keckermann (dieser war 1598 von Heidelberg in seine Vaterstadt berufen worden, wo er zu den Führern der Reformierten gehörte). An weiteren Schriften des Meienreis (ausser der oben erwähnten Disputation), die aber ungedruckt geblieben zu sein scheinen, werden genannt ein „Commentarius in Hoseam prophetam" (Keckermann, l. c.), ein „Systema Theologiae", ein „Commentarius in Epistolam D. Joannis" und eine „Resolutio Epistolae ad Romanos", die sich ehemals unter den Hss. der Gymn. Bibl. befunden haben sollen (Seyler, Elbinga litt. p. 21 h). Von Meienreis' Hand stammt auch die Hs. „In Apocalypsin" in einem von M. während seiner Studienzeit gesammelten Konvolut von Dissertationen. Am Schluss dieses Bandes ein Druck, zu dem M. einen „Index antiquarum vocum" anzulegen begonnen hatte. Darunter schrieb er schliesslich als Kranker die Worte „Colligat, qui volet, ego iam defessus sum..."

[125]) In der jetzigen Taufkapelle an d. Nordostseite der Kirche. Das Epitaph aus Bronze ist nur 95×75 cm gross. Es soll demnächst in die Mauer eingelassen werden. Die Inschrift lautet: Hic Pietatis Honos. Samueli Meienreis Elbingensi, Michaelis F., trium linguarum praecipuar. nec non Philosoph. & Theologiae studijs claro Iuveni, varijs, corpusculi dolorib. in medio laborum egregior. cursu extincto, & hic, penes ossa parentis condito, gratiae memoriae causa sui moestiss. posuerunt. Obijt Anno Chrj. MDCIV. Prid. Non. Quintil. post parentem XVI. aetatis XXXII.

[126]) Die Schenkung erfolgte erst 1714. Merz, a. a. O., S. 6. Es handelt sich vornehmlich um Werke theologischen und philolog. Inhalts, darunter zahlreiche Schriften reformierter Theologen und Werke über die hebräische Sprache und jüdische Religion. Unter den Klassikerausgaben ein Aristophanes, Venedig 1498. Im ganzen zählte die Bibl. 334 Schriften. Vgl. den von Rektor Daniel Seyler geschr. „Catalogus Bibliothecae Meienreisianae" in Ms. F 36 der Stadtb. Elbing.

Letzter Teil des Bodeckschen Stammbuchs: Bis 1609.

Währenddessen setzte Hans v. Bodeck seine Studien in England fort. Seitdem 1577 Elbing Stapelplatz für den britischen Ostseehandel geworden war und sich zahlreiche Engländer und Schotten in der Stadt niederliessen, die nicht nur im geschäftlichen, sondern auch im gesellschaftlichen Leben Elbings eine Rolle spielten[127]), gehörte die Kenntnis des mächtig aufstrebenden Inselvolkes und seiner Kultur mit zu den Notwendigkeiten des vornehmen, jungen Elbingers, der berufen war, einst am Stadtregiment teilzunehmen. Bodeck ist länger als zwei Jahre in England geblieben. Die zweite Hälfte des Jahres 1602 verbrachte er an der Universität Cambridge, die seit Erasmus ein Mittelpunkt humanistischer Studien geworden war. Sie stand damals zu Elisabeths Zeit stark unter dem Einfluss der Puritaner, und etwas von deren Herbheit und Langweiligkeit merkt man auch in Bodecks Album. Die Eintragungen sind mit einer Ausnahme lateinisch oder griechisch, die Widmungen karg und unpersönlich. Nirgends ein Wappen, geschweige denn eine andere Malerei. Welchem College der junge Elbinger angehörte, ist nicht zu ersehen, vielleicht der Pembroke Hall, von der vier Mitglieder in seinem Album stehen, Hieron. Beate mit der Widmung: „Noli amicum inter pocula deligere" (245), Joh. Jones, Nathan Gissard und der Niederländer Wilhelm Rychius (249 ff.). Vom Trinity College haben sich zwei Mitglieder eingeschrieben. In freundschaftlichem Verhältnis scheint Bodeck mit dem Engländer Rich. Thomson gestanden zu haben (255 b). Weiter finden sich zwei Schotten, Dav. Dromenius und Robert Kerr, comes a Neubattel (62, 31), der dem masovischen Adel angehörende Paul v. Lesniowolski (52 b) und zwei deutsche Landsleute, die Brüder Theodor und Wilhelm v. Reck aus Cleve (v. d. Recke?), der letztere mit dem Sprüchlein:

Douce est la peine,
Quand elle ameine,
Apres tourment
Contentement (121).

Von Januar 1603 bis Februar 1604 studierte Bodeck, freilich mit mehrfachen Unterbrechungen, an der ältesten Universität

[127]) Über die Residenz der Eastland Company in Elbing: Simson, Gesch. d. Stadt Danzig 2, Kap. 3 u. 4; ders., Die Handelsniederlassung der engl. Kaufleute in Elbing, Hans. Gesch. Blätter 22, 1916, S. 87 ff., Bauer u. Millack, Danzigs Handel, S. 94 ff. E. Volckmann, der Grundstein britischer Weltmacht 1923, S. 142 ff. Über engl. Familien und ihre Versippung mit dem Elbinger Patriziat: Ders., S. 198; vgl. dazu das Material im Nach-

des Landes, in Oxford, wo er sich unter den englischen Kommilitonen und den zahlreich dort anwesenden Deutschen wesentlich wohler fühlte als in Cambridge. Das zeigen deutlich die Oxforder Widmungen, von denen mehrere geradezu überschwenglich sind in ihren Freundschaftsbezeugungen und Lobsprüchen auf den Junker, wie die des Claudius Delaval (189) u. a. Der Baccalaureus der Jurisprudenz und gleichzeitige Theologe Jakob Cooke, Mitglied des Neuen Colleges, der eine ganze Seite eng beschrieben hat, ehrt seinen jungen Freund und dessen preussische Heimat mit den Worten: „Haec ego in melitissimam memoriam et Honorem si pote sempiternum Nobilissimi politissimique Juvenis Joannis Bodeckeri Borussi, qui summa cum laude et gratia apud nos Oxonii aliquamdiu vixit, patriamque suam eruditione singulari et cultissimis moribus adprime nobilitavit, scripsi" (210). Unter den Juristen ist weiter der Professor Albericus Gentilis zu nennen, Bodecks Hauptlehrer in Oxford, ein aus seiner italienischen Heimat verdrängter Protestant, der Bruder des bedeutenden Rechtsgelehrten Scipio Gentilis in Altdorf. Darunter steht der Name des jungen Sohnes Robert Gentilis (177). Vom Maria-Magdalenen-College sind noch eingetragen Joh. Sanford, Wilh. Langton, Rob. Barnes, Rob. Willughbeus, der sich in acht Sprachen präsentiert (169), und der Baccalaureus der Medizin Richard Haydocke, der eine allegorische Malerei auf die berühmten Anfangsworte der Aphorismen des Hippokrates „Vita brevis, ars longa" geliefert hat[128]). Die kurze Frist des Lebens, die nicht ausreicht, um alle Fertigkeiten und Kenntnisse zu erlangen, wird durch einen jugendlichen Kopf neben einem Totenschädel angedeutet, die um die Spanne einer Hand voneinander entfernt sind. Darum schlingt sich ein langes, halb entrolltes Band, auf dem die ars longa dargestellt ist, beginnend mit den Sinnbildern der sieben freien Künste von der Grammatik bis zur Musik, denen sich die Symbole der medizinischen Wissenschaft anschliessen (187). Auch der „primus in Academia Publica Bodleriana Bibliothecarius" Thomas James gibt dem Junker einen freundlichen Denkspruch mit, und darunter macht dessen Bruder Edeoardus James aus seinem Namen das Anagramm „Si es, Deum adora" (186). Von deutschen Studiengenossen haben sich u. a. eingeschrieben zwei Rantzau, ein v. Gottberg, v. Ziegesar, v. Dystel, v. Haugwitz und der

lass Behring, Stadtarch. Elbing. In diesem Nachlass fand sich auch, während die vorliegende Arbeit bereits im Satz war, eine Abschrift der meisten Eintragungen des Bodeckschen Stammbuches nebst Verzeichnis und Beschreibung der Wappen und Bilder (14 Quart- und 10 Oktav- und kleinere Blätter). Bei der Lesung mancher Widmungen und Namen hat mir diese Abschrift Behrings noch einige Dienste geleistet.

[128]) Die herkömmliche Form für: „Ὁ βίος βραχύς, ἡ δε τέχνη μακρή."

Magister Joh. Nikolaus v. Nostitz (151 b) aus der Familie des Wohlauer Landeshauptmanns Hans v. Nostitz, der mit Jakob Monau in Breslau befreundet war. Ferner ein David Hechstetter (aus Augsburg?), Lorenz Reich aus Leipzig und der Züricher Kaspar Tomann.

Mehrfach ist Hans v. Bodeck zwischendurch von Oxford abwesend gewesen. Von März bis Mitte August 1603 weist sein Buch keine Eintragungen auf. Vielleicht hat er Reisen durchs Land unternommen oder die englischen Angehörigen seiner Elbinger Verwandten besucht[128a]). Einen Teil dieser Zeit aber verbrachte er sicherlich auch in London, um mit tausend anderen Schaulustigen den prunkvollen Beisetzungsfeierlichkeiten für die am 24. März verschiedene Königin Elisabeth beizuwohnen und bald darauf dem Einzug ihres Nachfolgers Jakobs I., des bisherigen Königs von Schottland. Und nach der Krönung entfaltete sich in der Hauptstadt ein glanzvolles Leben. Aus aller Herren Ländern erschienen Gesandtschaften, um dem neuen Herrscher die Glückwünsche ihrer Regierungen zu überbringen. Eine Festlichkeit drängte die andere, und es gab für den Junker keine günstigere Gelegenheit als diese, einmal einen Blick in die grosse Welt zu tun und interessante Bekanntschaften zu machen. Er konnte sich dabei seinen Landsleuten anschliessen. Denn auch der Elbinger Rat hatte Ende Juni zwei Delegierte entsandt, den Stadtsekretär Andreas Meienreis, den ältesten Bruder von Bodecks früherem Mentor Samuel Meienreis, und den Schotten Alexander Niesebeth von den Eastland Merchants in Elbing. Sie kamen nicht nur als Gratulanten, sondern auch als diplomatische Unterhändler mit dem Auftrag an den König und die Eastland Company, die Verlegung der englischen Handelskolonie von Elbing nach Danzig zu verhindern[129]). Im August und September war Bodeck noch zweimal in London, bis Ende September die Elbinger Gesandten heimkehrten. Auch über diese

[128a]) Bodecks Oheim, der Elbinger Bürgermeister Georg Braun, war durch seine Schwester Katharina mit dem Engländer Georg König verschwägert. Und Brauns Bruder Michael hatte die aus schottischem Geschlecht stammende Elisabeth Douglas geheiratet (Grübnau).

[129]) Simson, Handelsniederlassung, S. 129 f., Volckmann, S. 193. Alsbald nach Eintreffen der Nachricht vom Tod Elisabeths beschloss der Rat „wegen Unterhaltunge der Englischen Handlunge dieser ortes eine person in Englandt zu schicken“ (Stadtarch. Elbing, Ratsrezesse 1603, Mai 6), wurde aber erst durch die Kunde, dass Danzig anlässlich des Thronwechsels seine alten Versuche auf Rückgewinnung des englischen Stapels erneuere, zu beschleunigtem Handeln veranlasst. Der Elbinger Sekretär Stephan Loitz wurde dieserhalb an den poln. Hof gesandt, Meienreis nach England mit Briefen an König Jakob und die ehemaligen englischen Unterhändler in Preussen John Herbert und Christopher Perkins. Meienreis kam noch vor dem Danziger Gesandten, dem Sekretär Wenzel Mittendorf, in London an und erreichte auch sein Ziel, ebenso wie Loitz in Krakau. Ratsr. 1603, Mai 16, Juni 16 u. 23, Aug. 22 u. 27, Sept. 5 u. 8, Okt. 13.

Zeit erfahren wir leider aus dem Album nichts Näheres. Neben dem Schotten Patrik Sandis und dem Engländer Richard Stapylton (239, 86) findet sich nur noch Wolf Dietrich von Tottleben eingezeichnet, der seinem „insonders vertraweten Bruder und gueten gesellen Hans Bodecker" bei einem guten Glase den kühnen Vers einschreibt (167):

Hette ich gelt nach meinen willen,
ich wolt dem Bapest und Turcken stillen,
dem Keiser schlaffen bey dem weibe
und wolt dennoch wol im lande bleiben.

Im März 1604 siedelte der Junker ganz von Oxford nach London über, vielleicht auf Weisung von Elbing, um gelegentlich seiner Vaterstadt kleine Dienste als Berichterstatter zu leisten. Denn bald nach der Rückreise des Sekretärs Meienreis war der kgl. polnische Botschafter Stanislaus Czikowski in London eingetroffen, von dessen Verhalten in der Frage des englischen Stapels für Elbing manches abhing[130]), wenngleich König Jakob sich inzwischen gegenüber König Sigismund zugunsten der Elbinger geäussert hatte. Mit all seinen Titeln hat sich der polnische Würdenträger am 14. März 1604 in das Album des Junkers eingetragen, dahinter der gleichnamige Sohn des Botschafters mit dem Familienwappen, das von den vier bandartig gemalten Buchstaben S. C. D. W. (Stanisl. Czikowski de Woyslawicze) umrahmt ist (19.20). Aus dem März und April finden sich neben den Widmungen von Esayas a Montmartin, Hans Wolf v. Rödern und Heinr. Brand auf Murila und Satenez — dieser mit dem Spruch: „Elendt ver treibt Lachen, geduldt bericht vil sachen" — noch die Namen zweier Preussen, des Kasp. Ernst v. Jannewitz aus einem zum Protestantismus und Deutschtum übergetretenen kaschubischen Adelsgeschlecht (147) und des Elbingers Crispin Gericius (231 b).

Um diese Zeit erschien auch, aus dem flandrischen Feldlager des Prinzen Moritz von Oranien kommend, Fürst Ludwig von Anhalt, der spätere Begründer der „Fruchtbringenden

[130]) Simson, Gesch. d. Stadt Danzig 2, S. 475 f. — Czikowski war im Sept. 1603 über Danzig gereist und dort vom Rat wegen der englischen Sozietät bearbeitet worden. Die Elbinger hatten zwar von der Anwesenheit Cz.'s in Danzig erfahren, jedoch nicht gewagt, ebenfalls an Cz. heranzutreten, da ihnen eine gegen Danzig gerichtete Verhandlung in den Mauern der mit ihnen rivalisierenden Stadt zu gefährlich erschien. Stadtarch. Elbing. Ratsrez. 1603, Sept. 12. — Czikowski, Erzkämmerer von Krakau u. Woiwode von Biec, gehörte übrigens zu den Hauptförderern der Antitrinitarier in Polen. 1586 hatte er die Herrschaft Schmiegel unweit der schlesischen Grenze (nördl. Lissa) an Andreas Dudith in Breslau, einen der engsten Freunde Cratos und Monaus, verkauft; Gillet, Crato 2, S. 382 ff.

Gesellschaft", zum Besuch König Jakobs, und Hans v. Bodeck fand Gelegenheit, sich ihm vorstellen zu lassen. Die Unterschrift des Fürsten mit dem Denkspruch: „L'usage nous monstre le vray des choses" steht an zweiter Stelle im Stammbuch (18). Von den Begleitern Ludwigs haben sich am 10. Juni gemeinsam auf einem Blatt (90) eingetragen der Hofmeister Christoph v. Lehndorff, Christoph v. Eben und die vier Herren Friedrich, Levin, Heinrich und Ludwig v. Börstell, dieser mit dem Zusatz: „Per Gallias in Italiam tendens."

Und kurz darauf kam noch eine grosse hansische Gesandtschaft an, um die Rückgabe des Stahlhofs zu erwirken. Zu ihren Mitgliedern gehörte auch eine Anzahl Danziger unter der Führung des Sekretärs Mittendorf, der schon im Jahr vorher wegen der Entfernung der englischen Sozietät aus Elbing in London verhandelt hatte[131]). Von ihnen haben sich am 2. September Walter Rosenberg, der nachmalige Danziger Ratsherr († 1641), Albrecht Giese d. J. und Bodecks Verwandter Heinrich Zierenberg eingezeichnet (211 ff.). Kurz vorher (201) steht auch ein Jacobus Mochinger Borussus, wohl der spätere Thorner Arzt († 1656), ein Sohn des Bürgermeisters Dr. Martin Mochinger.

Aus der Menge der übrigen Namen seien erwähnt Marquard und Wilhelm v. Gottberg mit Hermann Clamor v. Mandelsloh (80 ff.), Ludw. Heiderich v. Callenberg (198 b), der Breslauer Patrizier Servatius Reichel, der zur Rehdiger-Mohrenbergschen Verwandtschaft gehörte (196)[131a]), und die Niederländer Justus Hulten aus Breda, Jan Doublet und Joh. v. Aerssen aus dem Haag (191—193). Dieser Aerssen, ein fröhlicher, verliebter Gesell, hat auch wieder einmal für Belebung des Stammbuches durch eine Malerei gesorgt, der er in Versen ein altes probates Rezept gegen Liebeskümmernisse beigibt. Sage dir: „Usque ad or dulce puella malum est", es gibt ja noch genug andere! Also Kopf hoch, „Vivant amantes!" Das Bild, ziemlich steif und ungewandt gemalt (192), zeigt ein Fräulein im Federhut und weissen Kleid, mit sehr langer, enggeschnürter Taille und unförmigem Glockenrock, in jener entstellenden Übertreibung, wie sie die eitle Elisabeth geliebt hatte. Trotzdem die Königin ihren lieben Untertaninnen all die Toilettenstücke, die sie selber trug, verboten hatte, waren diese natürlich doch von der Damenwelt getreulich kopiert worden[132]). Durch denselben Londoner Maler hat dann Bodeck das Album noch weiter ausschmücken lassen. Ähnlich der ersten Figur ist die der Dame

[131]) S. oben Anm. 129.

[131a]) Ein Brief von ihm aus Paris (Juni 1603) an Kaspar v. Artzat abgedr. bei Gillet, Crato 2, S. 554 f.

[132]) M. Brosch, Gesch. v. England 6, 1890, S. 632.

in Rot mit schwarzem, goldverziertem Stuarthäubchen (109 b). Gleich danach folgt das Bild eines englischen Kavaliers in lila Wams und darübergezogenem blauen Koller mit herabhängenden Zierärmeln (110 b) und dann die Gestalt eines Ritters des Hosenbandordens in rotem Samtkleid und langem, dunklem, weissgefüttertem Mantel und mit schwarzem Federbarett. Das linke Bein mit dem blaugoldenen Ordensband unter dem Knie ist durch einen Ausschnitt des Kleides sichtbar gemacht (112 b). Auch die kleine Figur eines Bauern mit einem länglichen Bottich auf der Schulter, die sich auf einem Leydener Stammbuchblatt von 1602 befindet, ist nachträglich von dem Londoner Illustrator hinzugefügt (224).

Von den Engländern, mit denen Bodeck in London verkehrte, haben sich u. a. eingetragen Morgan Colman mit einem prachtvollen Wappen (213 b), Matthäus Roydon, „in Physicis Mathematicus" (253 b), der Musiker Jo. Dowlande, der seinem Freund an Stelle des Denkspruchs einen kleinen Notensatz zur Laute gewidmet hat (205) und George Waymouth, einer der Vertreter der jungen technischen Wissenschaft in England. Seinem Namen gibt er die Legitimation bei: „Haven made a booke, which I named the Iewell of artes and divided in to seaven bookes, the first for navigation, the seconde for the building of shippes, the thirde for the making of Engines, the fourth to take the heightes or depthes, the fift for fortification, the sixte for making of ordinance and cariages, in the seaventh for gunners arte, with many other devises." (102.) Auch einen der wagemutigen Kapitäne, die damals an Englands raschem Aufstieg zur Weltmacht mitarbeiteten, hat der junge Elbinger kennen gelernt, John Davys, der sich in unserem Stammbuch stolz bezeichnet als „Pilote maior for East India in the Inglishe ships to 1601, And am nowe bound for China & Cathayo[133]) this present yere 1604" (101). In sehr anhänglicher Weise äussert sich Thomas Campianus. Er widmet dem ihm liebgewordenen jungen Manne nicht nur ein lateinisches Gedicht, sondern auch ein zweistrophiges englisches Lied, das er dazu in Musik gesetzt hat (252 b, 253):

Thy fair youth fram'd for delight,
Fitt to slepe in bedds of flowres,
To thy thristye watchful spright
Stricktly measures all thine howres;
And thy ages steward playes
To enrich thy elder dayes.

---

[133]) Kathai (Catayum) = China, Mongolei.

Fruitful to thy native soile,
Joyful to thy home-borne frends,
Through the peril, and the toyle,
Which both sea and land attends,
Mayst thou safe arrived be,
Myndful of my love and me[134]).

Begleitet von den guten Wünschen treuer Genossen[135]), nahm Hans v. Bodeck endlich im September 1604 von England Abschied, um sich, ebenso wie Ludwig von Anhalt, nach Paris zu begeben. Fast drei Jahre hat er hier in diesem Zentrum geistiger Kultur und eleganten Lebens zugebracht, während dieser Zeit jedoch leider nur selten sein Stammbuch benutzt. Die erste und einzige Pariser Widmung aus dem Jahr 1604 (24. Oktober) ist von dem kgl. Leibarzt Dr. Jakob Alstein (225). Vom Jahr 1605 stammen drei Widmungen, darunter (150) eine von Peter vom Born aus „Brassel“ (Breslau). Vom Jahr 1606 sind fünf, darunter solche von den Burggrafen Ladislaus und Otto v. Dohna, zwei böhmischen Vettern der ostpreussischen Dohnas (53 a, b)[136]) und Georg Eberh. v. Boyneburg (161). Und erst in den letzten Monaten seines Pariser Aufenthalts im Frühjahr 1607 führt der Junker wieder öfters sein Büchlein bei sich, um noch eine Anzahl Erinnerungszeichen an seinen ausgedehnten Bekanntenkreis einzuheimsen. Für den Stammbuchmaler blieb dabei wenig Zeit, nur noch die Widmungen des Hans Ernst v. Döpffern, des Märkers Michel Dieter v. Wustrow und des Hennes Titze, gen. Schleuter vom März 1607 (142 u. 146 a, b) sind mit gut ausgeführten Wappenbildern geschmückt. Es folgen im April die Namen der preussischen Landsleute Johann Eberhard und Abel v. Tettau, Ludw. v. Kalckstein und Samuel v. Winterfeld (91, 65 u. 179), und im Mai noch acht Einzeichnungen, u. a. von Georg Schenk v. Landsberg (63), Joh. Christoph Volmar v. Bernshofen, einem branden-

---

[134]) Unter den Noten steht noch:

Hinc avertite turba Musicorum
Curiosa nimis graves ocellos;
Facit delitias suo sodali
Mollis, et sibi Campianus impar.

[135]) Vgl. die Widmung des Hanns v. Garyn („in Londens Fletstrets Mr. Rosseters Haus“): „. . . prayng the Lord fors his prosperous Journe in to Frans and saned retourne“ (21. August 1604), Stammb. f. 108.

[136]) Ladislaus war ein Sohn des Grafen Heinrich v. D., Otto ein Sohn des Grafen Wenzel v. D. Sie gehörten der lutherischen Konfession an. 1605 trafen sie mit ihrem katholischen Vetter aus Schlesien, Grafen Karl Hannibal v. D., und dem reformierten Schlobittener Christoph v. D. in Paris zusammen, J. Voigt, Des Grafen Christoph d. Ä. von u. zu Dohna Hof- u. Gesandtschaftsleben, Histor. Taschenb., hrsg. von F. v. Raumer, 3. F., 4, 1853, S. 23.

burgischen Diplomaten (92)[136a]), von Combaud, der ein italienisches Gedicht einträgt (200), von Joh. v. Rodetz (217), von dem Preussen Salomon Neugebauer de Cadano (?)(156), den beiden Niederländern Jul. Phlugius, dieser mit einem spanischen Denkspruch (178), und Wilhelm Versteverius (221)[137]).

Am interessantesten ist die Begegnung mit dem jungen Burggrafen Christoph v. Dohna-Schlobitten (1583 bis 1637), dem späteren Oberstkämmerer des Winterkönigs Friedrich V. von der Pfalz und nachmaligen Gouverneur des nassauischen Fürstentums Orange in Südfrankreich[137a]). Mit Hans v. Bodeck fast gleichaltrig, stand der hochbefähigte und gebildete Christoph schon damals, trotz seiner Jugend, mitten im politischen Leben, als Geschäftsträger und Vertrauter des Fürsten Christian von Anhalt[138]) bei dessen Bemühungen um die Gründung der protestantischen Union gegen Habsburg und die katholische Partei[139]). Graf Dohna verkehrte am Hofe Heinrichs IV. und hatte mit zahlreichen französischen Würdenträgern und ausländischen Diplomaten Fühlung. Hans v. Bodeck hat sicherlich durch seinen hervorragenden Landsmann, zu dem er sich durch die Gemeinsamkeit der Interessen und der reformierten Glaubensanschauungen hingezogen fühlte, manche wertvolle Anregung bekommen und manchen interessanten Einblick erhalten in das geheimnisvolle politische Getriebe jener Zeit, in der Europa zu dem furchtbaren dreissigjährigen Ringen zu rüsten begann. Mit dem lateinischen Bibelspruch: „Qui Deum timet, in tutissima munitione habitat“ und dem italienischen „Alque venciere, yo le dare, que se assiente conmigo en mi throno[140]) hat sich Dohna in Bodecks Stammbuch eingezeichnet. Darunter die Widmung: „Pietate, Nobilitate, Virtute ornatissimo Joanni Bodeckero in Jansdorf, Perpetuae amicitiae symbolum reliquit Christophorus Burgravius et Baro a Dona, Lutetiae mense Aprili 1607.“ (64 b.) Die damals zwischen den beiden jungen Leuten geknüpfte Freundschaft hat auch weiter bestanden, und durch sie ist späterhin Bodecks ältester Sohn Johann nach Orange zu Christoph v. Dohna gekommen[141]).

[136a]) Ein Brief v. Bernshofens an den brandenburg. Geh. Rat Ott'Heinrich v. Reidt (Paris 1605) bei M. Ritter, Briefe u. Akten z. Gesch. d. 30jähr. Krieges 2, 1870, S. 434.

[137]) Viell. identisch mit dem Mediziner Gulielmus Versterierius aus Amsterdam, der 1588 in Leyden immatrikuliert wurde, Album stud., p. 23.

[137a]) Er war der Lieblingsneffe des bekannten kurpfälz. Truppenführers und Helfers der Hugenotten Fabian v. Dohna, spät. Oberburggrafen in Preussen († 1621), Voigt, S. 9 f. Fabian war Studiengenosse des Breslauers Jak. Monau; 1573/4 hatten diese zusammen Italien bereist und in Genf bei Beza gehört, Gillet, Crato 2, S. 74.

[138]) Des Bruders von Ludwig v. Anhalt, der Bodeck kannte (s. S. 191 f.).

[139]) Voigt, a. a. O., S. 32 ff.

[140]) Spr. Salomonis 14,26 u. Offenb. Joh. 3,21.

[141]) Joh. v. Bodeck starb im Alter von 24 Jahren 1635 in Orange.

Ende Mai 1607 scheint der Junker Paris verlassen zu haben. Von nun ab ist sein weiterer Weg nicht mehr nach dem Album zu verfolgen. Erst zweieinhalb Jahre später, im Oktober 1609, finden sich die nächsten und letzten Eintragungen. Die eine, ohne Ortsangabe, ist von dem polnischen Grafen Andreas Zawicza (66). Die andere, von dem kurländischen Baron Gotthard v. Nolde, vielleicht einem ehemaligen Studiengenossen Bodecks (120), ist in Elbing gemacht worden[142]).

Personenregister.

Der Vollständigkeit halber sind, ausser den im obigen Text erwähnten Namen, auch alle übrigen Namen, die noch in den drei Stammbüchern vorkommen, in das Register mit aufgenommen. Reihenfolge der Angaben: Name, Herkunft (Wohnort), Ort und Datum der Stammbucheintragung, Stelle im Stammbuch, Stelle im Text. Die Stelle im Stammbuch ist durch Bindestriche gekennzeichnet. Vorgesetztes M bedeutet: Stammbuch Mylius, vorgesetztes B: Stammbuch Bodeck, vorgesetztes m: Stammbuch Meienreis.

---

[142]) Ein Michael v. Nolde heiratete 1613 die Base des Hans v. Bodeck, Agathe Braun, verw. v. Bahr.

Garyn, Hanns v.: London 1604 VIII. 21. — B 108 — 194[35]
Garzyc, Andreas: (Elbing?) 1605 — M 10 c — 168
Gent, Walram de, Baron d'Oyen: (Leyden 1601—02) — B 46 — 186
Gentilis, Albericus: Oxford (1602—03) — B 177 — 189
Gentilis, Scipio, Altdorf 165[57] 189
Gentilis, Robert: Oxford (1602—03) — B 177 — 189
Geppel, Christoph, Elbing 184[109]
Gerbel, Nikolaus, d. J.: Strassburg 1600 VIII. 17. — B 232 —
Gericius, Crispin, Elbing: London 1604 IV. 24. — B 231 b — 191
Geysselbach, Joh. Konrad: Heidelberg 1600 VIII. 13. — B 235 —
Gheyn, Jakob v.: (Leyden) 1601 — B 188 — 186
Giese, Albrecht, d. J., Danzig: London 1604 IX. 2. — B 211 — 192
Gilten, Hennig v.: London 1604 VI. 24. — B 83 —
Gissard, Nathan, Engl.: Cambridge (1602) — B 250 b — 188
Glaubitz, Christoph Philipp v., Schles.: 1602 III. 8. — B 109 — 186
Gochsenius, Christian, Franken: 1600 VIII. — B 240 —
Goebel (Gobellius), Johann Gregor: (Gr. Meseritsch?) 1587 V. 8. — M 183 d —
Götzen, Sigismund v., Mark: Strassburg 1600 VIII. — B 141 b — 176
Gomarus, Franz, Leyden 185
Gothofredus, Dionysius: Heidelberg 1600 VIII. 25. — B 149 — 181
Gottberg (Godtbergius), Friedrich v.: Oxford 1603 XI. 15. — B 153 — 189
Gottberg (Godenbergh), Marquard v.: London 1604 VI. 24. — B 80 — 192
Gottberg (Godenberck), Wilhelm v.: London 1604 VI. 24. — B 81 — 192
Goublet, Henrich: o. O. u. D. (1602—07) — B 258 —
Gozdz, Johannes, a Gozdowa: (Leyden 1602—03 V.) — B 225 b — m 255 —
Grawer, Albert, Neerer in der Zips 162[48] 166[64]
Greno, Joannes, Frankreich: Leyden 1602 II. 27. und III. 31. — m 369 — — B 248 —
Grichet, Anna, s. Mylius
Grichet, Jakob, Wittenberg 159[32a]
Gros, Leonhard, Hermannstadt 156[20]
Grün (Grunius), Johann: (Wittenberg) 1584 XII. 31. — M 193 d — 158
Grunau, Simon 170[74]
Grynaeus, Johann Jakob: Basel 1600 VI. 1. — B 190 b — 180
Guetlin, Jakob: Strassburg 1600 VIII. 15. — B 238 b —
Gustav Adolf, Kg. v. Schweden 153[10]

Halewyn, (F.?): Leyden 1602 III. 27.
Hartenberg, Peter, Odenheim in d. Pfalz: Leyden 1601 VII. 22. — m 455 —
Haugwitz, Tobias v.: Oxford 1603 XI. 15. — B 151 — 189
Hawkisworth, Gualterus: Cambridge (1602) — B 93 —
Haydocke, Richard: Oxford 1603 — B 187 — 189
Hechstetter, David: Oxford 1604 I. 20. — B 254 — 190
Heideck, (Haydeck), Georg Friedrich v.: Strassburg 1600 III. — B 35 — 176
Heinrich IV., Kg. v. Frankreich 195
Heinrich (Henrici), Martin, Wittenberg 156
Heldt v. Khemment, Ladislaus v., Gross-Meseritsch 159[33]
Hentschel, Thomas: o. O. u. D. (1584 bis 1607) — M 205 c —
Herbert, John, London 190[129]
Herbstein (Herberstain), Michael v.: Strassburg 1600 IV. 28. — B 57 — 177
Hermann, Daniel, Danzig 165[57]
Hess v. Hessenstein u. Stein, Johann, Schles.: Frankfurt a. M. 1599 III. 27. — B 131 — 174[79]
Hessus, Theodoricus: Paris 1607 V. 10. — B 184 —
Himmelreich, Peter, Elbing 153
Hoberg (Hohbergk). Christoph v.: Leyden 1602 III. 29. — B 113 — 186
Hodenberg, Wilhelm v.: London 1604 VI. 24. — B 81 —
Honter, Andreas: (Elbing 1598—1608) — M 1 e — 168
Honter, Johann, Siebenbürgen 168
Hoppe, Israel, Elbing 153
Horn, Fabian, Elbing 152
Huber, Adam, Mesericensis a Risenbach: (Gr. Meseritsch) 1586 VII. 19. — M 146 c — 159
Hulten, Justus, Breda: London 1604 VI. 20. — B 191 — 192

Der älteste Grabstein in St. Nikolai zu Elbing.

Von Bernhard Schmid.

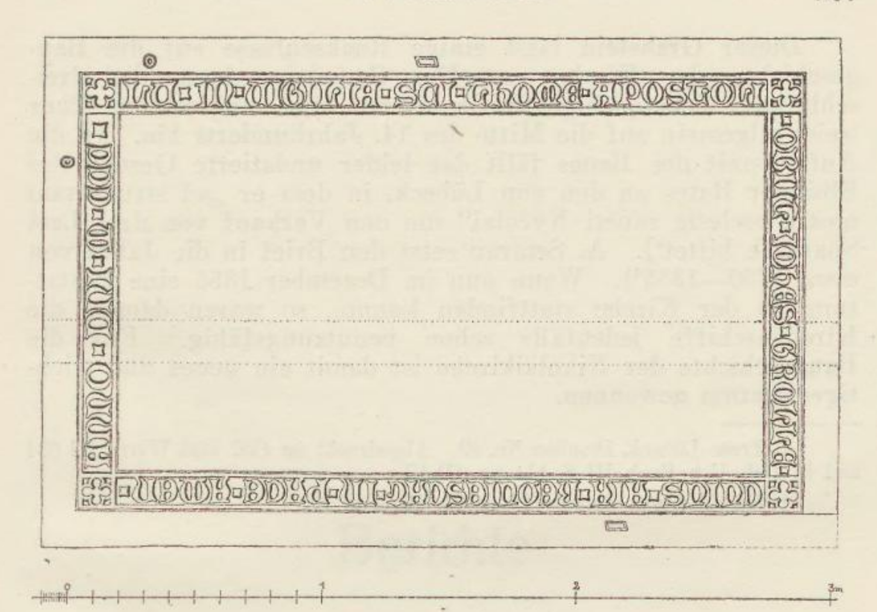
Der Hochaltar-Aufsatz in der Nikolaikirche zu Elbing wurde in den letzten Monaten einer sehr umfangreichen Wiederherstellung unterzogen. Während dieser Arbeit mussten die Altardecken abgenommen werden, und der Stein wurde sichtbar. Hierbei zeigte es sich, dass die Platte der Mensa ein grosser Grabstein aus grauem Gotländer Kalkstein war. Als einzigen Schmuck trägt die Gräbplatte ringsum am Rande die nachstehende Inschrift:

ANNO • DN̄I • MCCC° •
LU° • IN • UIGILIA • SC̄I • THOME • APOSTOLI •
OBIIT • IOHES • GROLLE
CUIUS • AĪA • REQUIESCAT • IN • PACE • AMEN •

Als Todestag ergibt sich also der 20. Dezember 1355. Der hölzerne Aufbau von etwa 16 cm Dicke bedeckt den vierten und fünften Buchstaben des Anfangs, wo aber die Ergänzung nicht zweifelhaft sein kann, und den ersten Buchstaben des Familiennamens. Vergl. die Abbildung.

Was zunächst auffällt, ist die gute Erhaltung des Steines und der Bildhauerarbeit. Die Buchstaben sind so unversehrt, dass die Platte nicht allzulange im Fussboden gelegen haben kann, und auch nur an einer wenig begangenen Stelle. Die Inschrift enthält Grossbuchstaben von monumentaler Schönheit. Für die Ergänzung des Namens bietet die Urkunde, die im zweiten Band des Codex diplomaticus Warmiensis[1]) auf Seite 244 veröffentlicht ist, genügenden Anhalt. Danach handelt es sich um den Elbinger Bürger Johannes Grulle, dessen Testament 1356 in das Stadtbuch eingetragen wurde. Der Unterschied im

[1]) Her. v. Woelky und Saage, Mainz 1864, no. 245.



P. Gramse gez. Grabplatte des Johannes Grolle 1355
Massstab 1:30

ersten Vokal, der einmal o, dann u lautet[2]), ist unerheblich, ein Zweifel darüber, dass in beiden Fällen dieselbe Person gemeint ist, kann nicht bestehen. Gr. vermachte der Nikolaikirche hundert Mark, ferner ein Steinhaus und den Teil eines Getreidespeichers für eine Meßstiftung, endlich vierzig Mark mit zwei Mark Rente an den Rat zur Verwaltung dieser Stiftung. Da die Mark von 1355 etwa die Kaufkraft von 200 Mark von 1914 hatte, so ist die Stiftung recht ansehnlich. Johannes Grolle muss also ein sehr wohlhabender Kaufmann gewesen sein, er war aber, soweit es sich aus den Elbinger Antiquitäten von M. Toeppen feststellen lässt, nicht Mitglied des Rates.

An die jetzige Hinterseite, von cuius bis amen, ist ein Kehlgesims angearbeitet, wie es gotische Altarplatten häufig haben. Die Platte muss also früh verändert und auf den Altar gelegt worden sein. Wegen einer kleinen Beschädigung an der einen Ecke hat man später, vielleicht während der Wiederherstellung nach dem Brande von 1777, den Stein gedreht, an die nunmehrige Vorderseite aber kein Gesims angebracht.

---

2) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Kownatzki, Elbing, hat das Liber notandorum des Stadtarchivs deutlich Grulle.

Dieser Grabstein lässt einige Rückschlüsse auf die Baugeschichte der Kirche zu. Die Grundrissanlage, die dreischiffige, siebenjochige Hallenkirche ohne abgesetzten Chor weist allgemein auf die Mitte des 14. Jahrhunderts hin. In die Anfangszeit des Baues fällt das leider undatierte Gesuch des Elbinger Rates an den von Lübeck, in dem er „ad structuram nostre ecclesie sancti Nycolai“ um den Verkauf von drei Last Sparkalk bittet[3]). A. Semrau setzt den Brief in die Jahre von etwa 1330—1335[4]). Wenn nun im Dezember 1355 eine Bestattung in der Kirche stattfinden konnte, so waren damals die Kirchenschiffe jedenfalls schon benutzungsfähig. Für die Baugeschichte der Nikolaikirche ist damit ein neues und wichtiges Datum gewonnen.

---

3) Trese Lübeck, Preußen No. 49. Abgedruckt im Cod. dipl. Warm. III 634 und in Lüb. Urk. Buch III S. 111 no. CXVI.

4) Mitt. d. Copp. Vereins Thorn 31, 1923, S. 23.

Berichte

Jahresbericht

über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft im Vereinsjahre 1927/28.

Die Elbinger Altertumsgesellschaft blickt mit dem Abschluss des gegenwärtigen Geschäftsjahres auf eine 55jährige Zeit ihres Bestehens zurück. Die Zahl der Mitglieder betrug bei Beginn des Geschäftsjahres 245, bei Abschluss desselben 230. Durch den Tod verloren wir als korrespondierendes Mitglied Herrn Archivdirektor Geh.-Rat Dr. Karge-Königsberg, als ordentliche Mitglieder die Herren Sanitätsrat Dr. Baatz, Landgerichtsdirektor Böttcher, Kaufmann Conrad, Sanitätsrat Dr. Ilgner, Universitätsprofessor Dr. Schneidemühl und Werkmeister Wurch. Archivdirektor Geh.-Rat Dr. Karge war gelegentlich des 50. Jubiläums der E.A.G. zum korrespondierenden Mitglied ernannt worden. Er hat im Jubiläumsheft des Elbinger Jahrbuchs eine sehr wertvolle Abhandlung über die Auswanderung ost- und westpreussischer Mennoniten nach Südrussland veröffentlicht und persönlich sogar eine damals in der Inflationszeit sehr willkommene Beihilfe zum Druck derselben geleistet.

Die Generalversammlung fand am 8. Dezember 1927 statt. Der bisherige Vorstand wurde durch Zuruf wiedergewählt. In den Ausschuss zur Veräusserung dem Verein gehöriger Gegenstände wurde an Stelle des verstorbenen Stadtältesten Stach Herr Amtsgerichtsrat Axel Grunau gewählt, zu Rechnungsprüfern die Herren Uhrmachermeister Link und Kaufmann Dr. Frentzel wiedergewählt. Unter Änderung der Paragraphen 2 und 8 der Satzungen wurde beschlossen: 1. den Jahresbeitrag von 3 auf 5 Mk. zu erhöhen, wogegen den Mitgliedern das Jahresheft des Elbinger Jahrbuchs als Vereinsgabe unentgeltlich geliefert werden soll, und 2. die Versammlungen „in der Regel monatlich einmal an einem vom Vorstande festzusetzenden Tage“ stattfinden zu lassen.

Es fanden 6 Vorstandssitzungen und 4 ordentliche Sitzungen statt, in denen Vorträge gehalten wurden. Im Sommer wurden zwei Ausflüge veranstaltet.

Vorträge:

8. Dez. 1927. Prof. Dr. Ehrlich: 1. Bericht über das Städt. Museum zu Elbing und über die Denkmalpflege in Elbing im Jahre 1927. 2. Neuerwerbungen des Museums (mit Lichtbildern).

15. Dez. 1927. Stadtbüroinspektor H. Abs: Der Elbinger Maler Carl Porsch (mit Lichtbildern). Vgl. die Abhandlung in diesem Hefte des Elbinger Jahrbuchs, S. 131 ff.

18. Jan. 1928. Museumsdirektor Dr. La Baume-Danzig: Tracht und Bewaffnung der Weichselgermanen in der ältesten Eisenzeit (mit Lichtbildern).

23. März 1928. Bibliotheksdirektor Dr. Bauer: Der Untergang der deutschen Hanse.

Ausflüge:

23. Mai 1928. Besuch der Marienburg. Unser Ehrenmitglied Herr Oberbaurat Dr. Schmid führte die Teilnehmer durch die in der Frühlingsblüte prangenden Schlossgräben und erläuterte bei diesem Rundgange in fesselnden Ausführungen den Aufbau des Schlosses.

16. September 1928. Besichtigung des Ordensschlosses zu Heilsberg, dessen Wiederherstellungsarbeiten durch Regierungsbaumeister Hauke geleitet werden. Nachmittags Ausflug ins Simsertal.

Vorgeschichtliche Untersuchungen.

1. Ausgrabungen auf der Tolkemita. Zur weiteren Aufklärung der Burganlage wurde ein neuer Schnitt durch den Nordwall des Kernwerkes gelegt. Im östlichen Aussenhof der Burg wurde eine Siedlung der frühen Eisenzeit aufgedeckt (ostgermanisch). An den Ausgrabungen beteiligten sich Universitätsprofessor Dr. Ebert-Berlin, Museumsdirektor Dr. La Baume-Danzig, Studienrat Heym-Marienwerder und die Studenten der Vorgeschichte Jankuhn und Heym.

2. Gr. Steinort, Kr. Elbing. Am 24. und 25. April 1928 wurde auf einem Felde des Besitzers Samuel Kunz ein altpreussisches Haus mit einem umfriedeten Hof ausgegraben.

3. Öhmkenhof bei Elbing. Am 30. Juni 1928 wurden die Sandberge bei Öhmkenhof nördlich von Elbing nach steinzeitlichen Siedlungen untersucht. Gefunden wurden zahlreiche neolithische Scherben und einige kleine Feuersteingeräte. Hausgrundrisse waren nicht festzustellen.

4. Pomehrendorf, Kr. Elbing. Der Besitzer Gottfried Kuhn in Pomehrendorf hatte auf einem Feldstück ein gepidisches Skelettgrab der älteren römischen Kaiserzeit entdeckt. Eine Ausgrabung im September 1928 in der Nähe der Fundstelle war ergebnislos.

5. Benkenstein, Kr. Elbing. Auf dem schon 1907 bis 1916 von Dorr und Ehrlich untersuchten altpreussischen Gräberfelde Benkenstein-Freiwalde wurden bei den Erweiterungsarbeiten des dortigen städtischen Wasserwerkes wertvolle neue Grabfunde gemacht. Der Vorstand der Altertumsgesellschaft wurde durch das Städtische Wasserwerk sofort benachrichtigt. Leider waren planmässige weitere Untersuchungen im Rahmen der umfangreichen Tiefgrabungen, die mit etwa 60 Arbeitern Tag und Nacht ausgeführt wurden, nur an wenigen Stellen noch möglich. Die Aussetzung von Fundprämien hatte aber den erfreulichen Erfolg, dass noch eine überraschend grosse Zahl von eisernen Schwertern, Lanzen und Trensen und von Fibeln, Schnallen, Riemenzungen, Zaum- und andern Beschlägen aus Bronze und Silber für das Museum gerettet werden konnten. Die wertvollsten Funde sind mehrere reichverzierte Silberbeschläge und 3 eiserne Schwerter mit silberverzierter Scheide, von denen besonders eines den reichen Silberbeschlag noch in vorzüglicher Erhaltung zeigt. Die Gegenstände gehören zeitlich in die ältere Periode von Benkenstein, d. h. etwa in das 7. Jahrh. n. Chr.; sie zeigen nahe Verwandtschaft mit gleichartigen Fundgegenständen von den masurischen Gräberfeldern Ostpreussens.

Als ständiger Vertreter des Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer nahm Prof. Dr. Ehrlich wiederholt an Ausgrabungen der Museen in Marienburg und Marienwerder teil.

In der Flurnamensammlung, die von der E.A.G. im Auftrage der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung für die Landkreise Elbing und Marienburg in die Wege geleitet ist, sind schon erfreuliche Ergebnisse zu verzeichnen.

Die Bestandaufnahme der vor- und frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen, die seit einem Jahre von der im April 1927 in Kiel begründeten Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen nord- und ostdeutschen Wall- und Wehranlagen mit Unterstützung der Notgemeinschaft in die Wege geleitet ist, ist von Prof. Ehrlich für den Regierungsbezirk Westpreussen schon etwa zur Hälfte durchgeführt worden.

Am 15. und 16. Mai hielt diese Arbeitsgemeinschaft ihre erste Jahresversammlung in Elbing ab. Wir hatten die Freude, etwa 20 Prähistoriker und Museumsdirektoren bei dieser Ge-

legenheit hier begrüssen und auch bei einem von der E.A.G. gegebenen Bierabend aufnehmen zu dürfen, an dem auch u. a. der Herr Oberbürgermeister und der Herr Landrat teilnahmen. Es wurden bei der Tagung 6 kurze Vorträge über neue Siedlungsausgrabungen gehalten. Daran schlossen sich eine Besichtigung des Städtischen Museums, besonders der reichen vorgeschichtlichen Sammlungen, und Autofahrten einerseits nach Meislatein (Truso) und nach der Schwedenschanze bei Wöklitz, andererseits nach dem Burgwall Lenzen, Cadinen, der Tolkemita und nach Frauenburg. Die Tagung nahm einen für alle Teilnehmer sehr befriedigenden Verlauf und bedeutete einen Ehrentag in der Geschichte der E.A.G. Sehr angenehm und dankbar wurde es auch von den teilnehmenden Gelehrten empfunden, welches Interesse und welche Förderung der Vorgeschichtsforschung in Elbing seitens des Magistrats und des Kreisausschusses entgegengebracht wird. Diesen Empfindungen verliehen in Erwiderung auf die Begrüssungsansprachen der Herren Oberbürgermeister Dr. Merten und Landrat Cichorius Herr Geheimrat Dr. Schuchhardt-Berlin und Prof. Ehrlich in warm empfundenen Worten Ausdruck. —

Am 28. und 29. April nahm der Vorsitzende der E.A.G. an der Jahresversammlung der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung in Danzig teil, vom 27. bis 29. August an der Tagung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine, die zugleich mit dem Archivtag gleichfalls in Danzig stattfand. Am 8. und 9. September beteiligte sich der Vorsitzende der E.A.G. an der Gründung des Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Frankfurt a. O. und wurde in den Vorstand dieses Verbandes gewählt. Die E.A.G. und das Städtische Museum traten demselben als korporative Mitglieder bei.

Anfang Oktober erschien das 7. Heft des „Elbinger Jahrbuchs“. Es enthält, abgesehen von Berichten und Buchbesprechungen, nur eine grössere Abhandlung von Dr. S. Jacobsohn-Berlin: „Der Streit um Elbing in den Jahren 1698/99. Ein Beitrag zu den Beziehungen Polens und Brandenburg-Preussens“, bringt aber damit einen hochbedeutsamen Beitrag zur Geschichte der Stadt Elbing und in weiterem Sinne auch zur Geschichte von Osteuropa. Es liegen schon mehrere sehr anerkennende Beurteilungen vor.

Auf dem Burgwall in Lenzen ist die neue Gedenktafel für Robert Dorr angebracht worden. Die Wege wurden ausgebessert und zwei neue Aussichten nach den Schluchten freigelegt.

Unserm Ehrenmitgliede Geheimrat Kossinna wurde zu seinem 70. Geburtstage eine Glückwunschdepesche übersandt.

Für die Kossinna-Festschrift, die ihm zu Ehren erschien, stiftete die E.A.G. einen Beitrag von 50 Mk.

Die Kasse schliesst in Einnahme und Ausgabe mit 6153,06 Mk. ab. Der Kassenbestand beträgt 714,74 Mk., wozu noch eine Beihilfe des Herrn Regierungspräsidenten für das Elbinger Jahrbuch, Heft 7, in Höhe von 300 Mk. kommt. An laufenden Jahresbeihilfen bewilligten wieder: die Stadt Elbing 1500 Mk., davon 500 Mk. für das Elbinger Jahrbuch, der Landkreis Elbing 300 Mk., der Herr Landeshauptmann 500 Mk. An einmaligen Beihilfen erhielten wir: für Ausgrabungen auf der Tolkemita von der Notgemeinschaft 1000 Mk., für Heft 7 des Elbinger Jahrbuchs von dem Herrn Regierungspräsidenten 300 Mk.

Es ist eine angenehme Pflicht, den Bericht zu schliessen mit dem Ausdruck herzlichsten Dankes auch an dieser Stelle für alle diese Beihilfen, wie auch allen Freunden der E.A.G. gegenüber für das rege Interesse, das sie den Arbeiten der E.A.G. entgegengebracht haben.

Prof. Dr. Ehrlich,
Vorsitzender.

Berichte aus dem Stadtarchiv Elbing.

2.

Die Elbinger Pfarrarchive.

Bei der Neuordnung[1]) des Stadtarchivs wurde von Anfang an darauf Bedacht genommen, auch die Pfarrarchive Elbings als Deposita archivmässiger Pflege und Benutzung zuzuführen. Bisher sind die Pfarrarchive der fünf alten evangelischen Gemeinden deponiert worden. Die dabei ins Stadtarchiv gelangten Kirchenbücher[2]) sind der leichteren Übersicht wegen in der nachstehenden Tabelle gesondert zusammengestellt.

Anmerkungen zu der Tabelle:

Zu 2. Bei der Neuordnung fand sich in diesem bisher anscheinend nicht näher beachteten Taufbuch, das nur auf 15 Seiten Eintragungen enthält, die Bezeichnung: „In Templo Parochiali baptizati.“ Damit ist dies sonst unerklärliche zweite Taufbuch als eins der evangelischen Gemeinde in St. Nikolai, der alten Pfarrkirche der Altstadt, aus der zweiten evangelischen Periode dieser Kirche (1626—1636) gekennzeichnet; die evangelische Marienkirche wird damals noch in der Regel die Münchenkirch genannt.

Zu 4. Die Angabe Bärs (S. VII), dass die Kirchenbücher von Hl. Drei Königen 1576 beginnen, trifft leider nicht zu. Bei der Übernahme des Pfarrarchivs lag in einem anderen Kirchenbuch ein Häuflein loser, schwer beschädigter, zum Teil miteinander verfilzter Kirchenbuchblätter. Aus ihnen konnte nur das lückenhafte Trauungsbuch für 1577 und 1614—1627 wiederhergestellt werden. Für eine Reihe Blattfragmente liess sich das Jahr, dem sie angehören, nicht mehr feststellen; der Handschrift nach fallen sie in die Amtszeit von Thomas Lichtenstein, 1612—1629.

Zu 6. In den Kirchenbüchern von St. Annen sind die Mennoniten gesondert aufgeführt im Taufbuch 1811—1838, im

[1]) Über diese Neuordnung und die Gesamtgliederung des Archivs s. „Bericht über das Stadtarchiv Elbing“, Elb. Jahrb. 7, 1928, 165—167.

[2]) Max Bär, „Die Kirchenbücher der Provinz Westpreussen“ (Abhandlungen zur Landeskunde d. Pr. Westpr., Danzig, 1908), aufgestellt nach den ihm seinerzeit zugegangenen Angaben, enthält für Elbing manche Ungenauigkeiten.

	Taufbücher	Trauungsbücher	Totenbücher	Kommunikanten-bücher	Konfirmanden-listen
1. St. Marien	1604—1649, 1651—1839.	1614—1834.	1734—1835.	1739—1896; 1777—1821, 1830—1885; 1782—1811. 1856—1888; 1788—1803, 1805—1886.	—
2. St. Nikolai (ev Gem.) .	1632—1635.	—	—	—	—
3. Hl. Geist	1626—1831.	1665—1669, 1682—1821.	—	1765—1819, 1785—1800.	—
4. Heil. Drei Königen . .	1603—1627, 1643—1854.	Bruchstück: 1577, 1614 bis 1627, zwischen 1612 und 1629. 1696—1855.	1724—1869.	1786—1792; 1786—1797; 1802—1805; 1808—1814; 1820—1894.	1797—1869; 1845—1884.
5. Heil. Leichnam . . .	1622—1658, 1662—1841.	1622—1840.	1756—1840.	1785—1905.	—
6. St. Annen	1625—1838.	1712—1821.	1712—1834.	1804—1809.	1802, 1812/13, 1856—1858, 1865, 1867.
7. Reformierte Gemeinde zu Elbing	1774—1896.	1777—1848.	1774—1902.	1824—1837.	1857—1883.
8. Reformierte Gemeinde zu Pr. Holland . . .	1698—1754, 1765—1806, 1842, 1846 bis 1861.	1698—1754, 1770—1806, 1843—1857.	1740—1754, 1767—1807, 1847—1861.	—	—

Totenbuch 1779—1800 und 1811—1873, die Soldaten im Totenbuch 1779—1813.

Zu 7. In den Kirchenbüchern der Ref. Gemeinde finden sich auch Eintragungen betreffend auswärtige Gemeinden, die von dem Elbinger Prediger pastorisiert wurden; ausserdem ist aber noch ein besonderes „Kirchenbuch der auswärtigen Gemeinden“ 1781—1809 betr. Braunsberg, Bromberg, Graudenz, Kulm, Marienburg, Marienwerder, Mewe, Thorn vorhanden.

Dass die Kirchenbücher als historische Quelle nicht genügend ausgenutzt werden, wenn sie gelegentlich bei historischen Arbeiten zur Feststellung von Personalien dienen, und im übrigen den Familienforschern für die Zusammenstellung von genealogischen Tafeln überlassen bleiben, ist heute wohl allgemein anerkannt. Nur auf Grund der Kirchenbücher ist vor dem Einsetzen der polizeilichen Personenstandsregister, die in Elbing Ende der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts beginnen, eine wirklich gründliche Bevölkerungsgeschichte möglich, d. h. eine Geschichte der ganzen Bevölkerung hinsichtlich ihrer Bodenständigkeit, ihrer Zu- und Abwanderung, der Lebensdauer, der Heirats- und Geburtenabstände, des Heiratsalters, der Wiederverheiratung der Verwitweten, des Prozentsatzes der Ledigen, der Todesursachen, der Seuchen, der Kindersterblichkeit usw. in den verschiedenen Jahrhunderten und den verschiedenen sozialen Schichten. Das Stadtarchiv hat sofort mit der Herstellung der für alle diese Untersuchungen zunächst erforderlichen Kartothek begonnen. Bei der Verzettelung der bisher deponierten über 100 Kirchenbücher ist das Stadtarchiv aber auf die Hilfe freiwilliger Mitarbeiter angewiesen. Vorläufig haben leider erst zwei diese zwar entsagungsvolle, aber ausserordentlich verdienstliche Arbeit begonnen. Mit 20 Mitarbeitern, die wöchentlich einen Nachmittag dieser Arbeit widmen, wäre die Kartothek in drei bis vier Jahren zu vollenden. In Frage gestellt bleibt die Vollständigkeit und damit der Wert der ganzen Arbeit, solange nicht die Kirchenbücher von St. Nikolai ebenfalls im Stadtarchiv deponiert sind und ausgiebig mitherangezogen werden können.

Eine zweite grosse Serie in den Pfarrarchiven wird von den Kirchenrechnungen gebildet, die zusammen mit erhaltenen Belegen neben ihrem Wert für die Wirtschaftsgeschichte unter anderem wertvolle Aufschlüsse über die Bau- und Musikgeschichte geben können. Im Pfarrarchiv von St. Marien (Hauptgemeinde der Altstadt) haben sich ein Rechenschaftsbericht von 1559—1691 und die Jahresrechnungen von 1678/79 bis 1798/99, die von 1816 und dann erst wieder die von 1862 ab erhalten.

Diese grosse Lücke im 19. Jahrhundert erklärt sich wohl daher, dass der jeweilige erste Pfarrer zugleich Superintendent war, den Superintendenturakten zwar seine Aufmerksamkeit zuwandte, die Pfarrakten aber sehr vernachlässigte. Auch aus den übrigen Beständen drängt sich dieser Eindruck auf. Ein Beispiel dafür, mit wie wenig historischem Sinn überhaupt im vorigen Jahrhundert die Pfarrarchive behandelt worden sind[3]), bietet das folgende Schriftstück[4]):

„Elbing, den 27. Oktober 1849.

Heute wurde in der Sakristei zu St. Marien ein Kästchen von Holz, etwa 12 Zoll hoch, 14 Zoll lang und 10 Zoll breit, das sich nach den nach dem Tode des Oberglöckners Hintz erfolgten Revisionen daselbst vorgefunden hatte und bis dahin übersehen worden war und zu dem sich kein Schlüssel ermitteln liess, in Gegenwart der beiden unterzeichneten Geistlichen der Kirche sowie auf deren Geheiss von dem Oberglöckner Küster geöffnet. Dasselbe enthielt unbedeutende Papiere, nämlich alte Rechnungen, Contracte, Quittungen, Nachweisungen über kirchliche Einnahmen und Ausgaben und dgl., welche bloss zu ihrer Zeit Wichtigkeit hatten und bis in die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zurückgehen.

Diese Bemerkung ist alleinig zur Sicherstellung des neu erwählten Oberglöckners niedergeschrieben worden, für den Fall, dass sich irgendwie die Vermuthung bilden könnte, es seien andere und wichtigere Gegenstände darin gewesen.

Rittersdorf Eggert

Küster."

Nach dieser Erklärung war 1927 von den „unbedeutenden" Papieren aus dem 16. Jahrhundert natürlich nichts mehr aufzufinden.

Etats sind für die Kirchenkassen, wie für alle Kassen in Elbing, wohl erst seit der preussischen Herrschaft aufgestellt worden. Erhalten ist einer für die Jahre 1780—1783; die späteren fehlen wie die Rechnungen, erst 1896 setzt die Serie wieder ein, leider auch dann noch mit einer Lücke. Die Rechnungen der Altstädtischen Prädikantenkasse und des Vakanzrevenüenfonds fehlen auch bis ins Ende des 19., bzw. bis in den Anfang dieses Jahrhunderts. Dagegen sind 2 Weinrechnungen 1686—1704 und 1704—1738 mit den Kommunikantenzahlen von 1686—1692 vorhanden.

[3]) Um jedem Missverständnis vorzubeugen, sei hier ausdrücklich erklärt, dass die zurzeit amtierenden Pfarrer ausnahmslos mit grossem Verständnis für die bessere Pflege und Deponierung der Pfarrarchive im Stadtarchiv eingetreten sind.

[4]) Rep. 90, Nr. 1, Fasz. 2 (fol. 2).

Die Bauakten und Baurechnungen für die Kirche und die der Kirche gehörigen Häuser setzen 1779 bzw. 1883 ein, so dass die Baugeschichte daran nur die Erneuerungsarbeiten und die entstellenden Anbauten der 80er Jahre verfolgen kann.

Akten betreffend die Vermögensverwaltung sind seit 1777 erhalten. Aufzeichnungen über die kirchliche Rechtsordnung reichen, abgesehen von einer Prediger-Notul von 1615 und einer von 1676, bis ins 18. Jahrhundert zurück. Die Protokolle der Verhandlungen des Gemeindekirchenrats liegen seit 1855 vor. Die Personalakten beginnen 1821 mit einem Faszikel über das Eingehen der dritten Predigerstelle.

Über die Amtsgeschäfte der Pfarrer geben seit 1735 die Amtskalender in einer allerdings lückenhaften Reihe Auskunft. Diese Serie veranschaulicht zugleich in recht anziehender Weise die Entwicklung der Kalender in den letzten 200 Jahren. Von der Geschichte des Kultus legen nur zwei Kirchengebete aus dem 18. Jahrhundert, eins von 1704, Zeugnis ab. Die Korrespondenz des Pfarramtes, seit 1850 erhalten und bis 1891 im Archiv, ist leider in dieser Zeit nicht nach Betreffen, sondern rein chronologisch geheftet, so dass ein Durchkassieren nicht möglich ist. Für die Schulgeschichte von Bedeutung ist die Abschrift eines Stiftungskontraktes über den Schulbau Grubenhagen 1685. Weiter liegen aus der Tätigkeit der Pfarrer als Lokalschulinspektoren Akten aus dem 19. Jahrhundert über die Altstädtische Knaben- und Mädchenschule und mehrere Privatschulen, ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert dann noch eine Reihe Vereinsakten im Pfarrarchiv.

Einige Stücke des Pfarrarchivs waren schon vor der allgemeinen Deponierung ins Stadtarchiv gelangt, darunter das Tagebuch von Samuel Kienast, des Seniors des Elbinger Ministeriums und ersten preussischen Inspektors, von 1772 bis 1778, eine Mischung dienstlicher und privater Aufzeichnungen, die sehr schön erkennen lassen, wie die neue Herrschaft eine vorgefundene Instanz Schritt für Schritt in Dienst stellt und ausbaut.

Von dem 1751 und 1753 gemachten Versuch, die Geistlichen in Elbing selbst zu ordinieren, zeugt noch das gedruckte Ordinationsformular.

Das Pfarrarchiv der Kirche zum Heiligen Geist — Nebengemeinde der Altstadt bis 1822[5]) — enthält neben den Kirchenbüchern nur einen ganz geringen Aktenbestand: Säckelgeld- und Jahresrechnungen, bzw. Belege, mit Lücken von 1635 bis 1822, darunter die Kosten einer neuen Orgel und Kanzel 1645; ferner einige Aktenstücke betr. Personalien, Visitationen

[5]) Über die Zugehörigkeitsfrage: E. G. Kerstan, Die evangelische Kirche des Stadt- und Landkreises Elbing. Elbing, 1917, S. 69.

u. a. aus dem 18. und 19. Jahrhundert, darunter die Verteidigung des Pfarrers Scubovius gegen die Prediger von St. Marien aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Das Pfarrarchiv der neustädtischen evangelischen Gemeinde zu den Heiligen Drei Königen scheint beim Neubau der Kirche (1881—1885) grössere Verluste erlitten zu haben. Heute besitzt es ausser den aufgeführten Kirchenbüchern und einem Verzeichnis der vermieteten Kirchenbänke 1760—1840 noch die Kirchenrechnungen 1597—1610, 1626—1627, 1654 bis 1674, 1881 ff., Etats seit 1884, Jahresrechnungen der Elbinger Prediger-Witwenkasse von 1751—1899, dazu Etats 1828—1869, 1876—1895. Die Bauakten beginnen 1840, die Baufondsrechnungen 1884. Die Akten über die Vermögensverwaltung setzen ebenfalls erst im 19. Jahrhundert ein. Die Protokolle der Gemeindekirchenratssitzungen liegen seit 1874 vor. Die Personalakten fangen Ende des 18. Jahrhunderts an, ein Faszikel über das Einkommen der Pfarrer greift aber bis 1559 zurück. Die Visitationsrezesse sind seit 1790, die Amtskalender seit 1820, beide Reihen mit Lücken, erhalten. Einige Aktenstücke über die Amtstätigkeit der Pfarrer beginnen 1787. Aus dem 19. Jahrhundert sind weiter noch einige Vereinsakten vorhanden; ferner die Akten des 2. Predigers als Ortsschulinspektor über die neustädtische Kantorschule, die Bezirks-Knaben- und Mädchenschule und die Schulen zu Grunau und Streckfuss.

Das Pfarrarchiv der evangelischen Gemeinde zum Heiligen Leichnam (alte nördliche Vorstadt) besitzt eine als Memorial bezeichnete Kirchenchronik, die der Kirchenvorsteher Thomas Fuchs 1738 angelegt hat. Von Wilhelm Rupson zusammengetragene, bis 1405 zurückreichende Nachrichten sind übernommen. Die Chronik ist wenig umfangreich bis 1891 geführt; sie enthält ausser der eigentlichen Chronik verschiedene tabellarische Zusammenstellungen über Prediger, Kirchenvorsteher, 1738 noch vorhanden gewesene Kirchenrechnungen bis 1517 rückwärts und eine Reihe Beilagen. Heute beginnen die erhaltenen Rechnungen erst 1806, die Etats 1822, die Rechnungen der Pfarrstellenkasse 1899, die Etats dazu 1904. Zwei Gehaltsquittungsbücher reichen von 1738 bis 1896. Die Kirchenrechnungen von 1517 bis 1806 sind also verloren. Die Vermutung, dass dieser Verlust bei dem Um- und Ausbau der Kirche 1895/96 eingetreten ist, dürfte am nächsten liegen. Bauakten und Baufondsrechnungen liegen seit 1863 vor, darunter auch ein Faszikel über den Kirchenbau in Pangritz-Kolonie. Die Akten über die Vermögensverwaltung beginnen im 19. Jahrhundert, die gesammelten Edikte, Verordnungen usw. 1750. Akten über Grösse und Bezirk der Gemeinde — dabei Abzweigungen von Pangritz-Kolonie — sind seit 1783, solche

des Kirchenvorstands seit 1811, Gemeindekirchenratsprotokolle seit 1856 erhalten. Über Introduktionen, Anstellungen und Einkommen gibt das Pfarrarchiv Aufschluss von 1788 ab. Die Kirchenvisitationen liegen mit Lücken von 1784 ab vor. Akten aus der kirchlichen Amtstätigkeit des Pfarrers sind seit 1827, aus der als Schulinspektor seit 1776 erhalten.

Das Pfarrarchiv der evangelischen Gemeinde zu St. Annen (alte östliche Vorstadt) besitzt in einem 1628 angelegten Schläfer zugleich eine Kirchenchronik, d. h. neben einer neueren Abschrift des Baukontraktes und der Baurechnung von 1610, der Kirchenordnung von 1628, chronistischen Aufzeichnungen aus der Zeit von 1753 bis 1771 und einigen anderen chronistischen und tabellarischen Notizen ist hier von 1790—1840 eine Kirchenchronik geführt worden. Zwei Verzeichnisse der Kirchenstände betreffen das Jahr 1642 und die Zeit von ca. 1750—1850. Die Rechnungen beginnen mit Spezialkonten der kirchlichen Einnahmen von 1618—1624. Der genannte Schläfer enthält summarische Jahresschlussabrechnungen für 1628—1770. Die Serie der Jahresrechnungen reicht mit Lücken von 1646—1827. Etats sind von 1780—1783 und 1789—1795 erhalten, ein Gehaltsquittungsbuch von 1653—1823. Bauakten sind seit 1640 vorhanden, Akten über die Vermögensverwaltung seit 1643. Ausser der erwähnten Kirchenordnung von 1628, Verordnungen über die Mennoniten, die in den chronistischen Aufzeichnungen des 18. Jahrhunderts enthalten sind, und einem Grabstättengeld-Tarif um 1620 beginnen die die Rechtsverhältnisse regelnden Verfügungen usw. 1774. Akten über den Umfang der Gemeinde setzen 1786 ein. Visitationsrezesse liegen vor von 1797, 1798, 1812, 1865, 1869—1904, Personalakten von 1671, 1672, 1648, 1787 ff. Amtskalender sind seit 1851, sonstige Akten aus der kirchlichen Amtstätigkeit und der als Lokalschulinspektor der Pfarrer seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vorhanden. Die letzteren betreffen die Kirchenschule, die als Bergschulen bezeichnete Knaben- und Mädchenschule, die Schulen zu Ober- und Unterkerbswalde und zu Stagnitten.

Bei der Ordnung des Pfarrarchivs der Reformierten Gemeinde, das ausser den Pfarrakten auch die Akten aus der Tätigkeit früherer Prediger als Inspektoren und Superintendenten enthält, zeigte sich, dass ursprünglich die Superintendenturregistratur die Pfarregistratur vielfach aufgezehrt hat. 1837 wurde dann die ganze Registratur durch den damaligen Stadtsekretär Kohtz neu geordnet. Dieser brachte nun eine Reihe Superintendenturakten in die Pfarregistratur, weil seines Erachtens der jeweilige Pfarrer bei einer Trennung beider Ämter diese Akten nicht entbehren könnte. Diese damals durchaus begründeten Bedenken zeigen auch wieder — ganz

ähnlich lag der Fall bei St. Marien —, wie eine Ämterkumulation ohne ein zur doppelten Aktenführung ausreichendes Büro dazu führt, die Registratur des minderen Amtes so zu verstümmeln, dass sie nicht mehr arbeitsfähig ist. Vom Standpunkt einer geordneten Verwaltung müssten derartige Kumulationen vermieden oder gleich als dauernde Einrichtung organisiert und die Registraturen dann ganz zusammengelegt werden. Bei der Neuordnung im Stadtarchiv ist, da praktische Bedenken dem nicht mehr entgegenstehen, eine saubere Scheidung zwischen Superintendentur- und Pfarrakten durchgeführt worden. Dabei ist weiter zu beachten, dass Akten über auswärtige Gemeinden in beiden Abteilungen vorkommen; einmal in der Superintendenturregistratur durch die Funktionen dieser Aufsichtsinstanz, dann in der Pfarregistratur dadurch, dass der Elbinger Prediger zugleich nebenamtlich in anderen Gemeinden wirkte.

In der Abteilung der Pfarrakten sind Kirchenrechnungen vorhanden von 1720—1730, 1747—1749 und seit 1772, Jahresrechnungen der Pfarrvermögenskasse seit 1876, der Armenkasse von 1783—1788, 1805—1826 und seit 1826. Die Akten über die Vermögensverwaltung beginnen 1701, Bauakten 1881, Baurechnungen 1878. Die erhaltenen Verordnungen usw. setzen ein mit Ratsrezessen über die Kultusfreiheit der Reformierten seit 1657 An Akten über den Gemeindebestand sind solche über Proselyten von 1802—1843 vorhanden. Akten der Gemeindevertretung liegen seit 1769 vor und enthalten weiter zurückreichende Nachrichten zur Geschichte der Gemeinde. Die Personalakten beginnen 1778. Akten über die Elbinger kirchliche Amtstätigkeit der Prediger sind seit 1837 erhalten, über die Bereisung der Gemeinden in Westpreussen seit 1781, Spezialakten über Graudenz und Thorn für 1788—1865, über Pr. Holland für 1836, über Marienwerder für 1788—1835, über Riesenburg für 1784—1817. Weiter liegen Armensachen von 1786—1841, Schulsachen von 1808—1828 vor.

Unter den Akten aus der Superintendentur-Registratur unterrichtet ein Aktenstück über den Umfang der Inspektion in Ost- und Westpreussen 1781—1831. Personalakten sind von 1729—1740 und 1808—1821 erhalten. Abgesehen von einer Sammlung der wichtigsten landesherrlichen Edikte und Verordnungen in reformierten Kirchenangelegenheiten 1664—1810 liegen Verordnungen des Kirchendirektoriums, der westpreussischen und der ostpreussischen Regierung aus der Zeit von 1774 bis 1836 vor. Aus den die ganze Superintendentur betreffenden Akten seien weiter genannt: Konduitenlisten 1786—1834, Synoden 1733—1834, Visitationen 1786—1828, Reformationsfest 1817, Feier der Augsburgischen Konfession 1830, Union 1817 bis 1833. Dazu kommen Akten über einzelne Gemeinden: Brom-

berg 1783—1823, Schule 1783—1805. Deutsch-Eylau 1805—1806. Elbing 1808—1834. Krakow, Rechnungen 1808/09—1811/12. Mohrungen 1833—1835. Nassenhuben 1783—1815, Schule 1783 bis 1807. Riesenburg, Rechnungen 1766/67—1817. Samroth und Quittainen 1774—1834. Soldau 1809—1835.

Die vorstehende Übersicht über die Elbinger Pfarrarchive zeigt, dass ihr Erhaltungszustand im allgemeinen recht unbefriedigend ist. Von den an geweihter Stätte verwahrten Papieren sollte man annehmen, dass sie besonders gut aufgehoben seien. Einmal sind aber bei Bauarbeiten an den Kirchen schwere Verluste eingetreten. Dann wurden die alten, nicht immer sonderlich geschätzten Akten auch oft genug bei Raummangel irgendwo über den Gewölben abgeladen, wo sie dem Schmutz und allen möglichen Zugriffen ausgesetzt waren. Endlich ist zu beachten, dass, wenn auch für ein bestimmtes Gebiet, z. B. für die eigentliche Amtstätigkeit der Pfarrer, von einem bestimmten Jahre ab Akten vorliegen, dies noch nicht besagt, dass bei der vom Stadtarchiv vorgenommenen Durchsicht und Kassation noch der ganze schriftliche Niederschlag dieser Tätigkeit von den genannten Jahren vorlag, vielmehr waren die Bestände mehr oder minder lückenhaft. Bewirkt worden ist dies zum Teil wohl auch dadurch, dass man im 19. Jahrhundert für die in ihrem jeweils laufenden Bestand dem Umfang nach geringen Kirchenregistraturen ein ausreichendes Schema nicht durchgeführt hat; dadurch ist zweifelsohne Wichtiges unter Nichtigkeiten verloren gegangen.

Die Zeiten, in denen selbst staatliche Archive in einem Kloster oder Stift geborgen wurden, sind längst vorüber; heute ruhen umgekehrt die Archive geistlicher Anstalten sicherer und besser in einem wissenschaftlich betreuten, staatlichen oder kommunalen Archiv. Und nur hier können sie, wohl geordnet und unterhalten, in Verbindung mit anderen Quellen für die Geschichtswissenschaft, d. h. auch für die Kirchengeschichte, fruchtbar werden. Hermann Kownatzki.

Bericht über die Flurnamensammlung im Jahre 1928/29.

Die Flurnamensammlung, die vor einigen Jahren für Ost- und Westpreussen von der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung in die Wege geleitet und organisiert worden ist, hat inzwischen schon zu erfreulichen Ergebnissen geführt, trotzdem leider erst ein verhältnismässig kleiner Bruchteil der Sammler die ihnen zugesandten Sammelzettel und Sammelbogen ausgefüllt an die leitenden Stellen zurückgesandt hat. Über die Ergebnisse berichtet jetzt fortlaufend der von dem Flurnamen-Ausschuss der Historischen Kommission herausgegebene „Altpreussische Flurnamensammler", von dem soeben die 2. Nummer des 1. Jahrgangs erschienen ist. Der Bericht über den Gebietsteil Regierungsbezirk Westpreussen lautet wie folgt:

Gebietsteil: Reg.-Bez. Westpreussen.

Landesobmann: Oberstudiendirektor Prof. Dr. Schumacher, Marienwerder, Staatl. Gymnasium. Bezirksleiter: Professor Dr. Ehrlich, Elbing, Heiligegeiststr. 4, für die Kreise Elbing Stadt und Land und Marienburg; Studienrat Heym, Marienwerder, Heimatmuseum, für die Kreise Marienwerder, Rosenberg und Stuhm.

Bearbeitet 42 Ortsbez., gesammelt 668 Fln.

a) Kr. Elbing Stadt und Land. Bearbeitet 25 Ortsbez., gesammelt 487 Fln. 1. Baumgart: Schule; 16. 2. Behrendshagen: Lr. Wölke u. Andritzke; 15. 3. Gr.-Bieland, Drewshof, Neu-Eichfelde, Roland, Stolzenhof: Lr. Pollack, D.; 45. 4. Dörbeck: Hauptlr. Klutke; 15. 5. Drewshof s. Nr. 3. 6. Dünhöfen, Haselau, Hütte: Lr. Böhm, Hütte; 19, 33, 35. 7. Neu-Eichfelde s. Nr. 3. 8. Grunau H.: Hauptlr. Koy; 48. 9., 10. Haselau, Hütte s. Nr. 6. 11. F. Kahlberg: Revierfr. Kuss, Neukrug; 10. 12. Kahlberg-Liep: Lr. Kuwert, K.; 13. 13. Kämmersdorf: Lr. Krüger; 8. 14. Königshagen: Lr. Leu; 15. 15. Maibaum: Lr. Lenz; 99. 16. Neukrug-Vöglers: Lr. Bublitz, N.; 5.

17. Plohnen: Lr. Kopplien; 34. 18. Pröbbernau: Lr. Richter; 24. 19. Roland s. Nr. 3. 20. Gr.-Steinort: Lr. Epding; 16. 21. F. Stellinen: Hilfsfr. Hüttche, Hohenwalde; 16. 22. Stolzenhof s. Nr. 3. 23. F. Teckenort: P. Bosch, Birkau; 6. 24. Terranowa: Lr. Schwarz; 11. 25. F. Wieck: Hegemeister Pfeiffer; 4.

b) Kr. Marienburg. Bearbeitet 7 Ortsbez., gesammelt 57 Fln. 1. Grunau N.: Lr. Uthke; 7. 2a) Marienburg-Sandhof: Lr. v. Kalkstein u. Scharmer; 17. 2b) Marienburg-Tessensdorf: Hauptlr. Götz; 7. 3. Reichhorst, Wengeln: Lr. Mortzfeld, W.: 4, 2. 4. Alt-Rosengart: Lr. Beyer; 3. 5. Thiensdorf: Lr. Berg; 3. 6. Thiergart: Lr. Grade; 14. 7. Wengeln s. Nr. 3.

c) Kr. Marienwerder. Bearbeitet 2 Ortsbez., gesammelt 56 Fln. 1. Oberf. Marienwerder: Oberfr.; 53. 2. F. Weisshof: Fr. Affeldt; 3.

d) Kr. Rosenberg. 1. F. Schröterswalde: Oberfr. Trsinn, Schwalgendorf; 6 Fln.

e) Kr. Stuhm. Bearbeitet 7 Ortsbez., gesammelt 62 Fln. 1. F. Ehrlichsruh: Fr. Stade; 23. 2. F. Neu-Hakenberg: Fr. Barwohl; 12. 3. F. Rehheide: Hegemeister Rogacki; 10. 4. F. Rehhof: Fr. v. Chulmowski; 2. 5. Wengern: Rittergutspächter v. Schack; 3. 6. F. Werder: Revierfr. Starke, Ostrow-Lewark; 4. 7. F. Wolfsheide: Fr. Bäcker; 8.

Zu diesem Bericht ist zu bemerken, dass die Flurnamensammlung für die Forstbezirke von der Regierung Königsberg, Abteilung für Domänen und Forsten, geleitet wird, während für die übrigen Landesteile die Bezirksleiter zuständig sind. Vergleicht man für die einzelnen Bezirke die Zahlen der gesammelten Flurnamen, so ergibt sich die recht erhebliche Differenz zwischen 2 und 99 festgestellten Flurnamen. Sicherlich wird das Ergebnis auch für viele der schon bearbeiteten Bezirke noch kein endgültiges sein können. Es ist daher notwendig, dass diejenigen Sammler, die ihre Sammelbogen schon eingesandt haben, auch weiterhin noch nach Flurnamen in ihren Bezirken forschen. Insbesondere aber erfordert die Dringlichkeit der Aufgabe, dass auch diejenigen Sammler, die bisher noch keine Sammelbogen eingesandt haben — und es ist dies leider der weitaus grössere Teil —, nunmehr gleichfalls ihre Ergebnisse recht bald einreichen.

Zeigt sich doch jetzt schon, wie wertvolle Aufschlüsse für die Landesforschung die Flurnamen ermöglichen. Und in Berücksichtigung, dass immer mehr Flurnamen bei der jetzt häufiger und schneller wechselnden Bevölkerung auf dem Lande verloren gehen, darf man nicht mehr säumen, das noch erhaltene Gut zu retten und zu sichern.

Am 20. Oktober 1929 sind in Berlin nach den Vorschlägen des Senators Dr. Strunk-Danzig neue Leitsätze über die Behandlung fremdsprachlicher Flurnamen beschlossen und genehmigt worden, die namentlich für gemischtsprachliche Gebiete zu beachten sind. Mit Rücksicht darauf, dass für den Regierungsbezirk Westpreussen altpreussische, für die südlichen Teile auch slawische Flurnamen in Frage kommen, werden die Leitsätze auch an dieser Stelle bekannt gegeben:

Leitsätze des Deutschen Flurnamenausschusses über die Behandlung fremdsprachlicher Flurnamen innerhalb der deutschen Flurnamensammlung.

Beschlossen am 20. Oktober 1929 in Berlin.

Beim Sammeln der Flurnamen innerhalb des deutschen Sprachgebiets sind auch die darin vorkommenden fremdsprachlichen zu berücksichtigen. Namentlich in gemischtsprachlichen Gebieten, wo es oft zweifelhaft ist, welcher Sprache ein Flurname angehört, dürfen sie auf keinen Fall weggelassen werden.

1. Lautschrift ist im allgemeinen nicht anzuwenden oder doch auf das Notwendigste und Mögliche zu beschränken. Fremdsprachliche Flurnamen werden in Sammelzetteln und Sammelbogen ohne Verwendung fremdsprachlicher Schriftzeichen vermerkt; man schreibt also z. B. den polnischen Laut tsch nicht mit den polnischen Lautzeichen cz, sondern mit den deutschen Lautzeichen tsch. Es empfiehlt sich, den Sammlern einfache, von erfahrenen Sprachkennern aufzustellende Regeln für die Schreibung fremdsprachlicher Flurnamen an die Hand zu geben, wenn solche in einer Landschaft in grösserer Anzahl vorkommen.

2. Flurnamen, die deutsche Lehnwörter enthalten, sind — auch in der Nationalitätenstatistik — als deutsche Flurnamen anzusehen. Setzen sich Flurnamen aus solchen fremdsprachlichen Wörtern zusammen, die dem Deutschen entlehnt sind, so müssen sie als fremdsprachliche Flurnamen gelten.

3. Für Flurnamen, die aus einem deutschen und aus einem fremdsprachlichen Wort bestehen, gilt das Folgende: Wenn ein fremdsprachlicher Ortsname in adjektivischer Form einem deutschen Wort vorgesetzt wird, z. B. Abrauscher See, so ist dieser Flurname als ein deutscher anzusehen. Wenn ein deutsches Wort mit einem fremdsprachlichen durch eine Präposition verbunden ist, wie z. B. Wäch na Zetchzie (Weg nach Cekzin), so ist dieser Flurname als deutsch anzusehen. In allen anderen Fällen ist in der Nationalitätenstatistik ein aus einem deutschen und aus einem fremdsprachlichen Wort zusammengesetzter Flur-

name in Bruchform als zur Hälfte deutsch, zur Hälfte fremdsprachlich zu behandeln.

4. Flurnamen, auch fremdsprachliche, die alten Quellen entnommen sind, werden in der Flurnamenstatistik nur für denjenigen Zeitraum verwertet, in dem der volkstümliche Gebrauch des Flurnamens nachgewiesen ist; andernfalls werden sie in der Sammlung lediglich aufgeführt, ohne in die Statistik aufgenommen zu werden.

5. Fremdsprachliche Flurnamen, die von der deutschen Bevölkerung übernommen werden, werden als fremdsprachliche angesehen und gezählt.

6. Wenn für ein Flurstück zur gleichen Zeit ein deutscher und ein fremdsprachlicher Flurname in Gebrauch ist, so ist dies in den Sammlungen zu vermerken. Statistisch zählt jeder für sich.

Es ist erwünscht, dass auch solche Heimatfreunde, die nicht besonders zur Sammlung aufgefordert sind, sich freiwillig, wie es erfreulicherweise schon in einigen Fällen geschehen ist, bei den Bezirksleitern zur Mitarbeit melden. Die erforderlichen Sammelzettel, Sammelbogen und Anleitungen werden ihnen dann sofort zugestellt werden. Wichtig ist es auch, dass jeder Sendung eine Karte oder Skizze mit Eintragung der gesammelten Flurnamen beigefügt wird.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, dass die Sammeltätigkeit im Regierungsbezirk Westpreussen immer reger wird, damit wir im Osten unseres Vaterlandes endlich auch zu solchen Erfolgen in der Flurnamensammlung kommen, wie sie wesentliche Gebiete des deutschen Vaterlandes schon lange aufzuweisen haben.

Elbing. B. Ehrlich.

Buchbesprechungen

Reallexikon der Vorgeschichte. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten herausgegeben von Max Ebert. Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1924—1929.

Das Reallexikon der Vorgeschichte, das schon wiederholt im Elbinger Jahrbuch besprochen worden ist, liegt mit dem Erscheinen des 14. Bandes fertig vor — und sein Herausgeber, Dr. Max Ebert, ordentlicher Professor der Vorgeschichte an der Universität Berlin, ruht unter der Erde. Seine Kräfte haben gerade noch ausgereicht, das gewaltige Werk, das sein Lebenswerk sein sollte, zu vollenden; sie waren aber nicht mehr stark genug, die dreimalige Operation, die ein schon lange an seinem Lebensmark zehrendes Leiden im Herbst 1929 erforderlich machte, zu überstehen. So steht nun das Reallexikon als sein Denkmal da, als ein Denkmal, das noch nach Jahrhunderten Zeugnis ablegen wird von der fast übermenschlich zu nennenden Energie eines deutschen Gelehrten, der in nur sieben Jahren im Verein mit etwa 100 Fachgelehrten ein Werk vollendet hat, das an Umfang dem grossen Brockhaus und Meyer gleichkommt. In nur zwei Jahren mussten die Manuskripte fertig vorliegen, Manuskripte vielfach auch von ausländischen Gelehrten, die erst noch übersetzt oder doch überarbeitet werden mussten; in weiteren fünf Jahren wurde das Werk gleichzeitig in vier Druckereien fertig gedruckt.

Über den wissenschaftlichen Wert des Reallexikons ist schon in den früheren Besprechungen berichtet worden. Der 14. Band schliesst sich würdig den früheren an. Das Lexikon ersetzt in der Tat eine ganze vorgeschichtliche Bibliothek. Es gibt nicht nur Übersichten, sondern behandelt auch die bedeutendsten Ausgrabungen. Dabei ist es nicht einseitig archäologisch, sondern auch die Ethnologie, die Geologie, die Volkskunde und andere Hilfswissenschaften sind in ausgiebiger Weise mitberücksichtigt. Weitschauend war Max Ebert darauf bedacht, sein Werk nicht veralten zu lassen. Diesem Zweck diente das Vorgeschichtliche Jahrbuch, das, bisher in vier Bänden vorliegend, über die Fortschritte der vorgeschichtlichen Forschungen in Abhandlungen und Literaturübersichten berichtete. Grössere Teilgebiete wurden ausserdem in den Vorgeschichtlichen Forschungen von Fachgelehrten behandelt. In dieser

Reihe sind bisher sechs Bände erschienen. Hoffentlich werden diese beiden wissenschaftlichen Unternehmungen, durch die Eberts Reallexikon einen bleibenden Wert erhält, mit seinem Tode nicht eingehen, sondern von einem andern Herausgeber fortgesetzt werden.

Elbing. B. Ehrlich.

Wilhelm Gaerte, **Urgeschichte Ostpreussens.** Gräfe & Unzer, Königsberg, 1929. Mit 288 Abbildungen und 19 Tafeln. Gr. 8°. 367 S. Geb. Mk. 16,00.

Seitdem Emil Hollack im Auftrage des ostpreussischen Provinzialverbandes im Jahre 1908 seine Vorgeschichtliche Übersichtskarte von Ostpreussen und die Erläuterungen dazu herausgegeben hatte, ist die Vorgeschichte Ostpreussens in zusammenhängender wissenschaftlicher Darstellung, abgesehen von der kurzen Übersicht des Berichterstatters in der von Schumacher und Wernicke 1925 herausgegebenen Heimatgeschichte von Ost- und Westpreussen, nur in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Band IX, unter dem Stichwort Ostpreussen von Gaerte, La Baume und Ehrlich behandelt worden. Da diese aber nicht als Sonderdruck für weitere Kreise erschienen und somit nur im Rahmen des grossen Lexikons benutzbar ist, so lag schon längst das Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen Darstellung der Urgeschichte Ostpreussens vor, zumal da Hollacks Übersicht mit der Zeit veraltet, überdies in mancher Beziehung recht anfechtbar war, und da ausserdem jedes Bildermaterial in ihr fehlte, vor allem aber gerade in den letzten 20 Jahren die Vorgeschichtsforschung in Ostpreussen einen gewaltigen Aufschwung genommen und zumal auf Grund der vervollkommneten Forschungsmethode zu ganz neuen Ergebnissen geführt hatte. Nachdem Wilhelm Gaerte seit 1923 zuerst nebenamtlich, dann nach Übernahme des Prussiamuseums durch die Provinz als Direktor die Leitung dieses Museums übernommen hatte, hat er sich sofort zielbewusst dieser grossen Aufgabe gewidmet. Und so liegt jetzt nach gründlichen Studien und sorgfältigen eigenen Forschungen des Verfassers als Ergebnis dieser Arbeit der stattliche Band vor, den Gaerte uns noch kurz vor Weihnachten auf den Gabentisch gelegt hat. Eine eingehende Besprechung dieses Buches wird durch den Berichterstatter im nächsten Heft der Prussia erfolgen. Aber auch im Elbinger Jahrbuch sollen die Vorzüge des Werkes wenigstens kurz gewürdigt werden.

In fesselnder Darstellung und in einer flüssig-gewandten, zuweilen sich sogar zu dichterischem Schwung erhebenden Sprache behandelt Gaerte die einzelnen Kulturperioden nicht nur nach der archäologischen Seite, sondern er gibt auch klare

Übersichten über den allgemeinen Kulturstand, über die Völkerbewegungen, über die Siedlungsformen, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, über den Handel und über die Religion der jeweiligen Bevölkerung Ostpreussens. Zu den Völkerbewegungen in Ostpreussen, um diese auch hier zu erwähnen, sei besonders hervorgehoben, dass Gaerte sich jetzt dem Standpunkt anderer Vorgeschichtsforscher Ostpreussens wesentlich genähert hat, indem auch er, wie es zuletzt Ebert in Heft 5/6 des Elbinger Jahrbuchs, 1927, S. 115 ff., vertreten hat, für die ersten Jahrhunderte n. Chr. nur noch gotische Handelsniederlassungen in Ostpreussen annimmt, während er als die Urbevölkerung Ostpreussens von der Steinzeit bis zur Ordenszeit die alten Preussen bzw. deren Vorfahren bezeichnet. In die Gliederung der Perioden ist bei Gaerte leider eine kleine Unklarheit hineingekommen, insofern, als er die Bronzezeit bis 500 v. Chr. rechnet, trotzdem aber innerhalb derselben die Jahrhunderte von etwa 800—500 v. Chr. als früheste Eisenzeit eingliedert. Wir halten es für zweckmässiger, die frühe Eisenzeit mit etwa 800 v. Chr. beginnen zu lassen. Einen wertvollen Schatz bilden die zahlreichen vorzüglichen Abbildungen, die für den Forscher die bisher sehr mühsame Aufsuchung von Vergleichsmaterial in den unzweckmässigen, unübersichtlichen alten Prussiaberichten nunmehr in vielen Fällen unnötig machen, dem Laien aber eine sehr lehrreiche Anschauung vermitteln. Es sei noch besonders bemerkt, dass in dem Buch die gegenwärtigen Grenzen Ostpreussens zugrunde gelegt sind, dass also auch der Regierungsbezirk Westpreussen, der die östlich der Weichsel gelegenen Teile der ehemaligen Provinz Westpreussen umfasst, in den Kreis der Betrachtung hineingezogen ist.

Gaertes Buch kann allen, die sich für die Urgeschichte Ostpreussens interessieren, insbesondere den Bibliotheken der Schulen, aufs wärmste zur Anschaffung empfohlen werden.

Elbing. B. Ehrlich.

B. Ehrlich, **Germanen, Balten und Slawen in Ostdeutschland in vor- und frühgeschichtlicher Zeit** („Vergangenheit und Gegenwart“, 19. Jhrg., 1929, Heft 6, Berlin, Teubner, als Sonderdruck im Verlag der Elbinger Altertumsgesellschaft).

Die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung werden nur selten in einer Form veröffentlicht, in der sie der Allgemeinheit ohne weiteres zugänglich sind; auch ist die fachwissenschaftliche Literatur wegen der starken Zersplitterung, die bedauerlicherweise mehr als je herrscht, selbst vom Fachmann kaum noch zu übersehen. Um so mehr muss man allen denen dankbar sein, die es sich nicht verdriessen lassen, die ein bestimmtes Arbeits-

gebiet betreffenden Forschungsergebnisse zusammenzufassen und einem grossen Leserkreise zu vermitteln. In diesem Sinne sind wir dem Verfasser zu Dank verpflichtet, dass er in dem obengenannten Aufsatz versucht hat, das schwierige Problem der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung Ostdeutschlands nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu behandeln. Er tut das in der ihm eigenen, vorsichtigen und sorgfältig wägenden Art, die sich von jeder Tendenz freihält, anderseits aber die als wahr erkannten Ergebnisse klar heraushebt und in ihrer Bedeutung für unser Volkstum würdigt. Den wesentlichsten Anteil an seinen Ausführungen haben naturgemäss Erörterungen archäologischer Probleme, da wir ja historische, d. h. also auf Schrifturkunden beruhende Nachrichten über die früheren Bewohner Ostdeutschlands erst seit Christi Geburt besitzen und selbst diese noch bis in die Zeit des Deutschen Ritterordens hinein äusserst spärlich sind; daneben werden aber vom Verf. für die frühgeschichtliche Zeit sowohl geschichtliche wie besonders sprachliche und auch siedlungsgeographische Tatsachen als Beweismittel ausgiebig herangezogen. Erfreulicherweise sind alle wesentlichen Arbeiten der neueren Zeit, auf denen die Ausführungen des Verfassers fussen, mit genauem Zitat angegeben, so dass jeder Leser, der Einzelfragen nachzugehen beabsichtigt, die nötigen Hinweise vorfindet. Den Inhalt der Arbeit wiederzugeben, scheint mir überflüssig, da er durch die Überschrift genügend gekennzeichnet ist. Es bleibt nur noch übrig zu wünschen, dass sie von recht vielen gelesen werden möchte!

Danzig. W. La Baume.

A. Semrau, **Die Orte und Fluren im ehemaligen Gebiet Stuhm und Waldamt Bönhof** (Komturei Marienburg), 36. Heft der „Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn“, Thorn 1928, Druck bei O. Siede, Elbing. 222 Seiten.

Das Studium der Arbeit unseres westpreussischen Altmeisters der Flurnamenforschung wird erleichtert durch zuverlässige alphabetische Register der Ortsnamen und der Flurnamen preussischer, deutscher und polnischer Sprache, erschwert durch das Fehlen jeden Kartenmaterials, einen Mangel, der lediglich finanzielle Gründe hat, eine Mahnung für die Staats- und Reichsstellen, die wissenschaftliche Erforschung Ostdeutschlands stärker als bisher zu fördern. Die Zahl der von Semrau festgestellten Flurnamen ist verhältnismässig gering, nur aus 3 Ortschaften werden mehr als 25 Flurnamen mitgeteilt. Semrau hat an sich die beste Form der Feststellung der Namen gewählt, denn er hat das ganze Gebiet selbst bereist und alle Siedlungen

ohne Ausnahme aufgesucht und in ihnen besonders die ältesten Leute, die seit langer Zeit am Ort ansässig sind, befragt, so dass er hervorheben kann, dass er manche Kunde, die sonst spurlos verschwunden wäre, der Nachwelt durch seine Arbeit aufbewahrt hat. Sodann hat er für die Ermittlung älterer Flurnamen gedruckte und handschriftliche Quellen herangezogen. Wenn trotzdem das Ergebnis zahlenmässig so unverhältnismässig gering ist, mag es daran liegen, dass er die meisten Orte wohl nur ein einziges Mal aufgesucht hat, was nach meinen Erfahrungen nicht ausreicht, um eine vollständige Sammlung zu schaffen. Ich habe aus den Sammelbogen der Flurnamenstelle in Königsberg und durch eine Nachprüfung an Ort und Stelle durch Herrn cand. phil. Adam feststellen können, dass in der Oberförsterei Rehhof und in einigen Ortschaften des nördlichen Gebietes mehr Flurnamen vorkommen, als Semrau mitteilt. Eine allgemeine Nachlese würde also wohl einen grösseren Durchschnitt, als sich bisher ergibt, ermitteln.

Für die Behandlung des Problems der fremdsprachlichen Flurnamen ist Semraus Arbeit eine ergiebige Fundgrube. Das Verhältnis der deutschen zu den polnischen Flurnamen ermittelt er mit 440 (deutsch) zu 303 (polnisch), wobei er Flurstücke, für die es sowohl deutsche als auch polnische Namen gibt, in beiden Registern, in dem deutschen und in dem polnischen, aufführt und zählt, gewiss eine unanfechtbare Methode.

In der Bewertung des Lehnwortes nimmt Semrau dieselbe Stellung ein, die ich in meinem Vortrage auf der Danziger Tagung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine (1928) und meinem Aufsatz in den Altpreussischen Forschungen 1929 1. Heft vertreten habe.

Im Oktoberheft der Altpreussischen Forschungen Jahrgang 1929 habe ich meine Beurteilung der Semrauschen Arbeit im einzelnen begründen können; ich gestatte mir, auf diese Besprechung zu verweisen, und möchte hier nur Herrn Professor Semrau den herzlichen Dank der an der Sammlung und Erforschung der ostdeutschen Orts- und Flurnamen interessierten Personen und Stellen aussprechen.

Danzig. H. Strunk.

Walther Ziesemer, **Die Literatur des Deutschen Ordens in Preussen**. 8°. 128 S. Ferdinand Hirt, Breslau. 1928. Geh. 4,80 M.

Eine ganz neue Welt war es, die sich vor der altpreussischen Urbevölkerung Ostpreussens auftat, als der Deutsche Orden ins Land kam. Stolze Burgen aus Backstein erhoben sich sehr bald dort, wo bisher nur Burgen aus Holz und Lehm bekannt waren,

blühende Städte an Stelle der ärmlichen dörflichen Siedlungen mit ihren bescheidenen Hütten aus demselben leicht vergänglichen Material. Die heidnische Götterwelt wurde verdrängt durch den Christengott, zu dem die Ordensritter und die deutschen Siedler in stolzen Kirchen und Kapellen beteten, und die Ordensritter selbst mussten in ihren eisernen Rüstungen und in ihrem sonstigen Waffenschmuck den heidnischen Preussen wie leibhaftige Verkörperungen der Ordensheiligen St. Michael und St. Georg erscheinen. Bald aber erblühte im Lande auch sonst eine hohe Geisteskultur. Die Helden- und Totengesänge der alten Preussen verstummten mehr und mehr — nichts mehr ist uns von ihnen erhalten. Dafür aber ertönten im Lande von ritterlichen deutschen Sängern geistliche und weltliche Lieder. Eine reiche Literatur erblühte, angeregt und gefördert durch die Ordensgebietiger.

Eine Übersicht über diese Literatur vermittelt uns Walther Ziesemer in seinem von umfassender Sachkenntnis zeugenden Buche. Der Verfasser bringt aber in diesem mehr als nur eine Übersicht über die Literatur des Deutschen Ordens. Er entwirft auch in lebhaften Farben ein Bild des sonstigen geistigen Schaffens des Ordens. Er spricht von der Baukunst, dem Schulwesen, dem Bibliothekswesen, von dem Einfluss des Ordens auch auf die Gestaltung der Sprache im amtlichen Verkehr und in der Literatur. So entsteht vor den Augen des Lesers ein überaus anschauliches Bild der in unserem Osten völlig neu geschaffenen deutschen Geisteskultur, einer Kultur, die zwar ihre Wurzeln und ihren Stamm im deutschen Mutterlande hat, der aber der Orden zahlreiche Triebe mit eigenartigen Blüten aufgepfropft hat, so dass sie als etwas in vieler Beziehung Besonderes in dem Blütenkranz des deutschen Geisteslebens erscheint.

Wie sich im Deutschen Orden Mönchtum und Rittertum vereinigten, so spiegeln sich diese beiden Seiten des mittelalterlich-ritterlichen Lebens auch in der Literatur des Deutschen Ordens wider, zumal in der älteren Periode und der Blütezeit des Ordens. Einerseits tief religiöses Empfinden, andererseits Freude am Rittertum. Das zeigt sich ebenso in der rein geistlichen Literatur wie in den Reimchroniken, ja selbst bei der Chronik Peters von Dusburg hebt man mit Recht auch den religiösen Gehalt des Werkes hervor. Mit dem Verfall der alten Tugenden des Ordens, denen er seine grossen Erfolge zu verdanken hatte, zeigt sich aber auch ein allmählicher Verfall besonders der Dichtkunst, bis dieser einst so reich strömende Quell fast völlig versiegte.

In fesselnder Darstellung entwirft Ziesemer anschauliche Bilder von den einzelnen Perioden. Er hebt dabei auch die Verdienste einzelner Hochmeister um die Befruchtung des lite-

rarischen Schaffens ihrer Zeit gebührend hervor. Auch stellt er die Literatur des Deutschen Ordens in den grossen Rahmen des geistigen Schaffens im deutschen Mutterlande hinein. Zur Veranschaulichung des Wertes einzelner besonders hervorragender Werke dient der Abdruck grösserer oder kleinerer Abschnitte aus ihnen.

Auf Einzelheiten soll in dieser Besprechung nicht eingegangen werden; eine eingehende Würdigung des Buches wird im nächsten Hefte des Elbinger Jahrbuchs von anderer Seite erfolgen.

Walther Ziesemer hat sein Buch seiner ostdeutschen Heimat gewidmet. Man merkt es der ganzen Darstellung an, dass er auch mit seinem Herzen an ihr beteiligt ist. So wird die Lektüre des Buches auch für jeden Heimatfreund ein Genuss sein. Es wird sicherlich dazu beitragen, das Verständnis und die Bewunderung für die grosse Kulturarbeit, die der Deutsche Orden in unserm deutschen Osten geleistet hat, zu fördern. Möge Ziesemer uns bald auch ein grösseres Werk über die gesamte Kulturarbeit des Deutschen Ordens schenken. Er ist mit seinem umfassenden Wissen und seiner aus dem ostdeutschen Volksboden herausgeborenen besonderen Gestaltungskraft der berufene Verfasser eines solchen Heimatbuches.

Elbing. B. Ehrlich.

Emil Waschinski: **Das kirchliche Bildungswesen** in Ermland, Westpreussen und Posen vom Beginn der Reformation bis 1773. (Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft Nr. 16. 1, 2.) 2 Bde. (558 S., 324 S.) Breslau 1928. 60 RM.

Unter den zahlreichen Studien zur Geschichte des deutschen Ostens unter dem Zepter der Könige von Polen begegnen wir nur selten Abhandlungen von so eindringender Tiefe und so nachhaltiger Anregung für die Einzelforschung wie der vorliegenden. Emil Waschinski entrollt vor uns einen hervorragenden Teil des Kulturlebens der Ostmark bis in die einzelne Schule hinein und zeigt den segensvollen Wettstreit zwischen der alten und neuen Glaubensrichtung um die Hebung von Sittlichkeit und Bildung des Volkes. W. ist kein Neuling auf diesem Gebiet. Seit dem Jahre 1904 hat er der Wissenschaft verschiedene wertvolle Einzelarbeiten vorgelegt, die hauptsächlich seiner Arbeit in den Archiven der Pfarreien und höheren kirchlichen Behörden Altpreussens und Posens entsprangen. Nun legt er, seit Jahren zwangsweise der Heimat fern, die Ergebnisse seiner Studien in klarer, übersichtlicher Darstellung

vor und bietet einen grossen Teil der urkundlichen Unterlagen in Anhängen zu den beiden Bänden dar.

Der Verfasser gliedert sein Werk in zwei Stücke: „Die von der Kirche eingerichteten Lehranstalten: Pfarrschulen, Höhere Schulen, Priesterseminare“ (Bd. 1, S. 1—277) und „Die Klosterschulen“ (Bd. 2, S. 1—286). Beiden Teilen folgen umfangreiche Quellenstücke aus den Archiven; und dem ersten wurde noch eine eindringende Abhandlung mit Quellen beigefügt: „Geschichte des evangelischen Danziger Landschulwesens vom Zeitalter der Reformation bis zum Beginn der preussischen Herrschaft 1793.“ Das Werk wurde 1926 abgeschlossen.

Jedem Hauptteil gab Waschinski eine kurze, gediegene Einleitung über das Schulwesen im Mittelalter bei, die in sorgfältiger Auswahl die Ergebnisse der Forschung aufweist. Innerhalb der Gliederung durch die Untertitel überschauen wir das ganze Gebiet des katholischen Schulwesens von Posen bis zum Ermland. Die Verordnungen der Kirchenfürsten lassen uns die Ziele der Kirche erkennen, die Wirklichkeit aber spiegelt sich wider in den Visitationsberichten und bleibt oft genug weit hinter den Zielen zurück. Vorgesetzte, wie Lehrer und Schüler erstehen aus den Akten noch einmal vor uns; das Schulhaus erwächst; wir treten in die Klassen, betrachten die Zucht (oder oft Zuchtlosigkeit), die Unterrichtsmittel, die Lehrmethode und Stoffgebiete. Wir teilen auch des Lehrers Sorge über den Wettbewerb der Winkelschule. Von seiner Tüchtigkeit hängt es ab, ob sie hochkommt, an seiner Arbeit hängen überhaupt Segen oder Unsegen für ganze Geschlechter. Die gleichzeitige Schau über das ganze Gebiet gestattet nun Vergleich zu ziehen über den Hochstand des Unterrichtswesens. Und da zeigt es sich, dass, je deutscher die Bevölkerung, um so besser das Schulwesen. Somit steht das fast reindeutsche Ermland an der Spitze des katholischen Schulwesens. Da Waschinski auch das evangelische Schulwesen des Gebietes aus seinen Forschungen gut kennt — das des Danziger Landes behandelt er dazu im Anhang besonders, und das Bütow-Lauenburger und das Thorner hatte er schon 1914/15 dargestellt —, so zeigt er in der Abhandlung auch den evangelischen Volksteil im Wettbewerb mit dem kirchlich-katholischen, einem Wettbewerb, der zugunsten des ersteren ausfällt.

Stets wird eine Schulgeschichte Fundgrube sein besonders für die Kultur der behandelten Zeit. Eine so eingehende, wie die vorliegende, scheint fast unerschöpflich. Nur einiges sei angedeutet. Der dargestellte Anteil der Kinder am Schulbesuch gibt ein Bild von der Schätzung der Schulbildung in den Kreisen der Eltern. Die Schulnot zeigt sich in der Koedukation an zahlreichen Orten aller drei Landschaften

(auch in der Stadt Elbing) trotz kirchlichen Verbots. Verstärkt gar erleben wir sie am simultanen Antlitz mancher Schule. Evangelische Kinder besuchen katholische Schulen (auch in Elbing z. B. 1683), noch häufiger katholische Kinder die besseren evangelischen, oft zum Ärger der kirchlichen Visitatoren. Und ein Vergleich der Schülerzahl führt zu dem Ergebnis: „dass viel mehr Kinder der evangelischen Landbevölkerung Polens und des benachbarten Gebiets von Preussen eine, wenn auch im einzelnen noch so dürftige Schulbildung genossen, wie der katholische Bewohner Poln.-Preussens, Grosspolens und Kujawiens". Für den Nachwuchs an deutsch-katholischen Lehrkräften war überhaupt schlecht gesorgt. Erst gegen Mitte des 17. Jahrhunderts stossen wir auf drei deutsche Nebenseminare, über deren Schicksal wenig überliefert ist. Die Jesuiten suchten die Lücke zu füllen.

Von besonderem Wert für weitere Erkenntnis ist die Tabelle (Anhang I, 21) über die pommerellischen Schulnachrichten vom 16. bis 18. Jahrhundert. Schade, dass sie nicht auch für die anderen Landschaften geboten werden konnte.

Ein Blick sei auf die Darstellung des Danziger Landschulwesens (Anh. II), des evangelischen Wettbewerbes, geworfen. Sie benutzt in erster Linie Ratsordnungen und Kirchenrechnungen. Mancherlei wertvolle Aufschlüsse finden sich hier. Im Jahre 1601 verordnet der Danziger Bürgermeister Daniel Cierenberg die allgemeine Schulpflicht vom 7. Lebensjahre an für beide Geschlechter, „bis sie den Katechismus Luthers in Deutsch lesen und schreiben könnten". Nur zur Ernte gab es Ferien. Drei Jahre später hören wir vom Katechismusunterricht des Pfarrers in der Kirche. Hundert Jahre darauf wünscht der Danziger Rat in jedem Dorf einen Schullehrer. Die Zahl der Dienste des „Mädchens für alles" neben dem Unterricht belief sich auf Kirchläuten, oft auch Beiern*), Orgelspielen und Singen dazu; sie hielten Andachten in abgelegenen Dörfern, führten die Kirchenbücher und besorgten andere schriftliche Arbeiten, besonders die Abfassung der Kirchenrechnungen. Es galt ja der Schuldienst als Durchgangsstufe zum Pfarramt. Auch niedere Dienste lagen dem Lehrer ob, wie Leuchter und Taufbecken putzen, Kirche fegen, Kirchenwäsche waschen und sauber halten, vielfach hatte er die Turmuhr zu versorgen und dem Herrn Prediger den Schornstein zu fegen (z. B. in Schönbaum). Für jeden Dienst gab es besonderen Lohn. Und des Lehrers Schreibgewandtheit machte ihn unentbehrlich und brachte ihm manch klingenden Lohn seitens der Dorfbewohner als Ergänzung zum spärlichen

*) Vgl. Elb. Jahrb. Heft 4, S. 135: ‚Wie alt ist das Gebeier?'

Einkommen. Doch oft genug wird über mangelndes Ansehen geklagt.

Im Abschnitt über die Klosterschulen, der besonders wertvoll erscheint wegen eingehender Berücksichtigung und geübter Kritik an der polnischen Literatur, überwiegt die Darstellung der Jesuitenschulen entsprechend ihrer Bedeutung. So erhalten wir einen tiefen Einblick in die Taten der grossen Erzieher dieses Ordens, ihre Kämpfe gegen die Protestanten und gegen die weltlichen Mächte überhaupt (z. B. die Verteidigung der Immunität ihres Besitztums). Wir erkennen, wie sich die Streitlust auf die Schüler übertrug und diese zu gefürchteten Ruhestörern machte. Und das so häufig, dass Waschinski meint, in zwei unaufgeklärten Fällen sich das Urteil der Mitwelt zu eigen machen zu müssen, nämlich dass „sich der Verdacht mit Recht*) gegen die zu allen Ausschreitungen neigenden Jesuitenschüler“ richtete, was doch vielleicht etwas zu weit geht. Besonders begrüsst muss die Zusammenstellung der Superiores und Rektoren der einzelnen Anstalten und das Schülerverzeichnis von Alt-Schottland werden. (Bd. 2, Anh. 8, 10, 11.)

Von dem vielen Erfreulichen sei besonders noch vermerkt die Aussprachebezeichnung für die polnischen Eigennamen. (Nur an einer Stelle fehlt sie.) Ob sie aber immer dem Unkundigen helfen wird? Bei einer Form wie Domosuawski für Domosławski bin ich im Zweifel. Höchst bedauert werden muss, dass kein Raum für ein Register bereitstand. Infolgedessen wird es sehr erschwert, das Werk voll auszuschöpfen.

Was Waschinski für Thorns Schulwesen und Danzigs Landschulen, und was Simson und Faber für Danzigs Stadtschulen geschaffen, das fehlt für Elbing und sein Gebiet. Und wenn Waschinski die Elbinger Zustände (nach dem Frauenburger Archiv) auch öfters berührt, so doch hauptsächlich die katholische Seite, also den kleineren Teil, und es bleibt noch sehr viel zu tun. Aber ihm haben wir es zu danken, dass er den Rahmen schuf, die Vergleichsstoffe bereitstellte und das Mosaik in Angriff nahm, in das Elbing neben wenigen anderen noch seine Steine einzufügen hat. Dem Verfasser der Elbinger Schulgeschichte wird dies Buch nicht von dem Schreibtisch kommen, aber auch der Schreiber der altpreussischen Geschichte muss es dankbar benutzen. Waschinskis Arbeit wird Früchte bringen weit über die Grenzen seiner „verlorenen Heimat“ Westpreussen hinaus, der er dies sein umfangreiches Lebenswerk widmet.

Elbing. Edward Carstenn.

*) Von mir gesperrt.

Christian Krollmann, **Geschichte der Stadtbibliothek zu Königsberg.** M. e. Anh.: Katalog der Bibliothek des M. Johannes Poliander 1560. Königsberg 1929. 108 u. 66 S. 8°.

Wie die Königsberger Universitätsbibliothek, so verdankt auch die fast gleichzeitig gegründete Königsberger Stadtbibliothek ihre Entstehung dem Reformationszeitalter, das dem verkümmernden Ordensland neues Leben gab und die unliterarische Handelsstadt Königsberg in kurzer Zeit zu einem der ersten Geisteszentren des Ostens machte. Welche bedeutsame Rolle in dieser Entwicklung das Bibliothekswesen gespielt hat, das zeigt neben Kuhnerts 1926 erschienener Geschichte der Staats- und Universitätsbibliothek nun speziell für die Stadt Königsberg die vorliegende Arbeit Christian Krollmanns, des um die altpreussische Geschichtsforschung vielverdienten Direktors der Königsberger Stadtbibliothek.

Mit der Stadtbibliothek ist der Name eines der drei Reformatoren Ostpreussens, des Pfarrers und Liederdichters Johannes Poliander († 1541), eng verknüpft. Er hat seine ausgezeichnete und für jene Zeit recht umfangreiche Privatbücherei von rund 1900 Werken der Altstadt vermacht, an deren Kirche er als erster evangelischer Geistlicher tätig war. Sie bildete den Grundstock der Stadtbibliothek, und es ist schon darum selbstverständlich, dass der Verfasser auf diesen ältesten Bestand und die interessante Anfangszeit näher eingeht. Dabei zeigt sich, dass Poliander mit seiner Sammlung aufs innigste verwachsen war. Vielfach sind die Bücher mit handschriftlichen Zusätzen, ja ganzen Abhandlungen des Reformators versehen, die für die Kenntnis seiner Persönlichkeit und seiner, bisher noch nicht ausreichend gewürdigten, Wirksamkeit weitere Aufschlüsse bieten. So erschliesst uns Krollmann zugleich eine neue biographische Quelle, und durch die Veröffentlichung des Katalogs der Sammlung Polianders aus dem Jahr 1560 erhalten wir ausserdem Kunde von verschiedenen sonstigen Quellen zur Reformationsgeschichte, die als verschollen galten oder noch ganz unbekannt waren, und die jetzt von der Forschung (u. a. von O. Clemen für seine neue Lutherausgabe) fruchtbar gemacht werden.

In den folgenden Kapiteln wird dann in anschaulicher Weise, ohne dass sich der Verfasser dabei mehr als nötig ins Detail begibt, die weitere Geschichte der Bibliothek bis zum Beginn des Weltkriegs geschildert, wobei interessant ist zu verfolgen, wie sich die Stadtbehörden zu den verschiedenen Zeiten ihres Instituts annahmen und welch starken Einfluss jedesmal die Perioden wirtschaftlicher Blüte der Stadt auf das Wachstum der Anstalt gehabt haben. Von Bedeutung für die Entwicklung der Bibliothek wurde, ausser dem Büchervermächtnis des herzog-

lichen Rats M. Joh. Lomoller am Ende des 16. Jahrhunderts, besonders die unermüdliche Förderung des bibliophilen Stadtsekretärs Heinrich Bartsch im 18. Jahrhundert. Viel verdankt die Anstalt auch ihren Bibliothekaren in jener Zeit, deren Namen auch sonst im Königsberger Geistesleben einen guten Klang haben, u. a. dem als Kanzelredner hervorragenden Joh. Jakob Quandt, dem Orientalisten Gottl. Siegfried Beyer, dem Mathematikprofessor Friedr. Joh. Buch und Kants Freunde Christian Jakob Kraus. Im 19. Jahrhundert haben sich hauptsächlich der als Landeshistoriker bekannte Friedr. Adolf Meckelburg, der Mitarbeiter Johannes Voigts, und der 1923 verstorbene August Seraphim verdient gemacht. Unter Seraphim wurde die in den letzten Jahrzehnten etwas zurückgebliebene Bibliothek vollständig reorganisiert und zu einem modernen, wirklich gemeinnützigen wissenschaftlichen Institut umgewandelt, das dadurch sogleich einen sichtlichen Aufschwung nahm und sich, wie wir hinzufügen dürfen, heute einer hohen Blüte erfreut. H. Bauer.

Hanns Bauer, **Aus dem ersten Jahrhundert des Elbinger Gymnasiums und seiner Bibliothek.** In: „Königsberger Beiträge“, Festgabe zur 400jährigen Jubelfeier der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg Pr. 1929. Gräfe & Unzer Verlag, Königsberg Pr.

Eine sehr dankenswerte Schrift, aus vielen Quellen zusammengearbeitet, besonders auch aus Schulprogrammschriften und Notizen Neubaurs, die aber vom Verfasser erst recht ausgewertet worden sind. Er schreibt die Geschichte einer Schule im Überblick über das erste Jahrhundert ihres Bestehens, aber mit so vielen interessanten Bemerkungen politischen, wirtschaftlichen, reformationsgeschichtlichen Inhalts, dass sie ein wertvoller Beitrag zur Geschichte Elbings überhaupt wird. Das Elbinger Gymnasium hatte aber auch eine Bedeutung, die die einer heutigen höheren Schule weit übertrifft. War es doch 1535 bei seiner Gründung die einzige geistige Bildungsstätte seiner Art in Westpreussen und gewann noch an Bedeutung, als der polnische König Sigismund 1540 den Besuch einer ketzerischen Universität allen Westpreussen untersagte. Es wurde Gymnasium academicum mit philosophischen und theologischen, wenig später auch mit medizinischen und juristischen Vorlesungen, so dass es den Besuch einer Universität weitgehend vorbereitete, ja sogar ersetzte. In dem Kampf des Protestantismus um seine Existenz und Ausbreitung war diese Schule also von unschätzbarer Bedeutung.

Der erste Rektor war Wilhelm Gnaphäus, vormals Rektor im Haag, der von der niederländischen Inquisition verfolgt, in Elbing seit 1531 einen Zufluchtsort gefunden hatte. Er war bedeutender Humanist, Dichter und Pädagog und verhalf dem Gymnasium in den fünf Jahren seiner Wirksamkeit zu unerhörter Blüte. Über 600 Schüler besuchten es aus den bürgerlichen und adligen Kreisen von ganz Westpreussen und Ostpreussen. Eine Reihe bedeutender Männer ist aus ihm hervorgegangen. Es war durchaus nicht bescheiden, aber auch nicht übertrieben, wenn er von sich sagte: Possum in Domino vere gloriari me de totius Borussiae juventute optime meritum. 1541 wurde er von Herzog Albrecht nach Königsberg gezogen, weil König Sigismund seinen Fortgang forderte, da er dem Bischof des Ermlandes als ketzerisch verdächtig war. Es war nur eine kurze Blüte. Denn als 1544 die Universität in Königsberg gegründet war, verlor unser Gymnasium naturgemäss an Bedeutung. Dazu kamen die Rekatholisierungsbestrebungen des Bischofs Hosius, häufiger Lehrerwechsel infolgedessen, auch Lehrermangel, wirtschaftlich schwere Lage der Stadt, aber trotzdem ist die Schule auch unter diesen schwierigen Verhältnissen nie zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken.

Eine neue Blüte leitete der Rektor Thomas Rotus (1587—1596) ein, obwohl inzwischen auch in Danzig und Thorn Gymnasien entstanden waren und seit 1565 das Jesuitencollegium im nahen Braunsberg eine starke Konkurrenz geworden war. Der Verfasser unterstreicht gerade die Bedeutung dieses bisher nicht genügend gewürdigten Mannes, der auch den ersten, wenn auch bescheidenen Grundstock zu einer wissenschaftlichen Bibliothek gelegt hat. Sein Nachfolger Johann Mylius, der 30 Jahre lang die Schule leiten durfte, hat, obwohl selber sehr tüchtig, doch auch noch die Früchte der Saat ernten dürfen, die Thomas Rotus gesät hatte (1589—1629). Unter ihm bekommt die Schule ein neues stattliches Gebäude, dreistöckig, mit 14 Giebeln und einem Glockenturm, 1599 eingeweiht. Es war auf den Grundmauern der alten Schule — wahrscheinlich dem früheren Brigittenkloster — erbaut, das Gebäude der heutigen Mädchen-Mittelschule. Auch ein Bibliotheksaal mit 9 Fenstern wird eingebaut. Mylius selber ist Bibliothekar und teilt die Bücher in 10 Klassen, alle Wissenschaften von der Grammatik und Logik bis zur Theologie sind vertreten. Die Werke werden angekauft von der Stadt oder geschenkt von ehemaligen Schülern, von Patriziern; allerdings wächst sie nur langsam. Die bedeutendste Erwerbung stellt der grösste Teil der Bibliothek der Brüder Stefan und Simon Loitz dar, über 400 Bände, in der Mehrzahl theologischen Inhalts. Um 1660 ist sie wohl in den Besitz des Gymnasiums übergegangen. Bekanntlich wurde die

Bibliothek des Gymnasiums im 19. Jahrhundert zugleich Stadtbibliothek. Schade, dass die Schrift infolge ihrer Bestimmung nur ein Überblick über das 1. Jahrhundert der Schule sein konnte!

Elbing. O. Heuer.

Hanns Bauer, **Die Glaubensspaltung in Ost- und Westpreussen und ihre nationalpolitischen Auswirkungen.** Ein Vortrag. Erschienen im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 1929.

Eine besonders verdienstvolle Veröffentlichung, die zeigt, wie sich die Reformation in unsern Grenzgebieten auswirkt, wie die nationale Schichtung dabei ins Gewicht fällt. Der Verfasser verbirgt nicht seine eigene Überzeugung, aber man sieht deutlich, wie er sich bemüht, dieses komplizierte Geschehen sachlich und objektiv zur Darstellung zu bringen. Aber gerade dieses sachliche, scharfe Hinsehen auf diese Dinge führt ihn sozusagen zu einer Ehrenrettung für Westpreussen in kultureller und nationaler Beziehung. Die meisten Darsteller unserer Geschichte sind geneigt, nach dem 2. Thorner Frieden 1466 im wesentlichen allein Ostpreussen als Ausklang der Ordensgeschichte zu behandeln, während Westpreussen unter polnischem Einfluss und polnischer Wirtschaft für drei Jahrhunderte bis zur Teilung Polens einfach aus der Geschichte ausscheidet; gerade jüngst ist oft genug das damalige Westpreussen in Parallele zu dem heutigen polnischen Korridor gestellt worden. Bauer weist nach, dass diese Anschauung irrig ist, und dass auch unter polnischer Herrschaft Westpreussen sein eigenes kulturelles und nationales Leben gehabt hat, wie es während der Reformationszeit geradezu eine wichtige vermittelnde Brücke gebildet hat zwischen Ostpreussen und dem deutschen Mutterland.

Westpreussen hat auch nach 1466 die höhere Kultur gegenüber Ostpreussen. Ein Gradmesser: Westpreussen schickt in den Jahren 1480—1523 nicht weniger als 1130 Studenten auf auswärtige Universitäten, darunter 380 Danziger, während aus Ostpreussen nur 470 Studenten ins Reich gehen. Auch im Beginn der Reformation hat Westpreussen die Führung. 1518 schon werden in Danzig massenhaft Luthers Schriften eingeführt, und 1522 hat die Reformationspartei die Oberhand, auch in Thorn und Elbing, selbst im Ermland ist eine starke Hinneigung zu der neuen Bewegung zu spüren, während in Ostpreussen erst 1523 ein lutherischer Prediger auftritt, und auch nur in Königsberg. Während so die Bewegung zuerst Westpreussen erreicht und freudigen Widerhall findet, dann,

wenn auch etwas zögernd, weiter nach Ostpreussen kommt, kann man doch von einer gemeinsamen Geschichte im Beginn der Reformationszeit sprechen. Das wird seit 1524/25 anders, wo die Politik eingreift. Von da an haben beide Teile eine getrennte Geschichte. Im Ermland beginnt unter dem neuen Bischof eine Rekatholisierung, z. T. mit Einführung von Reformen, z. T. mit gewaltsamen Massnahmen. In Ostpreussen tendiert die Obrigkeit nach der andern Seite. Der Hochmeister Albrecht von Hohenzollern wird als Herzog Landesherr. Er ist von Luther selbst beraten, findet nach langer Abwesenheit bei seiner Rückkehr schon ein überwiegend lutherisch gesinntes Land vor. Die Bischöfe verzichten auf ihre weltliche Herrschaft, und so geht seit 1525 die Reformierung ohne Reibung vor sich; so liegt in Ostpreussen der Schwerpunkt des Protestantismus in Preussen, besonders aber seit Gründung der lutherischen Universität in Königsberg 1544. Im südlichen und nördlichen Ostpreussen wird die nationale Überfremdung durch Polen, Masuren und Litauer durch die Reformation unschädlich gemacht, indem diese Teile kulturell mit dem ostpreussischen Kernland in engere Beziehung gebracht und dadurch eingedeutscht werden. Die Folgen dieser Entwicklung zeigten sich 1920 in dem glänzenden Resultat der Abstimmung für Deutschland.

In Westpreussen verläuft die Entwicklung anders. Wohl ist auch hier um 1545 der grösste Teil der Städte, des Landes, des Adels trotz aller polnischen Hemmungen protestantisch. Aber es fehlt die einheitliche Führung, zumal der Plan einer westpreussischen Landesuniversität nicht zustande kommt. Die einzelnen Städte müssen sich in langen Kämpfen die freie Religionsübung erringen. Aber inzwischen arbeitet die katholische Gegenreformation unter der Ägide des Bischofs Hosius mit so starken Mitteln, z. B. Ausschliessung der Evangelischen von den Staatsämtern, dass ein grosser Teil des Adels, auch der übrigen Bevölkerung den Weg zurück ins katholische Lager findet. Und die Rekatholisierten werden vielfach polnisch, während die Evangelischen deutsch bleiben. Ein Hort des Protestantismus sind die grösseren Städte. Sie dienen als Zufluchtsorte auch für evangelische Polen. So gab es in Elbing und Danzig evangelisch-polnische Gemeinden; diese Polen gingen allmählich in der deutschen Umgebung auf. So ist schliesslich mit einem gewissen Recht in Westpreussen die Gleichsetzung von polnisch und katholisch und von evangelisch und deutsch entstanden im vulgären Sprachgebrauch. Das Ermland aber, das ganz von Deutschen umgeben war, hat sich trotz der Rekatholisierung, und trotzdem zuweilen polnische Bischöfe und Domherren vom König von Polen eingesetzt wurden, sein Deutschtum erhalten.

Dass Westpreussen trotz der Gegenreformation und der jahrhundertelangen polnischen Unterdrückung nicht in Polen aufgegangen ist, das kommt daher, dass bei manchem Abfall doch viel tapfere Glaubenstreue und Opferfreudigkeit in den Herzen steckte. 1772, nachdem das Land 300 Jahre unter polnischem Einfluss gestanden hatte und 200 Jahre richtige polnische Provinz gewesen war, ist bei der Rückkehr zu Preussen doch noch die gute Hälfte der Bewohnerschaft deutsch und evangelisch. 10 Jahre nach 1919 sieht das Bild leider wesentlich anders aus!

Auch für diesen Beitrag zur preussischen Reformationsgeschichte können wir dem Verfasser sehr dankbar sein. Es wäre zu begrüssen, wenn er auch die interessanten Verhandlungen, die zur Gründung einer westpreussischen Universität führen sollten, die aber durch gewisse Kräfte hinter den Kulissen verhindert wurde, zur Darstellung bringen wollte.

Elbing. O. Heuer.

Wilhelm Süvern, **Johann Wilhelm Süvern.** Preussens Schulreformer nach dem Tilsiter Frieden. Ein Denkmal zu seinem 100. Todestage, dem 2. Oktober 1929. Langensalza. Verlag von Julius Beltz, Berlin-Leipzig. 1929.

Sehr zu begrüssen ist der Gedanke Süverns, seinem grossen Vorfahren zum 100. Todestag eine eingehende Schrift zu widmen. Bisher stand der Wissenschaft als einziges wertvolles Mittel die Diltheysche ausführliche Arbeit über den grossen Pädagogen Süvern zur Verfügung (Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 37). Dilthey konnte s. Zt. dafür nicht besondere Studien treiben, so legt dies Werk nun aus Akten und wenig zugänglichen andern Quellen eine grössere Menge Stoff zum Lebensbild des grossen Schulreformers vor. Jahrelange Arbeit hat zur Sammlung gehört. Und die Mühe sei dem Verfasser um so mehr gedankt, als sie ihm erschwert wurde, weil Joh. Wilh. Süvern seinerzeit „aus persönlicher Verbitterung oder Besorgnis vor politischer Schnüffelei . . . die Verbrennung seines gesamten literarischen und brieflichen Nachlasses“ verfügte. „Nicht einmal ein Bild des grossen Mannes ist erhalten.“

Ein Band von 280 Seiten mit gutem Register konnte trotzdem entstehen. In 12 Kapiteln behandelt er die Jugendzeit Süverns, die Universitätsjahre in Jena, wo Süvern u. a. Fichte und Schiller hörte, und Halle, wo Fr. Aug. Wolf sein Lehrer wurde, dann die pädagogisch-wissenschaftliche Tätigkeit in Berlin, die Direktorzeiten in Thorn und Elbing, den Aufenthalt in Königsberg als Professor an der Universität und Mitglied der Regierung, die lange Zeit als Staatsrat und Mitdirektor im

Ministerium (1809—1829). Den Abschluss bildet eine ausführliche Würdigung von Süverns wissenschaftlicher Tätigkeit und Sorge für die Akademie der Wissenschaften. Die vorliegende Arbeit baut eine ausführliche Betrachtung über Süverns wissenschaftliche Arbeiten, die Weltanschauung und die pädagogischen Ziele und ihre Verwirklichung ein in den äusseren Lebensgang dieses Schulmannes. Wenn der Verfasser sich auch bemühte, alles Erreichbare zusammenzubringen, so sind ihm doch gerade Elbinger Quellen entgangen, die weiteres Licht über Süvern und die damalige Zeit verbreiten. Es sei gestattet, hier schon auf einiges hinzuweisen, was wert ist, auch in eine Süvernbiographie über den vielleicht wichtigsten Lebensabschnitt Aufnahme zu finden, da eben sonst nicht viel Persönliches überliefert ist.

Als Hauptchronist für jene Zeit schreibt in Elbing Carl Ferdinand Ramsey[1]). Er berichtet mehrfach über Süvern im 1. Band seiner Chronik. Und da er amtliche Unterlagen benutzen konnte, so haben seine Angaben besonderen Wert. Von ihm erfahren wir zunächst, dass Johann Wilhelm Süvern im Mai zum Direktor des Gymnasiums gewählt wurde mit dem „sehr mässigen Gehalt von 417 Rthl. 10 g 9 ₰ mit Einschluss der Accidenzien am Schulgeld u. mit 8 Achteln Deputat Holz“ gleich wie der vorige Rektor. Süvern war nach Ramsey zum Wahltage (16. Mai) nach Elbing gekommen und forderte sofort eine bare Zulage von „200 Rthlrn. und den völligen und anständigen Ausbau der Rector Wohnung, die sich in schlechtem Zustande befand. Solch eine Forderung erschien hier als etwas neues und unerhörtes. Der Kriegsrath Schmidt nannte das Verlangen des erst eben angekommenen Directors unziemlich und wollte seine gewohnte Autorität und seinen Despotismus behauptend den Süvern in seine Schranken weisen. Er erliess daher an denselben mit Einstimmung sämtlicher Rathsglieder, die gewohnt waren, keine andere Meinung zu haben als ihr Chef[2]), eine abweisende Resolution. Dem Süvern aber, der vermöge seiner längst anerkannten Tüchtigkeit bei dem betreffenden Minister[3]) einen guten Stein im Brett hatte, und überhaupt in ehrenvollem Rufe stand, wandte sich an die Kammer und an den Minister und von lezterm ergieng die Aufforderung an den Magistrat dem Verlangen des Süvern zu willfahren, da dieser sonst bald einen andern Ruf suchen und erhalten dürfte.“ Süvern hatte in Thorn nämlich besser gestanden,

[1]) Vgl. Carstenn, Edward: Carl Ferdinand Ramsey in Mitt. d. Coppernicus-Vereins f. Wiss. u. Kunst. Thorn. 20. Heft. S. 8—24.

[2]) Bei der Abstimmung über die Direktorwahl entschieden sich mit Schmidt noch sieben Ratsglieder für Süvern, während zwei (Land und Quednau) dem Konrektor Proewe ihre Stimme gaben. (Elb. Arch. Rep. R. G. 172,5. Bl. 96a.) Also ist das Urteil Ramseys wohl etwas scharf.

[3]) von Massow.

war zur Bewerbung eingeladen worden, wie aus dem Rep. R. G. 172,5, das viele persönliche Schreiben Süverns enthält, hervorgeht. Hinter dem einfachen Satz Ramseys, dass Süvern gewählt wurde „auf ergangene Empfehlung von Berlin aus“ [4]), versteckt sich eine ziemlich lange Geschichte. Da nämlich der Konrektor Proewe nicht auf die Bedingungen des Magistrats für den Fall der Wahl zum Rektor eingehen wollte, auch die Regierung wegen seines hohen Alters Bedenken hegte, so wandte sich der Magistrat durch den Stadtrat Poselger an den Berliner Gelehrten Prof. Levezow[5]). Der lehnte ab, schlug aber in ausführlichem Gutachten Süvern vor[6]), „der vor einigen Jahren noch mein Kollege am Berlinisch-Köllnischen Gymnas. war[7]). ... Ich weiß, daß er Thorn gerne mit einem beßern Aufenthaltsorte vertauschen würde. ... Er hat das Gymnasium in Thorn, welches ganz darniederlag, sehr zweckmäßig instaurirt .. hat .. Gelegenheit u. Zeit gehabt, seine pädagogischen Ideen und Verbeßerungen nach Werth u. Folgen zu prüfen“. Und Poselger bemerkte dazu, dass er auch schon Gutes über Süvern gehört habe. Kriegsrat Schmidt wandte sich daraufhin an Süvern, der nun unter dem 7. Mai 1803[8]) die Bewerbung absandte. Er konnte also nach der Wahl fordern. Aber der Magistrat machte Einwendungen und schützte „den Mangel an fond vor“ [9]). „So wurde die Gehaltszulage von 200 Rthlr. jährlich ohne weiteres von dem Minister auf die Kämmerey Kasse angewiesen, auch der Ausbau der Wohnung sofort veranlaßt, der der Kämmerey auf 1414 Rthlr. zu stehen kam. Die ungemeinen Verdienste des Süvern ergaben sich in kurzer Zeit.“ Weitere sehr feine Einzelheiten enthält das Rep. G. 172,5 z. B. über die Reisekosten für Süvern und den Verweis, den sich Elbing deswegen holt, über die Gründe, weshalb Süvern im Juli noch nicht die Wohnung beziehen konnte u. v. a. Ich hoffe, später auf Süvern in Elbing unter Ausnutzung unserer Quellen noch näher zu sprechen zu kommen. Ramsey verfolgte weiter aufmerksam Süverns Reformen[10]) und bedauerte lebhaft seine Berufung nach Königsberg im August 1806[11]). Ramsey hat jedem seiner Chronikbände auch einen Belegband beigefügt. So finden wir darin als Beilage 9 (Band 1) den Druck der Antrittsrede Süverns vom 25. Nov. 1803, der vom 3. Dez. datiert ist; als Beilage 10 das

[4]) Bd. I, S. 39.
[5]) Elb. Arch. Rep. R. G. 172,5, Bl. 85b, 86a.
[6]) Ebda. Bl. 90b, 91a.
[7]) Eine Tätigkeit Süverns dort ist anscheinend bisher nicht bekannt geworden.
[8]) Elb. Arch. Rep. R. G. 172,5, Bl. 92a ff.
[9]) Die Darlegungen nach Ramsey I, S. 39 ff.
[10]) Ebda. S. 87—89. Die Einführung ins Amt wird S. 41 f. berichtet.
[11]) Ebda. S. 122.

Gedicht der 2. Klasse zu Süverns Einführung und als Beilage 17 den neuen Plan für das Gymnasium vom Jahre 1804. Alle Drucke kennt der Verfasser. Aus dem Gedicht gibt er sogar den Schluss von der 5. Strophe ab wieder. Ihm entgingen indes die Unterschriften der Schüler, wo an erster Stelle P(eter) F(riedrich) T(heodor) Kawerau steht, jener Kawerau, den Süvern nachher zu Pestalozzi schickte und dessen Briefwechsel mit Schönwaldt Neubaur veröffentlichte[12]). Vielleicht dürfen wir im Führer der 2. Reihe der Unterschriften F. Klugmann einen Verwandten (Bruder?) von Süverns Gattin sehen?[13]) Ramsey[14]) berichtet uns über den Gang der Reform: Es „machte sich der Süvern sogleich mit Umsicht und Nachdrug an eine totale Reform der Verfaßung des Gymnasiums, die im ganzen sehr im Argen lag. Schon im März 1804 war eine Commißion zur Entwerfung eines neuen Schulplans constituirt worden, bestehend aus dem Justizdirector Jungschulz v. Röbern, dem Justizrath Land, zeitigen Protoscholarchen, und dem Stadt Justizrath Poselger und dem Director Süvern[15]). Vor dieser Commißion wurde ein neuer Schulplan für das Gymnasium entworfen und von dem Süvern verfaßt, auch nach erfolgter Genehmigung des Magistrats 200 Exemplare davon abgedruckt... Der Plan wurde der Kammer, und den Staatsministern v. Schroeter und v. Maßow eingesand und von allen Behörden gut geheißen, konnte aber nicht sofort in allen Theilen in Ausführung gebracht werden. Der verbeßerte Unterricht wurde jedoch von dem Süvern nach Möglichkeit herbeigeführt und das Gymnasium erblühete unter seiner Leitung in kurzem zu einer der schönsten Lehr Anstalten.“ Dieser Plan wird im vorliegenden Werk eingehend besprochen. Das ist er auch wert, denn auf ihm beruht im wesentlichen nachher die ganze Süvernsche Reform der Gymnasien. Von ihr und den andern pädagogischen Zielen des Reformers erfahren wir eingehend, und uns wird das tragische Ende dessen gezeigt, der viel erstrebt, aber allein schliesslich nicht Herr der wachsenden Widerstände nach den Freiheitskriegen werden konnte. Er starb unbefriedigt und mit der Welt zerfallen. Dies späte Denkmal werbe neue Freunde für seine Gedanken, die das Jahrhundert überdauern dürften.

Edward Carstenn.

---

[12]) Neubaur, Leonhard: Aus den Briefen des Pädagogen Peter Kawerau in Zsch. f. Gesch. d. Erzieh. u. d. Unterr. VII. 1917, H. 2. Vgl. auch Kawerau, Siegfried: Familie Kawerau durch 333 Jahre. Landsberg W. (1917).

[13]) Eine Feststellung zu machen, fehlte jetzt leider die Zeit.

[14]) I. S. 88 f.

[15]) Von ihnen hatte Land sich s. Zt. bei der Wahl Süverns für Proewe entschieden. Elb. Arch. Rep. R. G. 172,5, Bl. 96a. Proewe war inzwischen gestorben, und so durfte Süvern von dieser Seite wohl keinen Widerstand erwarten.

A. Rohde, **Königsberg Pr.** (= Stätten der Kultur, Band 37). Mit 101 Abbildungen. Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1929. Gross 8°. 126 S. Kart. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Es ist keine einfache Aufgabe, von Königsbergs Kunst und Kultur zu schreiben. Gilt es doch, gegen ein weit verbreitetes Vorurteil anzukämpfen; denn man neigt nicht nur im Reiche, sondern auch in der Provinz selbst dazu, die Hauptstadt Ostpreussens, die auf eine fast ebenso lange Zeit ihres Bestehens zurückblicken kann, wie ihre Nachbar- und Schwesterstädte Danzig und Elbing, im Gegensatz zu diesen als kunst- und kulturarm zu bezeichnen. In der Tat wird man im alten Königsberg enttäuscht, wenn man dort Stadt- und Strassenbilder von gleicher Geschlossenheit und Einheitlichkeit, wie etwa in Danzig, Elbing und Marienburg, zu finden hofft. Man sucht auch vergeblich nach architektonisch hervorragenden öffentlichen Gebäuden alter Stilperioden, nach einem mittelalterlichen Rathaus oder einem stolzen Artushof. Ja, selbst Bürgerhäuser im Hanseatenstil oder im Stil der Renaissance und des Barock, wie sie in Danzig und Elbing sich noch in ganzen Strassenfluchten zeigen, sind in Königsberg nur noch ganz vereinzelt zu sehen, und man muss sie mühsam suchen. Nur der imposante, monumental wirkende Prachtbau des Königsberger Schlosses und der Dom in ihrer den Mittelpunkt der Stadt beherrschenden Lage drängen sich auch dem flüchtigen Betrachter als unvergessliche Eindrücke auf.

Freilich, wer sich die Mühe macht, mit kundigem Auge zu suchen, wird auch sonst so manches finden, was noch heute Zeugnis ablegt von der hohen Kultur Königsbergs, von einer Kultur freilich, die für fast keine Periode eine abgeschlossene Entwicklung zeigt, sondern die viel Sprunghaftes und Zerrissenes darbietet.

Mit solchem kundigen Blick hat sich der Verfasser, der seit etwa drei Jahren als Direktor der Städtischen Kunstsammlungen in Königsberg tätig ist und durch die Neuordnung derselben und durch die Veranstaltung einer grösseren Zahl von Kunstausstellungen sich schon um das Kunstleben Königsbergs hochverdient gemacht hat, in die Kunst und Kultur Königsbergs vertieft. Und wenn er von dem Westländer spricht, der, wenn er Königsberg betritt, fühlt, dass er hier auf geheiligtem Boden steht, dass er hier den Boden gewachsener deutscher Kunst und Kultur findet, so dürfen wir wohl gerade in ihm einen solchen Westländer sehen. Mit liebevollem Blick und mit einem fein entwickelten Kunstverständnis hat sich Rohde in die jahrhundertelangen Erscheinungen von Kunst und Kultur seines neuen Wirkungsgebietes versenkt, und wir Ostpreussen müssen es ihm danken, dass gerade er, dem niemand Lokalpatriotismus

wird zum Vorwurf machen können, mit seinem Buche dem Vorurteil, das gegen Königsberg leider herrscht, entgegenarbeitet.

Drei grosse Epochen sind es, die in Rohdes Buch besonders und fast allein zur Geltung kommen, die Ordenszeit, die Zeit des Herzogs Albrecht und dann die Zeit der Residenz Königsberg seit Friedrich I. Sie haben dem Stadtbild und der Kultur Königsbergs ihren charakteristischen dreifachen Stempel aufgeprägt.

Auf Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Aber eines sei hervorgehoben: Da Rohde sich nur auf wirklich beachtenswerte Erscheinungen beschränkt, so beweist schon die bedeutende Zahl von 101 Abbildungen, welchen hervorragenden Anteil auch Königsberg an der Entwicklung deutscher Kultur und besonders an dem künstlerischen Schaffen in Ostpreussen gehabt hat. Die vorzüglichen Abbildungen, die dem Buche künstlerischen Schmuck verleihen, sind aber nur die Illustrationen zu dem hochstehenden Inhalt des Buches, das auch vom rein geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet eine wertvolle Bereicherung Königsberger Geschichtsschreibung bedeutet. Es ist eine Kultur- und Kunstgeschichte Königsbergs, die im engen Rahmen doch die wesentlichsten Punkte der Entwicklung in scharf und geistvoll umrissenen Bildern hervorhebt, die die Kultur Königsbergs auch in den grossen Rahmen der Kultur unseres ganzen ostdeutschen Volksbodens und des deutschen Mutterlandes eingliedert. So wünschen wir diesem prächtigen Buch recht viele Leser.

Elbing. B. Ehrlich.

Karl Heinz Clasen, **Ostpreussen. Deutsche Volkskunst,** hrsg. von Reichskunstwart Edwin Redslob, Band 10. Mit 230 Bildern. Delphin-Verlag, München. Kart. Mk. 7,50, geb. Mk. 8,50 bzw. 9,50.

Die Volkskunst eines Gebiets ist ein Ergebnis seines Volkstums. Auch in ihr spiegeln sich die Mischungsprozesse, die im Laufe der Jahrhunderte — oder Jahrtausende? — das Volkstum in seiner besonderen Eigenart gestaltet haben. Es ist kein Wunder, dass in der Volkskunst noch viel mehr als in der eigentlichen Kunst die Eigenart eines Landes zum Ausdruck kommt. Denn in ihr sind vielfach ungeschulte Kräfte wirksam, die sich von den Strömungen und Richtungen der Zeiten frei halten, sie erwächst aus den schöpferischen Instinkten des Volkstums selbst, sie erwächst aus dem Boden des Landes, sie wird nicht in dem Sinne national oder international, wie die berufsmässige Kunst.

Mit dem allmählichen Schwinden der landschaftlichen Eigenart des Volkstums, die eine natürliche Folge des erweiterten und erleichterten Verkehrs, des Bevölkerungsaustausches und der Bevölkerungsmischungen innerhalb selbst weit auseinander liegender Gebiete des deutschen Volksbodens ist, mit dem Eindringen einer städtischen Kultur zumal in die Dörfer ist freilich auch der Bestand oder die Entwicklung einer eigenartigen Volkskunst aufs äusserste gefährdet.

Um so notwendiger ist es, dass dasjenige, was noch von der Volkskunst der einzelnen Landschaften vorhanden ist, erhalten bleibt, dass es auch in besonderen wissenschaftlichen Abhandlungen für weitere Kreise zur Darstellung gebracht wird. Freilich ist, wie der Verfasser sagt, die wissenschaftliche Ausbeutung dieses Ausdruckskomplexes der Volkskultur noch ganz in den Anfängen. Um so höhere Anerkennung verdient daher das Unternehmen des Reichskunstwarts Edwin Redslob, der sich die wissenschaftliche Darstellung der Volkskunst der einzelnen deutschen Landschaften zur Aufgabe gestellt hat, und des Delphin-Verlags in München, der sich in den Dienst dieses Unternehmens gestellt hat.

In Karl Heinz Clasen, der uns in den letzten Jahren schon mehrere wertvolle wissenschaftliche Beiträge zur ostpreussischen Volkskultur beschert hat, haben der Herausgeber und der Verlag den berufenen Darsteller der ost- und westpreussischen Volkskunst gefunden. Mit einem durch umfangreiche, sorgfältige Studien auf weiten Reisen geschulten Blick hat er in seinem Buch die wertvollsten Erscheinungen dieser Volkskunst in klar umrissenen Bildern zur wissenschaftlichen Darstellung gebracht. Unter vollständiger Wertung der verschiedenen völkischen Einwirkungen sieht er doch in der schöpferisch zusammenfassenden Kultur des Deutschen Ordens die tragende Substanz. Drei scharf getrennte Ausdrucksgebiete heben sich in der Provinz gegeneinander ab: im Osten einerseits im Memelgebiet die Volkskunst der Kuren-Letten und der Litauer, weiter südlich die der Masuren; bis zur Weichsel haben wir dann die Ausdrucksgebiete der ehemals von den alten Preussen besiedelten Landschaften des Ermlandes, des Oberlandes und Pomesaniens (mit dem Danziger Werder), und jenseits der Weichsel den pommerellischen Kreis, in dem der slawische Stamm der Kassuben die völkische Grundlage bildete. Der letztere kommt freilich für Clasens Darstellung nicht mehr in Betracht.

Die Eigenart der genannten Ausdrucksgebiete behandelt Clasen in den Abschnitten: Haus und Hof, Kirche und Friedhof, Einrichtung des Hauses, Kleingerät für Haus- und Erwerbsleben, Trachten, Handwerk und häusliche Arbeiten. Bei dem verhältnismässig geringen Umfang des Textes kann von einer

erschöpfenden Darstellung nicht die Rede sein. Aber die kurzen, trefflichen Übersichten werden durch ein reichhaltiges Bildmaterial erläutert und ergänzt. Die Abbildungen, zum grössten Teil nach Aufnahmen des Verfassers selbst hergestellt, sind vorzüglich. Bedauerlich ist es, dass der Verfasser nicht wenigstens in einer Übersicht die Entstehungszeit und den gegenwärtigen Aufbewahrungsort der abgebildeten Möbel, Geräte usw. angegeben hat. Gerade für die Lehrer und die Leiter der kleineren Heimatmuseen, die jetzt so zahlreich entstehen und ihre Sammeltätigkeit besonders den Gegenständen der Volkskultur zuwenden, wären solche Hinweise unbedingt wünschenswert. Das Elbinger Gebiet ist zumal in den Beständen des Städtischen Museums sehr reichhaltig berücksichtigt. Trotzdem wären auch hier noch Wünsche auszusprechen, die bei einer zweiten Auflage hoffentlich berücksichtigt werden können. Der Verfasser spricht S. 29 von den Schränken mit farbigen Einlagen in den Bauernhäusern der Weichselgegend. Er bildet aber nur einen ermländischen Schrank ab (Abb. 65). Auch Eckschränke und Truhen mit farbigen Einlagen, die für das Elbinger Gebiet so charakteristisch sind, hätten wohl berücksichtigt werden müssen. Ferner erwähnt der Verfasser S. 32 zwei Mittelpunkte der Ofenindustrie, den einen in der Elbinger Gegend, den andern in Masuren. Er bildet aber nur zwei masurische Öfen ab (Abb. 154, 155), die Elbinger bedeutende Ofenindustrie wird dagegen nicht veranschaulicht.

Doch das sind nur Wünsche, die in keiner Weise den Wert des Clasenschen Buches herabsetzen sollen. Wir sind dem Verfasser im Gegenteil sehr dankbar für sein prächtiges Buch, das hoffentlich dazu beitragen wird, den Wert der ostpreussischen Volkskunst weitesten Kreisen vor Augen zu führen. In der Hand des Lehrers wird es ein geeignetes Mittel sein, vor allem die heranwachsende Jugend in der Stadt wie auf dem Lande zur Achtung vor den Erzeugnissen der ostpreussischen Volkskunst heranzubilden und so zu ihrer Erhaltung mitzuwirken.

Elbing. B. Ehrlich.

Jahrbuch der Deutschen Museen. Herausgegeben von Prof. Dr. Albert Schramm, Museumsdirektor in Leipzig. Wolfenbüttel 1927.

Mit dem Erscheinen dieses Jahrbuches ist ein Gedanke endlich verwirklicht worden, der schon vor dem Kriege wiederholt auftauchte, bisher aber noch vor unüberwindlichen Schwierigkeiten gestanden hatte: ein Verzeichnis sämtlicher Museen Deutschlands zu bringen. Der erste Teil enthält ein Verzeichnis der Museen mit Angaben über ihre Geschichte, ihre Sammel-

gebiete, Besichtigungszeiten, Verwaltung usw. Museen, die hauptamtlich verwaltet werden, sind durch ein Sternchen gekennzeichnet. Im zweiten Teil bringt das Jahrbuch ein Verzeichnis der wissenschaftlichen, hauptamtlichen Museumsbeamten mit biographischen Angaben und einer Übersicht über ihre wichtigsten Publikationen. Im Anhang sind die Satzungen des Deutschen Museumsbundes und einiger anderer Museumsvereinigungen, schliesslich auch ein Verzeichnis der Konservatoren abgedruckt. Im Jahre 1930 erscheint der dritte Jahrgang des Jahrbuchs. Dieser wird auch eine internationale Bibliographie des Museums- und Ausstellungswesens bringen, was jedenfalls eine wertvolle Bereicherung des Inhalts bedeutet. So sei das Jahrbuch allen Museumsleitern und Bibliotheken als wertvolles Nachschlagewerk bestens empfohlen.

Elbing. B. Ehrlich.

Wolfgang La Baume, **Bildliche Darstellungen auf ostgermanischen Tongefässen der frühen Eisenzeit.** Mit 4 Textabbildungen und 16 Tafeln (= Jpek, Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst, Jhrg. 1928, S. 25—48). Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1928.

W. La Baume, der schon in mehreren kleineren Abhandlungen, dann aber vor allem in Eberts Lexikon der Vorgeschichte die für die älteste Eisenzeit Pommerellens charakteristische ostgermanische Gesichtsurnenkultur behandelt hat, bringt hier eine sehr verdienstvolle Übersicht über die eigenartigen bildlichen Darstellungen auf diesen Gefässen und versucht unter Verwertung des ganzen bisher aus Nordostdeutschland und Polen bekannten Materials und unter Heranziehung eines weiteren Vergleichsmaterials eine Deutung derselben. Die zahlreichen vorzüglichen Abbildungen der Gesichtsurnen selbst und dann der auf ihnen vorhandenen Zeichnungen veranschaulichen den Text in willkommener Weise und zeigen den hohen kulturellen Wert dieser Darstellungen einer noch ganz primitiven Kunst.

Elbing. B. Ehrlich.





Am 15. November 1929 starb in Berlin nach längerer Krankheit an den Folgen einer Operation das Ehrenmitglied der Elbinger Altertumsgesellschaft

Dr. Max Ebert

Ordentlicher Professor der Vorgeschichte an der Universität Berlin.

Er war der erste ordentliche Professor für Vorgeschichte in Preussen und hat somit der Vorgeschichtswissenschaft die Gleichberechtigung mit den älteren Wissenschaften grundsätzlich erkämpft. Mit bewunderungswürdiger Energie und staunenswerter Arbeitskraft hat er in weniger als einem Jahrzehnt ein 15bändiges Lexikon der Vorgeschichte unter Mitarbeit von etwa 100 Fachgelehrten noch gerade zu Ende führen können. Sein eigenes Arbeitsgebiet lag vor allem im Nordosten unseres Vaterlandes und in Russland. Daher bedeutet sein früher nach Vollendung des 50. Lebensjahres erfolgter Tod einen schweren Verlust gerade für die vorgeschichtliche Forschung in Ostpreussen. Der Elbinger Altertumsgesellschaft, die ihn, den damaligen Privatdozenten in Königsberg, gelegentlich ihres 50jährigen Stiftungsfestes im Jahre 1923 zu ihrem Ehrenmitglied ernannte, war er ein treuer Freund und Förderer, der ihr stets mit Rat und Tat zur Seite stand. Die grossen Ausgrabungen auf der Schwedenschanze bei Woeklitz, bei Meislatein (Truso) und auf der Tolkemita, an denen er führend beteiligt war, haben den Ruf der Elbinger Altertumsgesellschaft in die weitesten Kreise des Inlandes und des Auslandes dringen lassen. Die Mitglieder der Elbinger Altertumsgesellschaft, nicht zum wenigsten ihr I. Vorsitzender, mit dem er in Freundschaft verbunden war, werden diesem vornehm denkenden, gut deutschen Mann und Gelehrten dauernd ein ehrenvolles und dankbares Andenken bewahren.

Die Elbinger Altertumsgesellschaft, E. V.

Prof. Dr. Ehrlich, I. Vorsitzender.